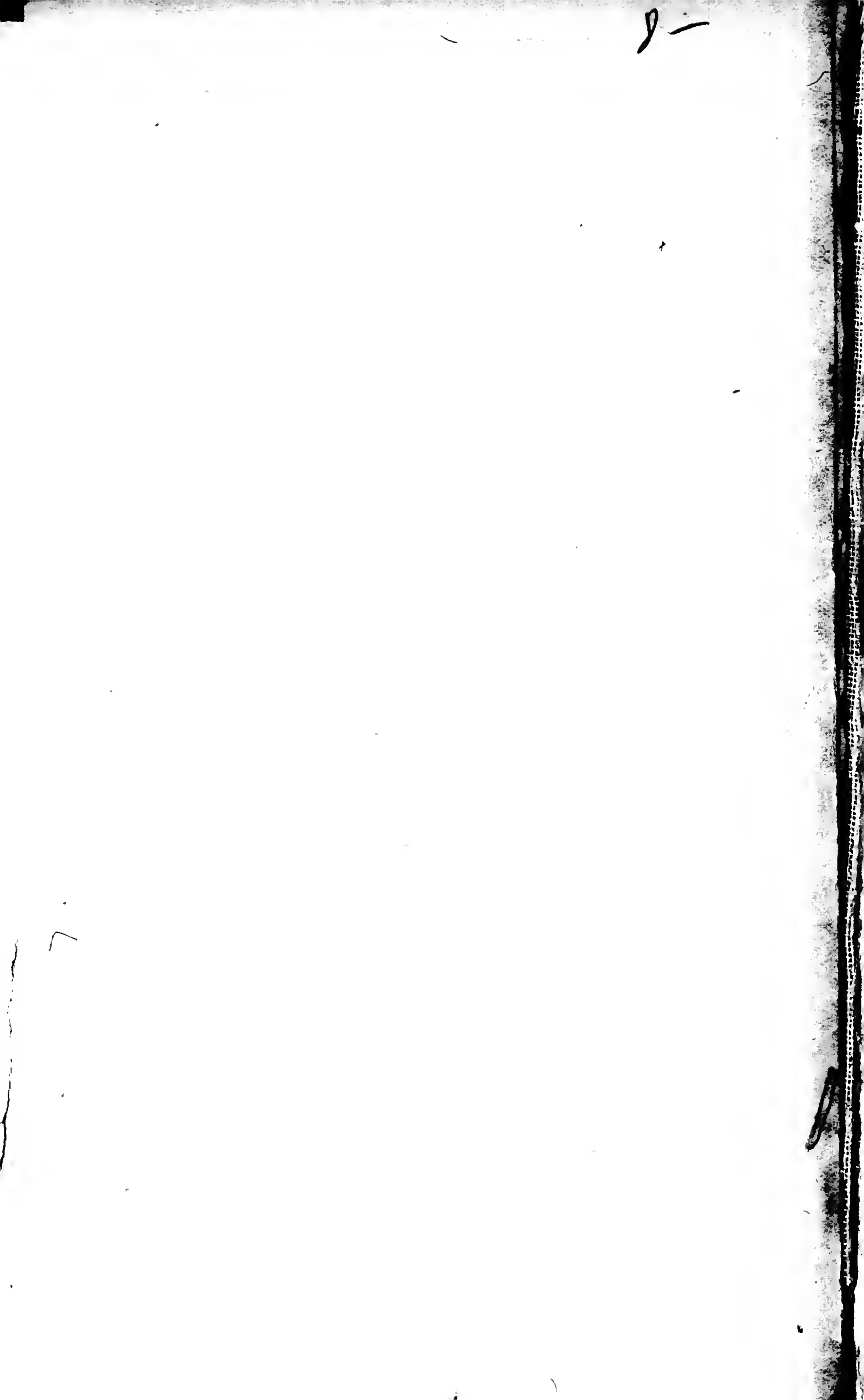
# Alfred Stern

## Reden, Vorträge und Abhandlungen



# Reden, Vorträge und Abhandlungen

von

Alfred Stern




1914

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Meinem Freunde

**Ludwig Geiger**

gewidmet

# Vorwort

In die nachfolgende Sammlung ausgewählter Reden, Vorträge und Abhandlungen sind u. a. früher schon besonders erschienene Veröffentlichungen, wie „Milton und Cromwell“ und „Die Socialisten der Reformationszeit“ (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. Heft 236 und 421. Berlin. Carl Habel 1875, 1883) nicht aufgenommen worden. Von den Reden war bisher Nr. 1 ungedruckt. Nr. 2 war mit einigen Auslassungen in der Wochenschrift „Die Nation“, herausgegeben von Dr. Th. Barth, Jahrgang XXIII, 1906, Nr. 3 und 4 waren im „Jahrbuch für Schweizerische Geschichte“ Bd. XII, 1887, Bd. XXXVII, 1912 erschienen. Die Vorträge sind sämtlich bisher ungedruckt. Von den Abhandlungen ist Nr. 1 zuerst in der „Deutschen Rundschau“ Jahrgang XXX, Heft 6. März 1904, Nr. 2 in „Nord und Süd“ Bd. LXIV, 1893, Nr. 3 in der „Historischen Zeitschrift“ Bd. LXXXV, 1900, Nr. 4 in der „Historischen Vierteljahrschrift“ 1900 erschienen. Alle diese Stücke aber sind durch Verbesserungen und Zusätze bereichert worden.

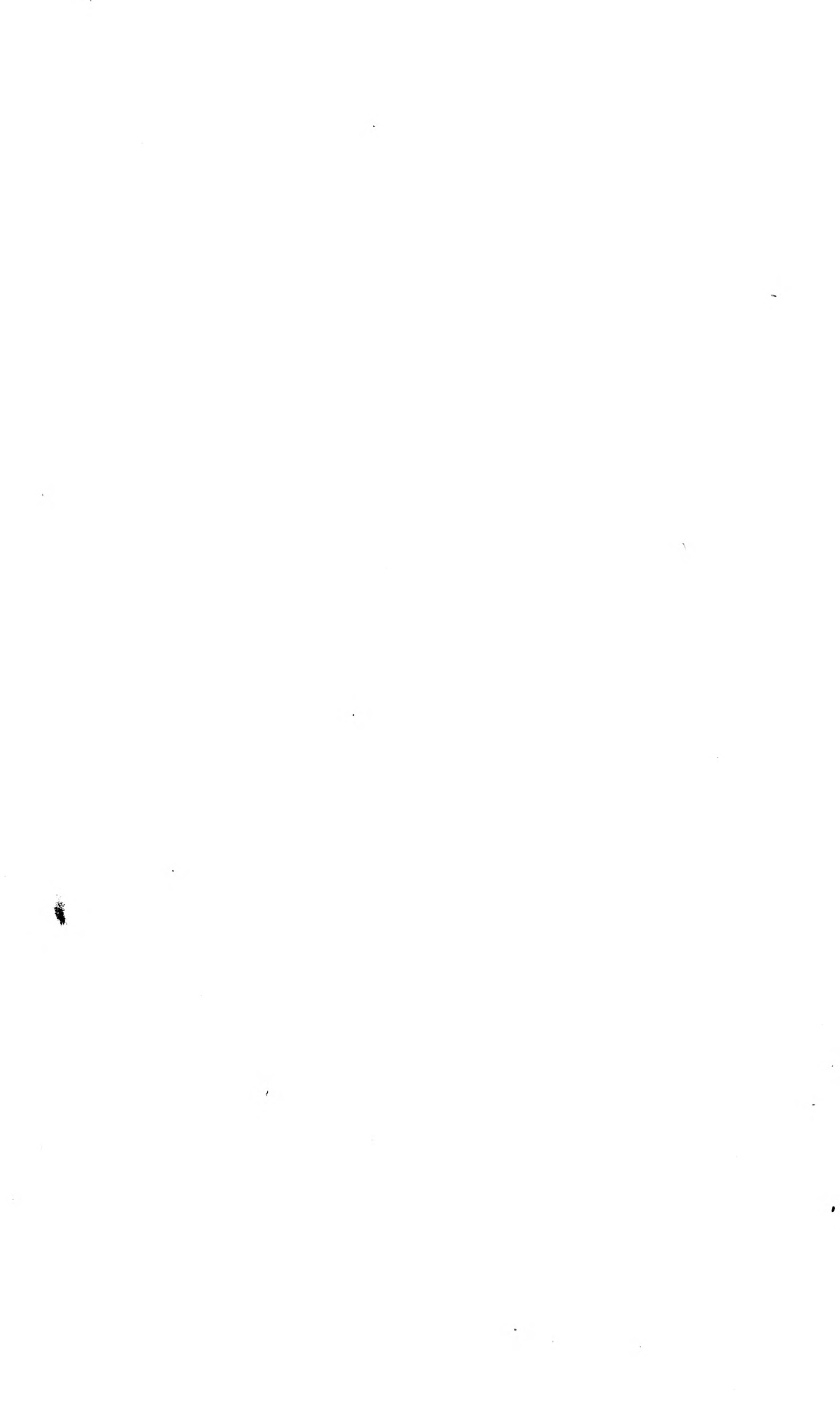
Zürich, 8. Juni 1914.

Alfred Stern



# Inhaltsverzeichnis

# Reden



1

# Festrede

## gehalten zur Feier des hundertsten Geburtstags Kaiser Wilhelms I. vor der deutschen Kolonie im Gesellschaftshaus Bern am 21. März 1897

Geehrte Versammlung!

Es ist ein erhebender Gedanke, unzählige Herzen bewegt zu wissen von ein und demselben überwältigenden Gefühl. Es ist ein unvergleichliches Schauspiel, Millionen wie im Sturme hinweggerissen zu sehen aus dem Thun und Treiben des Alltagslebens, mit ihrem Sinnen und Trachten nur auf das große Ganze gerichtet. Solche Augenblicke bietet das Dasein der Völker nur selten. Sind sie ihm aber einmal geworden, so leuchten sie zurück in unverlöschlichem Glanz bis zu späten Geschlechtern.

Wer die Julitage des Jahres 1870, wäre es auch nur als Halbwüchsiger, in deutschen Landen miterlebt hat, dem werden sie als solche ewig nachleuchtende unvergeßlich sein; die Tage, da ein Ruf erbrauste wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall, da der Schwur erscholl und die Fahnen hoch im Winde flatterten um das Haupt des greisen, königlichen Helden zum Rhein und über den Rhein. Unvergeßlich des-

gleichen der Sommer des Jahres 1871, als überall, allüberall die Heimkehrenden mit Jubelschall empfangen, und auch die, welche ihr Theuerstes zum Opfer gebracht, in verklärtem Schmerz durch den Gedanken an das Vaterland erhoben wurden. Welch ein Bild: jene Triumphstraße seiner Hauptstadt, unter den grünen Linden, auf der, seinen Prinzen und Paladinen voran, der Sieger, nun Deutscher Kaiser, einherritt, umwogt von tausendstimmigem Freudenchor, unter einem Regen von Blumen und Kränzen, beim feierlichen Geläute der Glocken.

Und nach siebzehn Jahren erklangen die Glocken wieder, aber ihr Geläute bedeutete Trauer. Von dem einen Gefühl andächtiger Trauer im Innersten tief ergriffen, blickten die dichtgedrängten Tausende dem Sarge nach auf seinem Wege über dieselbe in Winterfrost starrende Straße zu der von düsteren Tannen umrauschten Ruhestätte der geliebten Eltern, an deren Sarkophagen der Sohn so oft zu stiller Sammlung im Gebet geweilt hatte. Trauer durchzuckte ganz Deutschland vom Fels zum Meer. Trauer breitete ihre dunklen Schwingen von Erdteil zu Erdteil, und ehrfürchtig huldigend senkten sich selbst die Fahnen der Überwundenen vor der ernsten Majestät des Todes.

Was ist es, fragen wir an dem hundertjährigen Gedenktag seiner Geburt, was diesen Mann auf die weltgeschichtliche Höhe emporhob? Was verlieh vor allem bei seinem Volk seinem Namen in Freude und Leid einen Zauber, der sonnengleich den Nebel langer Verkennung und erbitterter Kämpfe durchbrach? Was ließ ihm die Herzen entgegenfliegen, mochte er sich, wie gewohnt, Mittags beim Aufzug der Wache am

Eckfenster seines unscheinbaren Palais zeigen oder auf dem Blachfeld, wo er mit scharfem Auge seine Krieger musterte, oder an den Heilquellen und im Hochgebirge, wo er Erholung suchte? Er selbst dachte so bescheiden von sich, daß er sich stets nur als unvollkommenes Werkzeug höherer Fügung betrachtete. Die stillen Selbstgespräche, oie er dann und wann in mitternächtiger Scheidestunde des Jahres für sich aufzeichnete, spiegeln diesen Gedanken wider. „Die Menschen," schreibt er einmal, „haben meine Schwächen und Fehler übersehen wollen, aber der, welcher sie kennt, wolle mir dereinst ein barmherziger Richter sein." Er findet, ihre Teilnahme gehe „weit über das Verdienst", mit dem er das ihm anvertraute „Pfund" verwaltet habe. Doch durchdrang ihn das hehre Bewußtsein mit freudigem Stolz, durch die Grundlegung „des neu geeinten Deutschland" ein Tagewerk vollbracht zu haben, von dem er nach den Umwälzungen von 1866 geglaubt hatte, er werde seinem Sohne überlassen müssen, es zu vollenden. Dies ist es, was, abgesehen von allem Eigensten seines Wesens, seine unvergängliche geschichtliche Größe ausmacht: er wurde zur Verkörperung der Idee deutscher Einheit. Er setzte sie um in die That.

Als er das Licht der Welt erblickte, hielt das alte heilige römische Reich deutscher Nation nicht mehr zusammen. Es krachte in allen Fugen. Friedrichs des Großen starke Hand hatte seine morschen Formen erschüttert. Vor dem Ansturm der französischen Heerscharen, denen die Trikolore voranflatterte, brachen sie vollends auseinander. Schon war der Tag nahe, da der Träger der Krone Karls des Großen sich ihrer als

einer nutzlosen Bürde entledigte. Nicht lange danach, als der dreizehnjährige Prinz Wilhelm schluchzend niederkniete am Sterbebett der Mutter, war Preußen zu einem Staat dritten Ranges herabgesunken und das übrige Deutschland an den Triumphwagen des fremden Eroberers gekettet. Sie, die schönste Blume, die der Eishauch der furchtbaren Zeit knickte, hatte ihn nebst dem älteren Bruder während der Flucht vor dem Sieger von Jena gemahnt: „Befreit euer Volk von der Schande, worin es schmachtet." Diese Mahnung tief ins Herz gegraben, schwang er sein Schwert, einer der Jüngsten im Befreiungskriege. Und als er die Augen für immer schloß, die drei Menschenalter gesehen hatten, war der Norden und Süden Deutschlands nebst der zurückgewonnenen alten Westmark unter dem Schutz dieses seines Schwertes zu einem Reich geeint, durch Waffenbrüderschaft mit den Stammesgenossen des Donaustaates, des einstigen Nebenbuhlers im Kampf um die Vorherrschaft, fest verbunden.

Was der Traum edler Geister gewesen, wovon die Weisen gesagt und die Dichter gesungen hatten, wofür in den Zeiten der Reaktion Hunderte von hochstrebenden Männern und Jünglingen vieljährige Festungshaft hatten dulden müssen, wenn sie die Mißgunst der argwöhnischen Regierungen nicht von der heimischen Scholle trieb, woran die Revolution von 1848 gescheitert war, da ihr die Machtmittel versagt blieben, ihr gesamtdeutsches Ziel zu erreichen, wozu ein großer Verein gleichgesinnter Männer aller Gaue nur Bausteine und Mörtel hatte herbeitragen können: es erfüllte sich unter der glorreichen Führung dessen, mit dem der Bann

des Kyffhäusers gebrochen und der sagenhafte Barbarossa aus langem Schlaf auferweckt zu sein schien.

Wohl hatte sich in manchem Kopf diesseits und jenseits des Mains das Bild deutscher Einheit anders gemalt, als es aus dem Wettkampf der Geister und der Waffen endlich hervorging. Wohl blieb es in vielem hinter dem Ideal der Vollkommenheit zurück. Aber wenn irgend jemand dazu gemacht war, dem neuen Reich durch den Eindruck der Persönlichkeit einen unverlierbaren Schatz von Hingebung und Treue zu sichern, so war es sein ehrwürdiges erstes Oberhaupt.

Ein großer Dichter hat gesagt: „Die Kindheit zeigt den Mann gleichwie den Tag der Morgen." Auf wenig Menschen trifft dies so sichtlich zu wie auf ihn, von dem die liebende Mutter nicht lange vor ihrem Tode urteilte: „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, einfach, bieder, verständig." Sie fügt hinzu: „Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens kennen lernen. Wären sie im Schoße des Überflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein."

In der That, Einfachheit im ächtesten Wortsinn blieb dem Prinzen, dem Regenten, dem König, dem Kaiser wie ein Erbteil aus der frühen Jugendzeit, in der er die ernste Seite des Lebens kennen gelernt und das Auge der Mutter so oft mit Thränen gefüllt erblickt hatte. Einfach war er im Denken und Sprechen. Er suchte und wußte nicht durch das bunte Spiel schweifender Phantasie und durch rhetorischen Bilderschmuck zu blenden. Um so mehr wirkte er durch die Schlichtheit

der Auffassung und den warmen Ton der Empfindung. Einfach war und blieb er in Bräuchen und Gewohnheiten des täglichen Lebens, haushälterisch und spartanisch abgehärtet. Sein Feldbett war für gewöhnlich sein Lager. Noch als Dreiundsiebziger bewies er eine körperliche wie seelische Spannkraft, die jeden zur Bewunderung hinreißen muß, der jenes Biwaks bei Rezonville gedenkt, wo beim Schein des lodernden Wachtfeuers die Siegesdepesche von Gravelotte geschrieben wurde. Nie verleugnete sich auch die Biederkeit, die die Mutter an dem Knaben gerühmt hatte, der offene, allen Winkelzügen abholde Sinn, das herzliche Wohlwollen gegen die Mitmenschen, der Drang, an der Freude anderer sich selbst zu erfreuen. Dazu der früh hervortretende Zug verständig abwägenden Urteils, die gleichmäßige Heiterkeit, die wie ein leichter Hauch den Kern des ernsten Inneren überschwebte, die Treue im Festhalten an denen, die einmal seine Freundschaft gewonnen hatten, und vor allem schon seit den Jünglingsjahren die Treue in der Erfüllung ihm obliegender Pflichten.

Dies alles bildete ein Ganzes von Eigenschaften, die jeden Bürger geziert haben würden. Aber vom Herrscher wird mehr gefordert als das Mittelmaß bürgerlicher Tugenden. Er soll den Pulsschlag seiner Zeit verstehen. Er soll für große Entschlüsse den rechten Augenblick, für große Augenblicke die rechten Entschlüsse finden. Er soll sein bestes Wissen und Wollen dem Dienst des Staates weihen und doch, auch als erster Diener des Staates, des Wissens und Wollens so vieler anderer nicht entraten dürfen. Er soll nie vergessen,

daß seine Worte und sein Handeln weithin in die Ferne wirken können, und doch bedenken, welche Schranken auch dem stärksten Einzelwillen in der Gegenwart mit Naturnotwendigkeit gezogen sind. Je mehr die rastlos umgestaltende Zeit neuer Entdeckungen und Erfindungen, wachsenden Verkehrs und Arbeitsbetriebes mit ihren Wellenschlägen das öffentliche Leben bewegt, um so verantwortungsvoller ist das Amt dessen, der am Ruder des Staatsschiffes steht. Nun war Prinz Wilhelm in den Jahren, die dem Wesen des zum Manne Heranreifenden den Stempel aufdrücken, weit entfernt von dem Gedanken, er werde jemals an die Spitze der Regierung zu treten haben. Als höchstes Ziel schwebte ihm vor, der Feldherr des Vaters oder des Bruders zu sein und in ihrem Namen Preußens Fahnen mit frischem Lorbeer zu schmücken. Seine Ausbildung war daher jahrzehntelang vorwiegend die fachmännisch soldatische. Soldat war er mit Leib und Seele. Den Soldaten verstand er, wie ein fremder Beobachter sagt, „vom Stiefelabsatz bis zur Helmspitze". Aber es waren doch nicht die Äußerlichkeiten der Parade, auf die er den Hauptwert legte. Er erwarb sich auf dem Gesamtgebiet des Kriegswesens eine Sachkunde, die das Größte wie das Kleinste umfaßte. Schon sein beredtes Gutachten vom Jahre 1848 über die deutsche Wehrverfassung ist ein vollgiltiger Beweis der ernsten Gedankenarbeit des erfahrenen Kenners. Lange ehe er an das Reformwerk die Hand anlegen konnte, um das nachmals, da es den Konflikt mit der Volksvertretung heraufbeschwor, ein so heißer Kampf entbrannte, stand es in den Grundzügen vor seiner Seele fest. Wie viel

an dem Aufbau desselben auf die Rechnung derer zu setzen ist, die sein Scharfblick als Helfer auswählte, wird sich heute noch nicht vollkommen feststellen lassen. Zwar ist aus ihrem Kreise schon manches Zeugnis ans Licht gebracht worden. Anderes schlummert ohne Zweifel noch im Staube der Archive, in Familienpapieren, Briefwechseln, Tagebüchern. Indessen haftet bisher der Eindruck, daß es nicht zu viel gesagt sei, die damalige Neuordnung des preußischen Heeres als eigenstes Werk dessen zu bezeichnen, der es, den genialen Schlachtendenker zur Seite, von Sieg zu Sieg führte.

Der Mann, dem in der strengen Vorschule des Militärs Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit zur zweiten Natur geworden, der aber auch gelernt hatte, wie viel von klarem Entscheiden und richtigem Befehlen abhänge, trat an die Spitze des Staatswesens in einem Alter, in dem für andere die Summe des Lebens schon gezogen ist. Und nun, da sein größtes Wirken erst den Anfang nahm, wurde Jahr um Jahr offenbarer, daß mehr als ein Soldatenfürst in ihm verborgen sei. Auch hier wäre es Vermessenheit für die Zeitgenossen, scharfe Grenzlinien ziehen zu wollen zwischen dem, was ihm ausschließlich angehört und was den Beratern zuzuschreiben ist, die er mit fast untrüglicher Menschenkenntnis auserkor. Vor allem dem Größten aus ihrer Zahl, der noch unter den Lebenden weilt, hätte man Schritt für Schritt auf seinem Wege zu folgen, um den ebenso reizvollen wie mühevollen Versuch zu machen, in jedem Einzelfall zu sondern, wo der eine der Bahnbrecher und der andere der Nachschreitende gewesen, was jener ersonnen und dieser gebilligt hat.

Überhaupt aber ließe sich das Bild persönlichen Eingreifens in Rat und That nimmermehr herausreißen aus dem Rahmen der allgemeinen Geschichte. Und diese hätte nicht nur von den glänzenden Staatsaktionen zu erzählen, die sich im hellen Tageslicht vor den staunenden Augen der Mitwelt abspielten. Sie hätte auch möglichst treu zu berichten von den geheimen Verhandlungen im Schoß der Regierung, von der geräuschlosen Thätigkeit der Diplomatie, von Absicht und Wirkung, von Erfolgen und Fehlschlägen der Gesetzgebung, von dem, was im ganzen weiten Umkreis der Politik des Reiches wie Preußens Dauer gefunden hat, und von dem, was im Wechsel der Zeiten bereits verschwunden ist. Wer wollte sich erkühnen, mit wenig Worten einen so ungeheuren Stoff zu bemeistern? Wer wollte es wagen, ihn heute schon in voller Unbefangenheit des eigenen Urteils zu formen?

So viel ist gewiß, wenn von irgend jemandem gesagt werden kann, daß er mit seinen höheren Zwecken gewachsen sei, so von dem, der in den Augen der Masse als der Held dieses großen Epos erscheint: ein Held gleich einem der altdeutschen Helden des Nibelungenliedes, „mild, stark und kühn". Zum Kriegsberuf war er erzogen. Er ließ sich bei Königgrätz und vor Metz nur mit Mühe aus dem Granatfeuer entfernen. Er ruhte nicht bei Sedan, bis er in fünfstündigem Ritt allen den Tapferen sein dankbares Antlitz gezeigt, die mitgeholfen hatten, dem Feinde das Schwert aus der Hand zu schlagen. Er begab sich noch mit neunzig Jahren den Warnungen seines Leibarztes zum Trotz bei Wind und Wetter zu einer Übung des ersten Garderegimentes.

Aber er wußte sich als Friedensfürst in angestrengter Arbeit auch mit Gebieten vertraut zu machen, die ihm von Haus aus ganz fern lagen. Man hat unter seinen Papieren eine Masse engbeschriebener Bogen mit Auszügen aus den Entwürfen der ihm vorgelegten Justizgesetze gefunden, die ihm dazu dienen sollten, ihre Bedeutung zu erfassen. Er hörte, über siebzig Jahre alt, eine Privatvorlesung über Enzyklopädie der Rechtswissenschaft, um, wie er sagte, doch im Falle von Bedenken die fachmännische Belehrung würdigen zu können. Sein Tag war vom frühen Morgen an genau für die Arbeit eingeteilt, und auch auf Reisen gehörte er nur selten sich selbst. Eine Fülle von Denkschriften, Aufzeichnungen, Korrespondenzen aus seiner Feder, die wir heute schon besitzen, bezeugt, wie eindringlich und unablässig er sich mit den Staatsgeschäften befaßte. So war es von jenem Tage an, da er als Prinzregent durch das Programm der neuen Ära nach der langen Herrschaft politischer Frömmler und frömmelnder Politiker die freudigsten Hoffnungen erweckte, bis zu jener letzten mit zitternder Hand gefertigten Unterschrift und bis zu jenen letzten, ergreifenden Worten: „Ich habe jetzt keine Zeit, müde zu sein."

In dieser auf die öffentlichen Angelegenheiten gerichteten Thätigkeit ist vielleicht das Merkwürdigste ein Realismus, der den Staatsmann befähigte, bei fortdauerndem Bekenntnis zu gewissen ererbten Grundsätzen sich doch neuen Zeitumständen und veränderten Lagen anzupassen. Aufgewachsen in der Verehrung unbeschränkter Königsgewalt, hatte er als Prinz die Pläne der Berufung eines großen preußischen vereinigten

Landtags mit Entschiedenheit bekämpft. Als sie aber 1846 gegen seinen Widerspruch angenommen wurden, stellte er sich ohne Groll auf den Boden der Thatsachen und sagte: „Ein neues Preußen wird sich bilden ... Möge es ebenso erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ruhm und Ehre geworden ist." Mit der gleichen Offenheit erklärte er 1848, am Ende der unfreiwilligen Selbstverbannung, bei der Rückkehr von England in der Nationalversammlung zu Berlin, daß er der konstitutionellen Monarchie mit Treue und Gewissenhaftigkeit seine Kräfte weihen werde. Auf dem Fürstentag zu Baden 1860 ließ er Maximilian von Baiern die Worte hören, da er eine Verfassung vorgefunden, sei es seine Pflicht, sie nicht durch gezwungene Auslegung zu verfälschen. Als siegreicher König hat er 1866, freilich nach langem Widerstreben, auf Drängen seines berechnenden ersten Ratgebers, anerkannt, daß die Staatsausgaben, die während des Konfliktes geleistet worden, „der gesetzlichen Grundlage entbehrten", und die Landesvertretung um Erteilung der notwendigen Indemnität angegangen.

Von jeher stand seine Ansicht fest, daß Deutschland im König von Preußen sein erbliches Oberhaupt finden müsse. Keine romantische Anwandlung, wie sie seinen Bruder irrte, machte ihn darin wankend. So begrüßte er Dahlmanns Verfassungsentwurf von 1848 „als eine großartige Erscheinung unserer Zeit". So schrieb er einem Freunde am 20. Mai 1849: „Wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern" ... und: „Daß Preußen bestimmt ist, an die Spitze von Deutschland zu kommen, liegt in unserer ganzen Geschichte." In-

dessen kostete es ihn schwere innere Kämpfe, um Deutschland zu erobern und Preußen an seine Spitze zu bringen, im Bunde mit dem jungen Königreich Italien, dem Italien Cavours und Garibaldis, wirklich das Schwert zu ziehen. Daß vier Jahre später der preußische Königstitel dem Titel „deutscher Kaiser" weichen sollte, bereitete ihm, wie sein eigener Briefwechsel und das Tagebuch Kaiser Friedrichs uns lehren, die bittersten Qualen. Dennoch überwand er sich, im einen Fall zu beschließen, was Staatsmacht und Ehre ihm unweigerlich zu gebieten schienen, im anderen zuzugeben, was der stürmische Drang der Nation unabweisbar forderte. Endlich erwahrte sich an ihm, der in der geistigen Atmosphäre der Legitimität groß geworden, das prophetische Wort, das einst von Ludwig Uhlands Lippen in der Rotunde der Paulskirche erklungen war: „Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öles gesalbt ist." Der Reichstag, der die Vertreter des neugeeinten deutschen Volkes umfaßt, ruht auf demokratischem Grunde, auf dem allgemeinen, unmittelbaren, geheimen Wahlrecht. Es ist von derselben Hand gegeben, die das Reichsschwert mit festem Griff umklammert und das Reichsbanner auf den Zinnen des Straßburger Münsters aufgepflanzt hat.

Wer die Macht hat, ist leicht geneigt, sie zu überspannen. Wer über die Menschen herrscht, wird nur zu oft ihr Verächter. Kaiser Wilhelm hielt immer das Gelöbnis fest, das er bei seiner Konfirmation abgelegt hatte: „Mein Herz soll frei bleiben von Neid, Haß und Erbitterung. Ich achte es viel höher, geliebt zu sein,

als gefürchtet zu werden." Nach dem verhängnisvollen Mordanfall des Wahnwitzigen, dessen fluchwürdige Waffe ihn dem Tode nahe brachte, galt beim Erwachen aus der Ohnmacht das erste Wort des Verwundeten seiner Regentenpflicht, das zweite aber seinem Kutscher und seinem Diener, deren Schicksal ihm Sorgen machte. Auch jenen anderen Satz seines Gelöbnisses hat er als Herrscher nicht vergessen: „Verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir halten. Die Besten, die Geradesten, die Aufrichtigsten sollen mir die Liebsten sein." Er hat sich gelegentlich gegen die Annahme verwahrt, als wünsche er „aus Abgeordneten pure Ja-Herren zu machen". Man kennt manches Beispiel dafür, daß er Männern, denen er sein Vertrauen schenkte, nicht zürnte, wenn ihr Freimut ihnen ehrerbietige Bedenken abpreßte. Dies erlebte der rheinländische Patriot Beckerath, der ihn 1862, zur Zeit des Konfliktes, beschwor, Friede zu machen mit seinem Volk. Auf Beckeraths Bitte bei der Verabschiedung, ihm das königliche Wohlwollen erhalten zu wollen, antwortete der Monarch tiefbewegt: „Nach dieser Unterredung um so mehr." Dabei aber war er stets auf die strenge Wahrung seiner Würde bedacht. Er konnte, wie er einmal sagte, persönlich erfahrene Kränkungen wohl „vergeben", aber nicht „vergessen". Er hielt, bei aller ihm angeborenen „Höflichkeit des Herzens" jedermann in gebührenden Schranken. Er duldete keinen Mißbrauch seiner Gunst und keine Ausbeutung seiner freundschaftlichen Neigung. Er waltete seines hohen Amtes in unerschütterlicher Ruhe, selbst unter dem Druck des schwersten Kummers, der seinen letzten Tagen nicht

erspart wurde, da der Sohn und Erbe, die Hoffnung des Volkes, von tückischer Krankheit gepackt, in der Ferne weilte. Er ließ es zu keiner Zeit, in Harren und Sieg, in trüben und sonnigen Tagen an voller Selbstbeherrschung fehlen, bedachtsam und in sich gefestet, dem Wahlspruch treu: „Erst wägen, dann wagen."

So war dies Leben: überreich an Kämpfen und Triumphen, an Arbeit und Lohn, an Sorgen und Gottvertrauen, von einfachen Grundlinien auslaufend in das vielverschlungene Gewebe weltgeschichtlicher Entwicklung, abgeschlossen, nachdem es das höchste Ziel erreicht, das ihm gesteckt werden konnte.

Von seinen vielen großen Tagen erscheint doch als größter jener achtzehnte Januar 1871. Im glänzenden Spiegelsaal des Schlosses von Versailles, der prunkvollen Schöpfung Ludwigs XIV., inmitten deutscher Fürsten und Fürstensöhne, umrauscht von den Fahnen und Standarten seiner ruhmreichen Regimenter, stand hochaufgerichtet, doch demütigen Sinnes, der Sohn Friedrich Wilhelms und Luisens. Aus dem Munde Friedrichs von Baden und von der jubelnden Versammlung dreimal wiederholt, klang ihm zum erstenmal das Kaiserhoch entgegen. Und aus der Ansprache, die der Kaiser damals an das deutsche Volk richtete, erscheinen als die schönsten Worte die letzten: „Uns aber und unseren Nachfolgern in der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, alle Zeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens, auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

„Friede und Wohlfahrt", „Freiheit und Gesittung":

es tönt wie helles Glockengeläute weithin über die Lande, zu den Hütten, zu den Palästen. Es klingt wie ein heiliges Vermächtnis dessen, zu dessen Gedenken wir hier versammelt sind. Wir wissen nicht, was in der Zukunft Schoß verborgen ruht. Ein Schleier verhüllt uns, was nur der nächste Morgen bringen wird. Aber wir wünschen und hoffen: Wenn dereinst nach abermals hundert Jahren ein anderes Geschlecht diesen Tag feiert, möge dann wie heute unvergessen sein, was der Mund des ersten Deutschen Kaisers gesprochen hat, seinem Andenken zur Ehre, dem deutschen Volk zum Heil, der ganzen Menschheit zum Segen.

---

## 2

# Gabriel Riesser

### Rede, gehalten in der Frankfurt-Loge, Frankfurt am Main am 20. April 1903

Geehrte Versammlung!

„Es giebt Namen, in deren Klange sich uns die höchsten Bestrebungen der Menschheit verkörpern, so daß sie unserer Seele mehr sagen, als der künstlichsten Rede zu sagen gelingen würde ... Was die Sprache zu arm ist, in eines ihrer Worte zu fassen, was sie kaum in mühsamen Abstraktionen stammelt, das schallt aus einem solchen Namen kräftig und lebensvoll in unsere Seele.“ Wenn ich mit diesen Sätzen Ihre Aufmerksamkeit zu fesseln suche, so eigne ich mir, ich muß es bekennen, fremdes Gut an. Sie sind der Feder des Mannes entflossen, dessen Andenken ich Ihnen heute in Erinnerung rufen möchte. Mit ihnen hat er vor 65 Jahren seine beredten Worte über Lessings Denkmal eingeleitet, die er an die Israeliten Deutschlands richtete. Gewiß, weilte er noch in unserer Mitte: er würde sich feierlich dagegen verwahren, in einem Atem mit dem Dichter des Nathan genannt zu werden. Auch wir, bei allem Stolz darauf, daß er in doppeltem Sinn, als Deutscher und als Jude, der Unsere war, werden

uns vor geschmack- und kritikloser Vergleichung zu hüten wissen. Aber so viel ist sicher: kräftig und lebensvoll, an die höchsten Bestrebungen der Menschheit gemahnend, schallt es in die Seelen der Nachgeborenen auch aus dem Namen: Gabriel Riesser.

Die Jugend Gabriel Riessers fiel in die Zeit des Napoleonischen Reiches, seines Zusammenbruches und der darauf folgenden Reaktion. Er war am 2. April 1806 in Hamburg geboren, als Kind eines aus dem bairischen Ries stammenden Rabbinersohnes, der seinen Zunamen der Heimatebene entlehnte, und der Tochter des Altona-Hamburger Rabbiners Rafael Cohen. Den Eltern Gabriels gestattete das wechselnde Schicksal Hamburgs kein ruhiges Verweilen. Zwar löste 1810 die Fremdherrschaft die bisherigen Fesseln der jüdischen Einwohner. Aber die Blockirung der Stadt durch die Russen im Jahr 1813 zwang die Familie Riesser, wie andere, die sich nicht für längere Zeit ihren Unterhalt vorher sichern konnten, zur Auswanderung. Sie fand eine Zuflucht in Lübeck, wo sich Gabriels Vater durch Pachtung der Stadtlotterie eine Erwerbsquelle eröffnete. Er konnte seinen Kindern nun eine gründliche Bildung zuteil werden lassen. Gabriel trat in das Gymnasium ein und zeichnete sich durch rasche Fortschritte aus. Schon aber war die Zeit gekommen, da, mit Riesser selbst zu sprechen, in Deutschland vielerorts „die wiedergewonnene Freiheit zur Schande der Sieger die Losung zur Wiederherstellung der alten Unfreiheit" der Juden wurde. Unter französischer Herrschaft hatten sie sich in Lübeck ansiedeln dürfen. Unter der Herrschaft der deutschen Bundesakte wurden sie wieder auf ein nahegelegenes Dorf ver-

wiesen. Manche der Vermöglichsten zogen nach Hamburg, wo ihnen freilich das Bürgerrecht nach wie vor versagt blieb. Auch die Familie Riesser verlegte ihren Wohnsitz dorthin zurück. Dem Vater boten sich von früher her kaufmännische Verbindungen. Dem heranwachsenden Gabriel erweiterten vielseitiger Unterricht, eifrige Lektüre, freundschaftlicher Verkehr mit gleichstrebenden Altersgenossen den geistigen Gesichtskreis. Ein überall gern gesehener, lebhaft anregender Gesellschafter von durchaus modernem Bildungsgepräge bewahrte er sich zugleich, als schönstes Erbteil des elterlichen Hauses, das altehrwürdige Gefühl der Pietät. Dies begleitete ihn auch in die Fremde beim Universitätsbesuch.

Innerer Drang führte ihn zum Studium der Jurisprudenz. In Kiel und in Heidelberg verflossen ihm glückliche Jahre akademischen Lernens und akademischer Freiheit. Nach glänzend bestandenem Doktorexamen folgte noch eine Zeit strenger Arbeit in München, auf die der Tod des geliebten Vaters den dunkelsten Schatten warf. Nun aber entstand die Frage, in welcher Lebensstellung die erworbenen Kenntnisse verwerten. Überall, wo der junge Doktor anklopfte, hieß es „Zurück". Sein Gesuch um Zulassung als Privatdocent an der Universität Heidelberg wurde vom Ministerium des Inneren unter nichtigen Vorwänden abgewiesen. Nicht besser erging es dem Bittsteller in Jena. Eine Supplik an den Hamburger Senat wegen Aufnahme in die Liste der Advokaten fand aus Rücksicht auf die bestehenden Gesetze bei der hohen Behörde keine Gnade. Und in jedem Fall ward dem Ausgeschlossenen darüber

kein Zweifel gelassen, daß sein Übertritt zum Christentum ihm die versperrten Tore öffnen werde.

Er empfand die ehrverletzende Kränkung aufs bitterste. Aber er empfand sie nicht nur für sich allein, sondern für alle diejenigen mit, die in seiner Lage waren. Sein weiches Gemüt stählte sich zum Entschluß des Kampfes ums Recht. Ohne Zweifel wirkte auch das Beispiel O'Connels auf ihn ein, der eben damals für seine Glaubensgenossen im britischen Reich den lange bestrittenen Sieg erfocht. Und nun erfolgte im gesamtdeutschen wie im gesamteuropäischen politischen Leben ein Umschwung, der ihn ermutigen mußte, mit offenem Visier in die Schranken zu treten. Die Julirevolution brachte die Regierung der Bourbonen zu Fall und zitterte weithin über den Weltteil nach. Riesser hatte im Frühjahr 1830 bei zweimonatlichem Aufenthalt in Paris den Sturm kommen sehen. Sein Losbruch, noch weit mehr die Erschütterungen, die er in Deutschland an so vielen Stellen nach sich zog, erregten ihn tief. Jetzt, da die Macht der Reaktion ins Wanken geriet, da das freie Wort eines Widerhalls in den Herzen gewiß zu sein schien, jetzt dünkte ihn der günstigste Augenblick gekommen, als freiwilliger Anwalt seiner Glaubensgenossen an das Rechtsgefühl und an das Gewissen seines, des deutschen, Volkes und der deutschen Regierungen zu appelliren.

Mit fliegender Feder warf er seine Gedanken auf das Papier, und um die Jahreswende von 1830 auf 1831 erschien in Altona seine Schrift: „Über die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland, an die Deutschen aller Konfessionen.“

Sie hob den jugendlichen Verfasser mit einem Male auf eine weithin sichtbare Höhe. So war noch nie, auch von keinem Juden, seit den Tagen Moses Mendelssohns bis zu denen Ludwig Börnes, über diesen Gegenstand gesprochen worden: mit solchem sittlichen Ernst, mit so edler Entrüstung, mit so stolzem Ehrgefühl. Nicht eine Gunst wird erbeten, sondern ein Recht wird gefordert, dem die volle Übernahme gleicher Pflichten entsprechen soll. Nicht eine Widerlegung gehässiger „Ausgeburten der Lüge und der Beschränktheit" wird versucht, sondern der Angriff wird unmittelbar gegen die Scheingründe gerichtet, hinter denen sich Unduldsamkeit und Eigennutz verschanzten. Riesser macht kein Geheimnis daraus, daß er zu denen gehöre, die bei dem Erfolg der Sache, für die er streitet, persönlich beteiligt seien. Aber er fragt mit einer beinahe Lessingschen Wendung: „Wer mit dem deutlichsten Bewußtsein an eine gute Sache sein Leben gesetzt hat, ist der darum zu tadeln, daß er mit der guten Sache sein Leben zugleich verteidigt?" Und er erinnert daran, daß es in dieser Sache ja „so über alles leicht sei, sich aller persönlichen Beschwerde durch den bequemsten Akt von der Welt zu überheben".

Hier findet er nun auch Gelegenheit, denjenigen seiner eigenen Glaubensgenossen einen Spiegel vorzuhalten, die durch „jenen bequemsten Akt von der Welt", durch die Taufe, sich die Vorteile zu verschaffen wünschen, die der neue Glaube gewährt. Er ist zwar weit davon entfernt, zu leugnen, daß einzelne diesen neuen Glauben „im Geist und in der Wahrheit angenommen haben". Er führt aus seiner Zeit als leuchtendes Beispiel den aus Göttingen stammenden ehrwürdigen, be-

rühmten Kirchenhistoriker August Neander an. Aber diesen einzelnen stellt er mit schärfster Betonung „der Grundsätze von Ehre und Wahrheit" alle die gegenüber, die sich „der Glaubensveränderung ohne Scheu und Hehl als eines Mittels zur Erwerbung bürgerlicher Rechte bedienen". Im Namen einer großen Anzahl „der achtungswertesten und der geachtetsten" unter seinen Glaubensgenossen, im Namen vor allem der jüngsten mit ihm herangewachsenen Generation ruft er ihnen zu: „Wir sind ohne Vorurteile und ohne einen drückenden Ceremoniendienst in einem reinen Gottesglauben, in dem unbesiegbaren Vertrauen auf eine göttliche Führung und auf den endlichen Sieg des Guten und des Rechten erzogen... Wir glauben die mittelalterlichen Formen des Judentums in unwiderbringlichem Untergang begriffen... Wir glauben, daß das Gebot des Sabbath wie die mosaischen Speisegesetze und ähnliche an äußere vergängliche Verhältnisse geknüpft sind; aber das inhaltschwere Wort der ewigen Wahrheit: ‚Du sollst den Namen deines Gottes nicht umsonst anrufen' hallt ewig in den Tiefen unseres Herzens wider und flößt uns ein Grauen ein vor einem Gottesbekenntnis, an dem das Herz keinen Teil hat, und Abscheu gegen eine verworfene Gesetzgebung, die zu solchen Bekenntnissen lockt."

Eine weitere Betrachtung knüpft er an: „Welcher fühlende Mensch, der im Schoß des mosaischen Glaubens geboren ist, kann sich ohne den tiefsten Schmerz den Zustand vergegenwärtigen, der die Folge davon sein würde, wenn — wohin die Tendenz einiger Indifferenten geht — die Gebildeteren, die Talentvolleren,

die Einflußreicheren, die natürlich am empfindlichsten gegen den kläglichen Zustand der Dinge sind, zu dessen Verbesserung aber gerade ihre unermüdeten Anstrengungen thätig sein müssen, sich losrissen und die armselige, gedrückte, hilflose Masse sich selbst und dem Staat zur Last zurückließen." Endlich wendet er sich gegen die Ansicht, als sei es wünschenswert, wenn man selbst nicht geneigt sei, den Glauben zu ändern, „seinen Kindern dadurch auf eine unschuldige Weise die Vorteile der herrschenden Religion zu erwerben", daß man „sie vor dem erwachten Bewußtsein oder der erlangten Selbständigkeit die Weihe derselben empfangen" lasse. Er zeigt, daß nur „der höchste Grad von Indifferenz gegen alle positive Religion" ein solches Verfahren allgemein möglich machen könne. Er weist auf die schweren Gefahren des seelischen Zwiespaltes hin, welche die zarten, kindlichen Gemüter bedrohen können. Er betont, daß auf diese Art der „verderbliche Wahn" nur befördert werde, als „werde sich die Sache schon durch die Macht des Eigennutzes, die man Aufklärung nennt, von selbst ausgleichen". „Man wende mir nicht ein," sagt der trotz seiner jungen Jahre feine Menschenkenner, „daß die Übergetretenen, ihrer Abkunft eingedenk, einer ihnen nahe verwandten Sache immer noch manche Bemühungen zuwenden würden; eine leicht zu erklärende, nur zu allgemeine Erfahrung lehrt das Gegenteil; mit wenigen Ausnahmen ist selbst den edleren unter ihnen die laute Erinnerung an ihre Abkunft unangenehm; viele von denen selbst, die in anderen Stücken mit aufrichtigem Eifer die liberalsten Gesinnungen hegen, halten sich in einem Kampfe, der

das Recht und die Ehre ihrer Väter und Verwandten betrifft, persönlich zur Neutralität verurteilt. Was uns der Gegenstand eines mutigen Kampfes ist, das erscheint ihnen als ein uraltes Familiengespenst, das mit unheimlichen Blicken störend in ihren heiteren Lebenslauf hineinstarrt, und auf das sie ungern, selbst um es zu bannen, ihre Blicke richten."

Was die Beredsamkeit des jugendlichen Autors steigert, was ihm den Glauben an den endlichen Triumph seiner Sache stärkt, ist das klare Bewußtsein ihres innigen Zusammenhanges mit der allgemeinen Sache des Menschenwohles. „Nein," ruft er hoffnungsvoll aus, „es ist kein besonderer Zweck, den wir verfolgen, es ist dasselbe Ziel, auf das alle Fortschritte der Menschheit seit Jahrhunderten gerichtet sind, das wir auf der Bahn, die uns angewiesen ist, zu erreichen streben; es sind dieselben Grundsätze des Rechts, der Freiheit, der Menschlichkeit, von denen alle Völker der Erde ihr Heil zu erwarten haben, die wir in unserer Sphäre in Anspruch nehmen. Der Kampf ist aller Orten derselbe, wenn auch der Kampfplatz verschieden ist, die Wahrheit ist dieselbe, aber die zu besiegende Lüge ist mannichfach; der Sieg wird derselbe sein, aber die Opfer, die ihm fallen, sind verschiedener Art." Obschon er zunächst seine Glaubensgenossen auffordert, Vereine zu bilden, Petitionen an Regierungen und Volksvertreter zu richten, will er auch alle rechtlich und edel denkenden Christen seines Vaterlandes zu Hilfe rufen. Er will nicht nur als Jude zu den Juden, er will als Deutscher zu den Deutschen reden. „Es ist die Sprache Luthers und Ulrich Huttens," sagt er, „mit deren mäch-

tigen Tönen wir deutsche Herzen für unsere gute Sache zu gewinnen streben müssen."

Riessers Schrift war eine That. Sie schlug blitzartig ein. Sie hob das Selbstbewußtsein und den Kampfesmut der Juden, namentlich der jüngeren Generation. Sie fand Anerkennung auch bei vielen Christen. Freilich trat aus ihren Reihen sofort auch ein Gegner auf den Plan: der greise Kirchenrat Paulus in Heidelberg. Man kannte ihn als streitbaren Wortführer des Rationalismus, dessen Überzeugungseifer sich mitunter zur Unduldsamkeit verhärtete. Hier traf sie die Juden, denen er die bürgerliche Gleichberechtigung nicht zugestanden wissen wollte, da sie eine abgesonderte Nation seien und bleiben wollten. Ihm, wie später manchem anderen Widersacher, ist Riesser die Antwort nicht schuldig geblieben. In welchem Sinn sie gehalten ist, zeigt schon das Motto:

„Einen Vater in den Höhen, eine Mutter haben wir,
Gott ihn aller Wesen Vater, Deutschland unsre Mutter hier!"

Und dem Motto entspricht das Schlußwort: „Wir wollen dem deutschen Vaterlande angehören; wir werden ihm aller Orten angehören. Es kann und darf und mag von uns alles fordern, was es von seinen Bürgern zu fordern berechtigt ist; willig werden wir ihm alles opfern — nur Glauben und Treue, Wahrheit und Ehre nicht; denn Deutschlands Helden und Deutschlands Weise haben uns nicht gelehrt, daß man durch solche Opfer ein Deutscher wird." Beiläufig erhielt man hier einen Überblick über die ebenso traurige wie unsinnige Buntscheckigkeit der auf die deutschen Juden bezüglichen Ausnahme-Gesetz-

gebung, die Paulus im Namen der Aufklärung und Vernunft in Schutz nehmen zu wollen schien. Man vernahm, daß z. B. hier in Frankfurt die Juden zu jeder Art Privatthätigkeit, auch zur Advokatur befugt waren, aber daß das Heiraten nur fünfzehn Paaren jährlich erlaubt war. Für Ausübung des ärztlichen Berufes stand den Juden in ganz Deutschland kein Hindernis im Wege. Aber in mehreren deutschen Staaten durften sie nicht Schneider oder Schuster, Hausbesitzer oder Nachtwächter sein. Der Großhandel war ihnen, weil nicht zünftig, überall gestattet. Hingegen von vielen Zweigen des zünftigen Detailhandels waren sie an manchen Orten ausgeschlossen. „Ist nun,“ frug Riesser mit berechtigtem Spott, „zum Schneider- und Schusterhandwerk eine höhere Aufklärung erforderlich als zur ausübenden Arzneikunde, zum Detailhandel als zum Großhandel? Erfordert in Frankfurt am Main das Heiraten eine besondere Aufklärung? ... Es bedarf nur eines flüchtigen Blickes auf diese Seite der Sache, um sich zu überzeugen, daß es ein sinnloses Beginnen ist, Gesetze, die der Fanatismus geschaffen, die der Zunftgeist aufrecht erhält, im Namen der Aufklärung, das Werk der Finsternis im Namen der Vernunft in Anspruch nehmen zu wollen.“

Inzwischen begann in mehreren deutschen Staaten, in Baden, Baiern, Hannover, Kurhessen der parlamentarische Kampf um die Emancipation. Nicht nur, daß Riesser mächtig dazu beigetragen hatte, ihn anzuregen: er begleitete ihn während seines ganzen Verlaufes mit seinem weithin schallenden Worte, gehoben durch einen glänzenden Erfolg, wie er in Kurhessen

davongetragen wurde, nicht entmutigt durch das vorläufige Scheitern anfangs genährter Hoffnungen an anderen Stellen. Er gründete eine eigene Zeitschrift „Der Jude", die einzig dieser Sache gewidmet war. Er dehnte hier seine tief eindringenden Betrachtungen auch auf die Lage der Juden in Preußen aus, wo das Emancipationsedikt von 1812 nur für die alten Provinzen diesseits der Elbe giltig und noch dazu durch die Verwaltung in einzelnen Punkten untergraben war. Er zeigte die seltenste Begabung, ein und denselben Gegenstand, ohne zu ermüden, immer aufs neue zu beleuchten und wußte allmählich auf die öffentliche Meinung Eindruck zu machen.

Seine Glaubensgenossen, die er mit Rat und That unterstützte, ließen es nicht an Zeichen der Dankbarkeit fehlen. Hier in Frankfurt ward ihm bei Gelegenheit eines Festmahles in der Harmonie ein silberner Pokal überreicht. Die badischen Freunde beschenkten ihn mit einem Gemälde Oppenheims, dessen Vorwurf so recht seinem Sinn entsprach: die Heimkehr eines mit dem Eisernen Kreuz geschmückten jüdischen Kriegers. Ihn spornten solche Zeugnisse der Anerkennung an zu neuer rastloser Arbeit für das, was die Hauptaufgabe seines Lebens geworden war.

Wie hätte er nicht auch in seiner Vaterstadt Hamburg in der ersten Reihe stehen sollen, als die dortigen Juden bei dem hochedeln und hochweisen Rat vorstellig wurden. Bescheiden genug waren ihre nächsten Wünsche, nicht auf völlige Gleichstellung, sondern nur auf Zulassung zu den Handwerken und zur Advokatur gerichtet. Auch diese Wünsche blieben unerfüllt. Ein Pöbel-

krawall, gegen welchen die Polizei den verfemten Juden nicht einmal genügenden Schutz gewährte, brachte die Anfänge der Reformarbeit ins Stocken. Gabriel Riesser, der sich persönlich ausgesetzt hatte, war schon zu hoch geachtet, als daß man es gewagt hätte, sich thätlich an ihm zu vergreifen. Aber Genugthuung konnte er weder für sich noch für seine beleidigten Glaubensgenossen erwirken. Da entschloß er sich, durch Verlassen des heimischen Bodens „ein Beispiel zu geben". Er bewog die Seinigen, sein Los zu teilen und verzichtete auf eine Stellung in der Redaktion der Hamburger Abendzeitung, die er bis dahin innegehabt hatte. Nach einer erhebenden Abschiedsfeier, bei der ihm namens der Hamburger Juden eine goldene Denkmünze behändigt wurde, reiste er im Frühling 1836 ab. Seine alte Mutter, sein jüngerer Bruder Rafael, erst seit kurzem verheiratet, seine Schwester folgten ihm nach Bockenheim. Dort befand man sich auf kurhessischem Gebiet, wo er nur Bürger zu werden brauchte, um in voller Freiheit seinen Beruf zu wählen, vor den Thoren Frankfurts, das ihm durch verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen schon längst vertraut geworden war.

Die nächste Zeit verging mit eifrigen Studien und in anregendem geselligen Verkehr. In der Nähe und auf Reisen knüpfte er mannichfache Verbindungen an. Mit der Feder blieb er dem großen Gegenstand seines Dichtens und Trachtens treu. Durch die Vorbereitung seiner „Jüdischen Briefe" gewann er ihm eine neue Seite ab. Damals zuerst wurde das so oft wiederholte Stichwort ausgegeben, die zersetzende

Kraft der modernen Litteratur, vor allem der unter dem Namen des „Jungen Deutschland“ gefürchteten und geächteten, sei auf Rechnung des jüdischen Geistes zu setzen. In scharfen Angriffen gegen Gustav Pfizer und Wolfgang Menzel wies Riesser diese haltlose Behauptung zurück. Da traf ihn eine neue schwere Enttäuschung. Die kurhessische Regierung, dieselbe Regierung, die seine juristischen Kenntnisse zur Führung von Processen für den Staatsschatz in Anspruch nahm, ganz im Fahrwasser der Reaktion, weigerte ihm nach langem Hinhalten ohne Angabe von Gründen die Verleihung des Bürgerrechtes. Er dachte vorübergehend an Auswanderung nach England. Aber als im Jahre 1840 in Hamburg ein Gesetz zustande kam, wonach dort künftig immer ein bis zwei jüdische Notare zugelassen werden sollten, und als er auf seine Meldung hin gewählt wurde, zögerte er nach schwerem innerem Kampfe nicht länger, in die alte Heimat zurückzukehren. Die Mutter und zwei Geschwister waren ihm dorthin schon vorausgegangen. Der Bruder Rafael blieb mit den Seinigen in Bockenheim und übersiedelte später nach Frankfurt.

Die strenge Gewissenhaftigkeit, mit der Gabriel Riesser als Notar sich seinem Beruf widmete, ließ ihm doch vollauf Muße und Kraft übrig, zu jeder Frage, die mit deutsch-jüdischen Angelegenheiten zusammenhing, Stellung zu nehmen. Vor allem blieb seine Aufmerksamkeit den Zuständen der Juden in Preußen gewidmet, wo nach Friedrich Wilhelms III. Tod Hoffnungen auf Besserung geweckt waren. Aber auch gemeinnützigen Bestrebungen in der Nähe und Ferne widmete er seine thätige Teilnahme. Schon ließen sich

die Vorboten eines neuen großen politischen Umschwungs bemerken: Riesser gehörte zu denen, die sich inmitten der Erregung der Geister in Wort und Schrift vernehmen ließen. Er stand seinen Mann, wenn es galt, Schleswig-Holsteins Recht, Preßfreiheit gegen Censur, überhaupt Freiheit gegen Unterdrückung zu verteidigen. So kam das Jahr 1848. Es versetzte Riesser auf die Bühne des öffentlichen Lebens und wies ihm hier einen Ehrenplatz an. Einst hatte er das Bekenntnis abgelegt: „Bietet man mir mit der einen Hand die Emancipation, auf die alle meine innigsten Wünsche gerichtet sind, mit der anderen die Verwirklichung des schönen Traumes der politischen Einheit Deutschlands mit seiner politischen Freiheit verknüpft, ich würde ohne Bedenken letztere wählen: denn ich habe die feste, tiefste Überzeugung, daß in ihr auch jene enthalten ist." Ein Mann dieser Denkungsart durfte im Vorparlament und im Parlament nicht fehlen.

In der Paulskirche saß er als Vertreter Lauenburgs: von Anfang an ein überzeugter Anhänger des Programmes der Umwandlung des Deutschen Bundes in ein Deutsches Reich unter Vorherrschaft Preußens. Seine Schriften hatten durchweg, wie die Mirabeaus, ein rhetorisches Gepräge gezeigt. Daß er selbst, unterstützt von einem mächtigen, modulationsfähigen Organ, ausdrucksvollem Mienenspiel und lebhafter Gestikulation, eine rhetorische Kraft höchsten Ranges sei, erfuhr man zum erstenmal bei Beratung der Grundrechte. In glänzender Improvisation wies er den Antrag Moriz Mohls siegreich zurück, den Juden zwar die aktiven und passiven Wahlrechte zu gewährleisten, aber im übrigen

für sie, als einen eigenen „Volksstamm", Ausnahmegesetze zu geben, statt sie, wie alle Deutsche, ohne Rücksicht auf das religiöse Bekenntnis, am Genuß aller Rechte und an der Übernahme aller Pflichten teilnehmen zu lassen. Bald ward er eine der hervorstechendsten Erscheinungen der Versammlung: Mitglied des Verfassungsausschusses, einer seiner Berichterstatter, ja sogar, er, der Jude, zeitweilig zweiter Vizepräsident der Erwählten des deutschen Volkes. Den Höhepunkt erreichte sein parlamentarischer Ruhm am 21. März 1849 in seiner Schlußrede zur Verteidigung des Welckerschen Antrags, die Reichsverfassung in einer einzigen Abstimmung anzunehmen und dem König von Preußen die erbliche Kaiserwürde zu übertragen. Gewann der Antrag auch noch nicht die Mehrheit, so waren Freund und Feind doch darüber einig: eine solche Verbindung von pathetischem Schwung und dialektischer Schärfe, eine solche Bemeisterung von Stoff und Form wie in dieser mehrstündigen Rede Riessers war selbst in der Rotunde der Paulskirche, die so viele Meister des Wortes umschloß, einzig in ihrer Art. Wenig später wurde, dank der Verständigung mit einem Teil der Linken, der von Riesser ersehnte parlamentarische Sieg erfochten.

Er gehörte jener Deputation der Dreiunddreißig an, die dazu ausersehen waren, Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserbotschaft zu überbringen. Er kehrte mit ihnen, schwer enttäuscht, nach Frankfurt zurück. Hier hielt er, den Schiffbruch seiner teuersten Hoffnungen vor Augen, als einer der letzten seiner Partei aus und rechtfertigte nach seinem Austritt sein Gesamtverhalten durch einen mit höchster Mäßigung geschriebenen, seinen Wählern

erstatteten Rechenschaftsbericht. Man sah ihn wieder inmitten seiner politischen Freunde, die sich um Gagern, Mathy, Dahlmann, Simson scharten, bei der Versammlung in Gotha. Man erblickte ihn als einen der Abgeordneten Hamburgs in dem Volkshaus des Unionsparlamentes zu Erfurt. Aber die Reaktion in Preußen und in Gesamtdeutschland machte den letzten Rest der entsagungsvollen Selbsttäuschungen seiner Partei zunichte.

Riesser war tief gebeugt. Auch da, wo er noch mit flammenden Worten der Entrüstung in der Presse das Recht wider die Gewalt verteidigt hatte, in Kurhessen wie in Schleswig-Holstein, sah er die Gewalt triumphiren. Nun blieb nichts übrig, als sich so vieler Verfolgten und Heimatlosen anzunehmen. Riesser spendete wie gewohnt mit vollen Händen. Seine Mittel erlaubten ihm in den nächsten Jahren ein sorgenfreies Leben, erfrischende Wanderfahrten, selbst eine Reise in die Vereinigten Staaten, wo er neue, mächtige Eindrücke empfing, die er in einem geistreichen Aufsatz schilderte.

Auf eine bessere Zukunft Deutschlands zu hoffen begann er mit vielen Gesinnungsgenossen erst nach dem Anbruch der neuen Aera in Preußen. Er trat dem Nationalverein bei, ward 1859 in seinen Ausschuß gewählt, stellte ihm seine Feder zur Verfügung. Indessen von siegesgewisser Begeisterung war er weit entfernt, nahm auch 1860 eine Neuwahl in den Ausschuß nicht mehr an. Die Früchte der Saat zu sehen, die der Nationalverein auszustreuen sich bemühte, blieb ihm versagt.

Dagegen wurde ihm die hohe Genugthuung zuteil, auf seinem ursprünglichen Kampffeld einen der schönsten Siegespreise davonzutragen. In Ausführung der deut-

schen Grundrechte war die bürgerliche Gleichstellung der Juden in Hamburg Gesetz geworden. Sie blieb dort auch gegen die vom wiederhergestellten Bundestag geübte Reaktion gefeit. Hamburger Bürger, verehrt und geliebt in allen Kreisen, gegebener Festredner bei der Schillerfeier 1859, nahm Riesser auch an den vaterstädtischen Verfassungskämpfen lebhaften Anteil. Er wurde sogar zum Vicepräsidenten der neuen „Bürgerschaft" und zum Mitglied des Bürgerausschusses ernannt. Aber dies war noch nicht die höchste Stufe, die er erklomm. Seitdem er 1857 aus Gesundheitsrücksichten sein Notariat aufgegeben, war es der Wunsch aller, die seinen Wert zu schätzen wußten, seine reichen juristischen Kenntnisse im Dienst der Rechtspflege des vaterstädtischen Gemeinwesens verwandt zu sehen. Mehrmals wurde, als es sich um die Besetzung von Richterstellen handelte, sein Name genannt. Endlich im Oktober des Jahres 1860 bei einer neu eintretenden Vakanz ward er zum Mitglied des Obergerichtes gewählt.

Ein Jahr zuvor hatte einer seiner treuesten Freunde ein anderes hohes Ziel erreicht: als Jude der erste ordentliche Professor in Deutschland zu werden. Nun brach Gabriel Riesser als erster jüdischer Richter in Deutschland eine neue Bresche. Noch kürzlich hatte er in einem meisterhaft geschriebenen Artikel der „Preußischen Jahrbücher" gegenüber dem preußischen Justizminister die Befähigung der Juden zur Bekleidung des Richteramtes verteidigt. Sein eigenes Beispiel bot den denkbar besten Beleg für seine Worte. Es gab einem zweiten Artikel, mit dem er an der gleichen Stelle auf denselben Gegenstand in allgemeinem Zusammenhang

zurückkam, um so größeres Gewicht. Auch ließ ihn die Freude an der Erfüllung der hehrsten Pflichten und die Anerkennung der würdigsten Kollegen die Niederlage verschmerzen, die er 1862 bei der halbschichtigen Erneuerung der gewählten „Bürgerschaft" erlitt.

Nicht lange war es ihm vergönnt, seines Richteramtes zu walten. Hustenanfälle und asthmatische Beschwerden hatten dem korpulenten Mann schon qualvolle Tage und Nächte bereitet, als sich im April 1863 eine Geschwulst der rechten Wange zu einem Karbunkel entwickelte. Die Kunst des Arztes, die freundschaftlichste Pflege, die sich seiner in seinem einfachen Junggesellenheim aufopfernd annahm, konnte hier keine Rettung bringen. Am 22. April entschlief er nach standhaft ertragenen Schmerzen. Ein Leichenbegängnis wie das seinige hatte Hamburg selten gesehen. Jeder fühlte, daß hier ein Mann seine Laufbahn geendet, dessen Charakter und Begabung im schönsten Gleichmaß gestanden, dessen Dasein und Streben die glücklichste Einheit gebildet. Den nachgeborenen Glaubensgenossen Gabriel Riessers bleibt aber als sein Vermächtnis heilig, was er in jenen Worten über Lessings Denkmal ausgesprochen: „Wir müssen festhalten an dem Gedanken, daß wir ... an der uns angewiesenen Stelle mutig aushalten für den Dienst der Humanität, daß wir nicht im Interesse bestimmter Wahrheiten, sondern in dem der Wahrheit und des reinen Strebens nach ihr einen fortwährenden Widerspruch erheben gegen die Fälschung der Wahrheit, gegen den Dienst der Lüge, die ... in der Anknüpfung bürgerlicher Vorteile an ein Glaubensbekenntnis liegen."

3

# Gedächtnisrede

auf Leopold von Ranke und Georg Waitz, gehalten vor der Versammlung der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz zu Aarau am 10. August 1886

Geehrte Versammlung!

Wenn ich es unternehme, das Andenken der beiden Ehrenmitglieder, welche unsere Gesellschaft im letzten Mai verloren hat, vor Ihnen zu feiern, so bin ich von der Größe der mir obliegenden Aufgabe aufs tiefste durchdrungen. Aber ich darf wenigstens davon im voraus überzeugt sein, daß dem Gegenstand meiner Worte Ihre herzliche Teilnahme gesichert ist. Noch ist kein Jahr vergangen, seit unser Gesellschaftsrat dem ersten der uns Entrissenen, Leopold von Ranke, zur Vollendung seines neunzigsten Lebensjahres Glück wünschen konnte. Der zweite, Georg Waitz, den wir die Freude hatten, 1878 in Stans in unserer Mitte zu begrüßen, überreichte dem Altmeister an jenem außerordentlichen Jubiläum unser Glückwunschschreiben. Und als die Augen seines großen Lehrers brachen, berührte der Fittich des Todes auch seine Stirne. Wer unter Ihnen wird nicht durch die doppelte Trauerkunde schmerzlich

bewegt worden sein! Am tiefsten, wer, gleich mir, zu beider Füßen gesessen hat, beiden nicht nur reiche Belehrung aus ihren Werken, sondern auch unschätzbare Förderung aus mündlichem Unterricht und persönlichem Umgang verdankt. Waitz hatte die siebzig um einige Jahre überschritten, aber niemand konnte ahnen, daß dieser noch so kräftig Erscheinende so jählings weggerafft werden würde. Von Rankes Leben, der drei Menschenalter gesehen, mußte jeder Tag mehr als ein nicht zu erhoffendes Geschenk gelten. An ihm hat sich sein Wort erfüllt, der Historiker müsse alt werden, weil ein kurzes Dasein für den unermeßlichen Umfang der Studien nicht genüge.

Als er am 21. December 1795 in dem kursächsischen Städtchen Wiehe geboren wurde, durchzuckten die Erschütterungen der Revolution unseren Weltteil. Die Kriege, die sich aus ihr entwickelten, berührten auch den kleinen Ort in der Goldenen Aue und das einfache bürgerliche Haus, in dem der Knabe mit zahlreichen Geschwistern aufwuchs. Man hörte den Kanonendonner von Jena und Auerstädt und litt unter den Drangsalen der napoleonischen Zeit. Während der Schulzeit in Donndorf, dann auf der altberühmten Pforta, „innerhalb der Klostermauern und inmitten der klassischen Studien“ kam, wie der Greis bei der Feier seines neunzigsten Geburtstages in jener merkwürdigen Ansprache an die Glückwünschenden sagte, „die moderne Welt“ in den Kopf des Jünglings. Dieses lebendige Erfassen der bewegenden Kräfte der Zeit bewahrte ihn vor den krankhaften Ausartungen der romantischen Geistesrichtung, welche die damalige Jugend beherrschte,

und ließ ihn nur das Gesunde und Fruchtbringende aufnehmen. Er wandte sich nicht, gleich seinem Altersgenossen Böhmer, unwillig von der Gegenwart ab, um die Blüte des Mittelalters für das höchste Erzeugnis menschlichen Thuns und Denkens zu halten. Aber die historische Betrachtungsweise der Dinge, welche Niebuhr, Savigny, den Brüdern Grimm und so vielen anderen Häuptern der Wissenschaft in Deutschland gemein war, indes ihre Vorgänger so häufig unhistorisch konstruirt hatten, wurde auch für ihn maßgebend.

Während seiner Universitätszeit auf der Hochschule Leipzig unter dem Eindruck der rühmlich beendigten Befreiungskriege bildete er sich, noch ohne es selbst recht zu ahnen, zum Historiker. Von philologischen und theologischen Studien war er ausgegangen. Gottfried Hermann schärfte seine Kritik, Sophokles und Thukydides entzückten ihn, und die Beschäftigung mit Luthers Schriften begeisterte ihn vorübergehend für den Gedanken, zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Reformation ein Buch über „Martin Luthers Evangelium“ zu schreiben. Noch hofften seine Eltern, eine Säule der Kirche in ihm zu sehen. Aber er bestieg nicht die Kanzel, sondern den Katheder. Zunächst wirkte er vom Jahre 1818 an als Oberlehrer am Gymnasium zu Frankfurt an der Oder, wo er neben dem Unterricht Muße fand, sein erstes grundlegendes Werk zu schreiben. Es war betitelt „Geschichten der romanischen Völker von 1494—1514“ und wurde begleitet von einer Beilage „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber“. Die darstellende wie die kritische Arbeit machten nicht geringes Aufsehen. Dort sah man die romanisch-germanischen

Völker mit großem Blick als eine Einheit gefaßt, die auf dem Fundamente gleichartiger Bildung ruhend am Ausgange des Mittelalters fertig erscheint; zugleich aber fand man sich zu dem Schlusse gedrängt, wie der Wettkampf von Habsburg und Frankreich, auf den blutgetränkten Gefilden Italiens eröffnet, Europa vor der Herstellung eines Universalreiches bewahrte. Hier blickte man in die geistige Werkstatt des Forschers und bewunderte die Sicherheit, mit der er die hauptsächlichen Autoren, die er zu benutzen gehabt hatte, auf ihre Glaubwürdigkeit hin untersuchte.

Der Dreißigjährige lenkte die Aufmerksamkeit des Ministers Altenstein auf sich. Er wurde als außerordentlicher Professor nach Berlin berufen und ward bald eine Zierde des Kreises ausgezeichneter Männer und geistreicher Frauen, die dort vereinigt waren. So großen Reiz aber auch die feinere Geselligkeit für ihn hatte, sie entzog ihn nicht dem Dienste der höheren Herrin, auf die eine Bettina oder Rahel oftmals eifersüchtig sein mochte: der Wissenschaft. Auch der akademische Lehrberuf nahm ihn damals nicht übermäßig in Anspruch. Ranke besaß nie, was man unter einem schönen Vortrag zu verstehen pflegt. Nachlässig auf seinem Sitz zurückgelehnt, die großen blauen Augen auf die Decke gerichtet, als sähe er dort die Schatten der Vergangenheit emporsteigen, reihte er mit leiser Stimme oft kaum vernehmliche Sätze aneinander, bis plötzlich ein treffendes Wort, ein geistvoller Vergleich; ein großartiger, allgemeiner Gedanke, rasch hervorgestoßen und von lebhaften Gesten begleitet, die Kette der dunklen Orakelsprüche blitzartig durchbrach. Er zog

anfangs die studirende Jugend nicht sehr an, und seine historischen Übungen, in denen er als Lehrer im vertrauten und ausgewählten Kreise die größten Triumphe feierte, gewannen erst später ihre Bedeutung. Um so mehr Zeit blieb ihm, die Schätze der großen Berliner Bibliothek zu durchforschen. Er hatte sie schon als Oberlehrer in Frankfurt an der Oder so eifrig in Anspruch genommen, daß man im Scherze gesagt haben soll, es sei nur die Wahl, dies Institut dorthin zu verlegen oder ihn an die Spree zu verpflanzen. Nun war das zweite geschehen. Vor allem fesselte ihn eine Sammlung von einigen vierzig Foliobänden, in denen Abschriften von Relationen venetianischer Gesandten, besonders aus dem sechzehnten Jahrhundert, enthalten waren. Vor einer Gesellschaft schweizerischer Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde ziemt es sich, daran zu erinnern, daß bereits Johannes von Müller die Absicht hatte, Auszüge aus dieser Sammlung, deren hoher Wert ihm einleuchten mußte, bekannt zu machen. Die tragische Wendung seines Lebens führte Müller von Berlin weg in den Dienst des Königs von Westfalen, und mit vielen anderen Plänen blieb auch dieser unausgeführt. Ranke bemächtigte sich des ganzen Inhalts jener Bände, wußte noch andere ähnlicher Art zur Ergänzung herbeizuziehen und baute vornehmlich auf diesen Grundlagen sein farbenreiches Werk „Fürsten und Völker von Südeuropa“ auf, das die tiefsten Einblicke in die osmanische und spanische Welt zur Zeit ihres hellsten Glanzes eröffnete.

Hatte er bisher schon die Vorzüge urkundlicher Nachrichten vor historiographischen sich selbst und anderen

klar gemacht, so konnte ihm nichts Glücklicheres begegnen, als während eines vierjährigen Urlaubs an den großen Fundstätten, namentlich in Wien, Venedig, Florenz, Rom, aus frisch sprudelnder Quelle schöpfen zu dürfen. Es war ihm zu Mute wie einem Naturforscher, der unter einen anderen Himmelsstrich mitten in die fremde Welt versetzt wird, die zu schauen er bisher sich heiß gesehnt hat. Seine Studienreise hatte für ihn selbst und als anfeuerndes Beispiel eine ähnliche Bedeutung wie die Alexanders von Humboldt in die Tropen. Archive und Bibliotheken erschlossen ihm, wie keinem anderen je zuvor, was in ihnen verborgen lag, und er gewann durch das Verhör bedeutender Augenzeugen und Mithandelnden einen Grundstock für die genauere Erkenntnis der europäischen Geschichte in den letzten Jahrhunderten, der bis in sein Alter nicht erschöpft wurde. Wohl nahm er mit regem Sinn auf, was Natur und Kunst, was Land und Leute der Gegenwart ihm boten. Auch regte ihn während dieser Reise die Bekanntschaft mit dem Serben Wuk zur Erzählung eines Ereignisses an, das seiner eigenen Zeit angehörte. Es war die „Geschichte der Serbischen Revolution", welcher nichts Ähnliches der Art an die Seite gesetzt werden kann. Aber sein Ziel blieb immer Vergegenwärtigung der weiter zurückliegenden Vergangenheit, so wahr, so umfassend, so gegenständlich wie möglich.

Reich beladen kehrte er heim und bot aus der Fülle seiner Forschungen als erste reife Frucht das dreibändige Werk „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert". Von diesem Buche ging sein Weltruf aus, und vielleicht

werden nicht wenige geneigt sein, es als sein Meisterwerk zu bezeichnen, so groß ist die Auffassung des gewaltigen Stoffes, so neu die Ausbeute aus zahlreichen urkundlichen Quellen, so ruhig-vornehm die Sprache, der in den früheren Arbeiten noch etwas Rauhes und Sprunghaftes eigen gewesen war. Er hatte hier in bedeutenden Zügen gleichsam al fresco vor Augen geführt, wie sich in der Geschichte des Papsttums das Ringen der Weltmächte der neueren Zeit abspiegelt. Der Ursprung und Verlauf der deutschen Reformation war in diesem Massenbilde nur leicht skizzirt worden. Eben diesen Gegenstand wußte er mit sorgfältigem Eingehen auf das Einzelne, oft mit der Feinheit des Miniaturmalers und wiederum aus reichster urkundlicher Kenntnis heraus in einem für sich abgesonderten, sechsbändigen Werke zu schildern. Hinter diesem verschwanden alle bisherigen Darstellungen der deutschen Reformationsgeschichte von vorwiegend theologischem Gepräge. Es hat nicht fehlen können, daß Spätere, bei dem in Deutschland entflammten regen Wetteifer, dasselbe Gebiet zu durchackern, ihn hie und da ergänzt und verbessert haben, und es bleibt zu bedauern, daß bei neuen Auflagen in diesem wie in anderen Werken Rankes die Fortschritte der Einzeluntersuchung nicht immer nach Gebühr berücksichtigt worden sind. Aber man soll nie vergessen, daß er die Bahn gebrochen und einer ganzen Generation von Bearbeitern der deutschen Reformationsgeschichte gleichsam das Arbeitspensum vorgezeichnet hat.

Während der Historiker durch diese weitausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit in die Ferne wirkte, sah er

die Zahl seiner Schüler wachsen und viele von ihnen ihrerseits zu Lehrern werden, die in seinem Geiste fortarbeiteten. Ihm selbst eröffnete sich ein neues Feld, als Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung gelangt war und ihn zum Historiographen des preußischen Staates ernannt hatte. Sein Verhältnis zu diesem Fürsten war ein sehr nahes. Er hat ihm in der allgemeinen deutschen Biographie eine Lebensbeschreibung gewidmet, weit ausführlicher als diejenige Friedrichs des Großen. Er hat Auszüge aus dem merkwürdigen Briefwechsel des Königs mit Bunsen herausgegeben und hier wie dort, schwerlich mit rechtem Erfolg, versucht, im Gegensatz zu vielen zeitgenössischen Urteilen, das Andenken des unglücklichen Monarchen „in ein helleres Licht zu stellen". Seiner Gunst verdankte er die freieste Eröffnung des geheimen Staatsarchives zu Berlin, und seine erste Gegengabe waren die „Neun Bücher preußischer Geschichte", in denen er es unternahm, das Emporkommen des Staates, welchem er mit ganzem Herzen angehörte, bis zur Epoche Friedrichs des Großen auf urkundlicher Grundlage darzustellen. Das Erscheinen des Werkes fiel in eine ungünstige Zeit, unmittelbar vor den Ausbruch der Revolution von 1848. Es hat erst Jahrzehnte nachher eine besser abgerundete Gestalt erhalten, als andere große Ereignisse eingetreten waren.

So freudig Ranke diese später begrüßte, so schmerzlich berührten ihn, den einstigen Herausgeber einer historisch-politischen Zeitschrift von vermittelnder Tendenz, jene damaligen revolutionären Erschütterungen. Wie um sich aus den vaterländischen Wirren hinwegzuretten,

legte er Hand an die „Französische Geschichte, vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert", in der er den Gestalten einer Katharina Medici, eines Heinrichs IV., Richelieus, Mazarins, Ludwigs XIV. neues Leben einhauchte. Noch war das Werk mit dem sechsten Bande nicht abgeschlossen, als er den Plan faßte, die Geschichte Englands ungefähr in dem gleichen Zeitraum zu behandeln. Wie früher die deutschen, italienischen, französischen Archive und Bibliotheken, so sahen nun das Britische Museum und das Record-Office zu London ihn als den fleißigsten Gast in ihren Mauern.

Als der neunte Band der englischen Geschichte vollendet war, hatte er den weiten Kreis durchmessen, in dem er nacheinander den Geschicken so vieler großen Nationen des modernen Europas während ihrer wichtigsten politischen und religiösen Krisen mit unermüdlichem Eifer gefolgt war. Er hatte die Schwelle des Alters überschritten. Sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum hatte aufs klarste gezeigt, wie üppig die von ihm ausgestreute Saat aufgegangen war, indem es zahlreiche Schüler um ihn vereinigte und den Anlaß zur Gesamtausgabe seiner Werke bot. Ehren über Ehren hatten sich auf sein Haupt gehäuft. Ein anderer hätte sich die wohlverdiente Ruhe gegönnt. Er aber hatte sich die Frische des Jünglings bewahrt, und von der Last des Lehramts befreit begann er eine neue Reihe wissenschaftlicher Arbeiten. In rascher Folge schlossen die „Geschichte Wallensteins", „Zur deutschen Geschichte. Vom Religionsfrieden bis zum Dreißigjährigen Kriege", „Der Ursprung des Siebenjährigen Krieges", „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund",

„Ursprung und Beginn der Revolutionskriege“, „Zur Geschichte von Östreich und Preußen zwischen den Friedensschlüssen zu Aachen und Hubertusburg“, zum Staunen des In- und Auslandes, sich aneinander. Manche seiner früheren Studien, wie die meisterhafte Abhandlung über Don Carlos, wurden, erweitert und um neue Aufschlüsse bereichert, vorgelegt. Die „Denkwürdigkeiten des Fürsten Hardenberg“, die ein halbes Jahrhundert versiegelt gewesen waren, fanden an ihm den kundigsten Herausgeber und Erläuterer. Noch eine freudige Überraschung hatte er der gelehrten Welt vorbehalten. Die Frage, die bei der hundertjährigen Wiederkehr von Schlossers Geburtstag hie und da aufgeworfen worden war, ob ein Historiker ersten Ranges noch jemals wagen würde, eine Weltgeschichte zu schreiben, suchte er, halb erblindet, mit fünfundachtzig Jahren durch die kühnste That zu beantworten. Es lebt in Ihrer aller Erinnerung, wie Jahr für Jahr zu gleicher Frist ein Teil dieses seines Kosmos nach dem anderen erschien, bis seine Erzählung zur größten Kaisergestalt des sächsischen Hauses gelangt war, die im Boden der ihm teuren engeren Heimat wurzelt, wo die Unstrut rauscht und die Pfalz zu Memleben einst sich erhob.

„Labor ipse voluptas“ war sein Wahlspruch. Diese unvergleichliche Arbeitsfreudigkeit, die in einem von Jugend auf gestählten Körper wohnte, neben der aufopfernden Unterstützung wohlgeschulter Gehilfen und genauester Einteilung der Zeit, machte es ihm möglich, das Außerordentliche zu leisten. Seit dem Verlust seiner Frau hatte er sich von größerem geselligen Verkehr ganz zurückgezogen. Gewohnte Reisen, wie nach

München, zum Sitze der historischen Kommission, die Maximilian von Baiern, angeregt durch ihn, ins Leben gerufen hatte, und deren Vorsitz ihm anvertraut war, unterblieben. Er empfand an sich, was er in sein Tagebuch aufzeichnete: „Alter ist an und für sich Einsamkeit.“ Aber im vertraulichen Gespräch mit seinen Kindern, Freunden und Schülern, bei feierlichen Anlässen, die eine festliche Versammlung in seine stille Gelehrtenwohnung führten, ergoß sich nach wie vor der Strom lebendiger, an allem Großen teilnehmender Rede. Etwas Jugendliches blieb ihm trotz des ehrwürdigen Schnees, der seine Schläfen umwallte. Und an ihm hatte man nicht das traurige Schauspiel zu erleben, die geistige Flamme erlöschen zu sehen vor dem Aufhören des Daseins.

Blicken Sie zurück auf dies arbeitsvolle Leben, so werden Sie schon der Fülle und Vielartigkeit der Früchte, die es erzeugt hat, Ihre Bewunderung nicht versagen. Aber nicht darin liegt die dauernde Bedeutung Rankes. Andere Historiker haben nicht weniger Bände verschiedensten Inhaltes hinterlassen als er, und manches Kapitel seiner Werke mag bei der fortschreitenden Wissenschaft veralten. Was ihn vor allem auszeichnet, ist die seltene, vielleicht einzige Verbindung einer Reihe von Eigenschaften, deren Gesamtheit für die Erreichung des Höchsten unentbehrlich ist.

Das erste ist, daß er das feinste kritische Verständnis in der Benutzung der Quellen besaß und daher zur Anwendung einer Methode gelangte, die wenigstens für die Behandlung der neueren Geschichte vor ihm niemand mit gleicher Folgerichtigkeit durchgeführt hatte.

Während sie bisher vornehmlich aus den Erzählungen der zeitgenössischen Geschichtschreiber selbst, wenn nicht gar aus späteren Darstellungen übermittelt worden war, lehrte er die Notwendigkeit, jede Chronik, jede Schilderung von Ereignissen des Krieges und Friedens, persönliche Memoiren und allgemeine Geschichtswerke an den mannichfaltigen urkundlichen Aufzeichnungen auf ihre Zuverlässigkeit hin zu prüfen. Er wies das junge Geschlecht der Fachgenossen auf die Archive hin, in die bis dahin immer nur einige Begünstigte einen verstohlenen Blick hatten werfen dürfen. „Man bedaure den nicht," ruft er aus, „der sich mit diesen anscheinend trocknen Studien beschäftigt und darüber den Genuß manches heitern Tages versäumt. Es ist wahr, es sind todte Papiere; aber sie sind Überreste eines Lebens, dessen Anschauung dem Geiste nach und nach aus ihnen emporsteigt." Nicht jedem freilich wird das todte Papier lebendig, und manchem genügt heute schon, daß nur etwas todtes Papier sei, um den ganzen Himmel zu sich niedersteigen zu sehen. Für diese übertriebene Ehrfurcht vor dem Unedirten, bloß weil es unedirt geblieben, und für die daraus hervorgegangene massenhafte, unverarbeitete Aufhäufung von archivalischem Rohmaterial, in der wir heute zu ersticken drohen, ist Ranke nicht verantwortlich zu machen. Ihm bleibt das Verdienst, als einer der ersten den großen Revisionsproceß in Angriff genommen zu haben, dem mit der alten und mittelalterlichen auch die neuere Geschichte unterzogen werden mußte, und den rechten Weg gewiesen zu haben, auf dem Hunderte nach ihm gegangen sind. Dies gilt für die Schweiz nicht weniger als für andere

Länder. In seinem ersten Werke beklagt er, daß neben so manchen Chronisten, wie Anshelm und Bullinger, auch die Abschiede der eidgenössischen Tagsatzungen nicht allgemein zugänglich seien. Wir dürfen es ohne Überhebung sagen: sein Wort ist nicht auf dürren Boden gefallen. In den sechs Jahrzehnten, die vergangen sind, seit er es gesprochen, ist in seinem Sinn auch im Lande der Alpen rüstig gearbeitet worden.

Ihm selbst wurde eine Art von ursprünglichen Quellen fast die wichtigste: die gleichzeitigen Berichte der Diplomaten, unter denen sich die Venetianer durch mannichfaltige Kenntnisse, feinen psychologischen Blick und reizvolle Handhabung der Sprache hervorthaten. Waren ihre Depeschen, welche die Lage des Augenblickes abspiegelten, Urkunden im wahren Sinne des Wortes, so erhoben sich ihre zusammenfassenden Relationen, die nach der Rückkehr der Gesandten vor der hochansehnlichen Signoria verlesen wurden, zur Höhe abgerundeter Darstellung. Wo die Venetianer versagten, traten Gesandte anderer Mächte in die Lücke, und so erhielt man überraschende Aufschlüsse über das Getriebe der Höfe, die Intriguen der Kabinette, die Machtverhältnisse der Staaten, welche aufmerksame Beobachter zu ergründen suchten.

Wo viel Licht ist, ist starker Schatten. Das Bestreben, sich möglichst enge an bisher unbekannte Aussprüche von Augen- und Ohrenzeugen anzuschließen, konnte leicht dahin führen, manches von früher her Feststehende zu verkürzen oder ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Auf Vollständigkeit können daher die wenigsten der Rankeschen Werke Anspruch machen; ein

Lehrbuch im üblichen Sinne ist keines. Sie werden mit dem größten Gewinn von denen gelesen werden, welche den geschichtlichen Rohstoff schon kennen, nicht von denen, welche ihn erst in sich aufzunehmen wünschen. Zudem treten die großen Massenbewegungen, an und für sich dem Autor wenig kongenial, in Rankes Werken zurück, da seine vorzüglichsten Gewährsmänner nicht gewohnt sind, in die Tiefen des Volkslebens einzudringen. Insofern ist etwas Wahres an den harten Worten, mit welchen Gervinus in seinem Nekrolog auf Schlosser vor „dieser Welt der schleichenden Kabale" warnt, nur daß man nicht vergessen darf, wie auch in ihrem labyrinthischen Getriebe Ranke niemals den Faden vorsichtiger Kritik aus der Hand läßt. Es kommt öfter vor, daß er durch Verschweigen fehlt, aber viel seltener fehlt er durch Behaupten. Er verhält sich als Forscher diplomatisch auch gegenüber den Diplomaten, mögen diese immerhin die Färbung seiner Darstellung bestimmen und ihn zu einer Betrachtung der Dinge hinleiten, wie sie sich von oben, nicht wie sie sich von unten ausnehmen. Zum Teil, aber doch nur zum kleinsten Teil, ist es auch auf Rechnung dieser Diplomaten zu setzen, wenn er in seiner Erzählung mehr den Ton des Hofmannes als den des Volksmannes anschlägt, jede innere Bewegung möglichst verbirgt und das eigene Gefühl nur spärlich hervorbrechen läßt.

In Wahrheit ist es etwas anderes, was ihm diesen Anschein marmorner Kälte giebt: eine zweite große Eigenschaft, die schwerlich anerzogen werden kann, wenn sie nicht im Keime schon vorhanden ist. Das Fremdwort Objektivität sucht sie in Kürze zu bezeichnen.

Allgemeinverständlich wird sie aus dem Satze, den er einmal in seiner englischen Geschichte niederschreibt: „Ich wünschte mein Selbst gleichsam auszulöschen, um nur die Dinge reden zu lassen.“ „Sein Selbst auslöschen“, welche Anforderung an den Erzähler von Ereignissen, denen sein Herz vielleicht den größten Anteil zuwendet, wenn sie Jahrhunderte zurückliegen, um wie viel mehr, wenn sie in seiner eigenen Zeit noch nachzittern! Nicht erkennen lassen, welches Glaubens, welcher Partei, welcher Nationalität man ist, und das „sine ira et studio“ des alten Römers in einer Weise ausdehnen, an die er selbst am wenigsten gedacht haben mag!

Ranke ist sich dessen wohl bewußt, daß er ein niemals zu verwirklichendes Ideal aufstellt. Aber von wem könnte man sagen, daß er ihm näher gekommen wäre als Ranke selbst? Der fromme Protestant wird der Größe des Papsttums gerecht. Der überzeugte Royalist erkennt in der Idee der Volkssouveränität „das ewig bewegliche Ferment der modernen Welt“. Der deutsche Patriot, welcher seinem Kollegen Thiers im Jahre 1870 das scharfe Epigramm zuschleuderte: „Wir kämpfen gegen Ludwig XIV.“, schildert mit einer Art von Hingabe, was er „die großartige Erscheinung dieses Fürsten“ nennt. Er ist kein Freund jener Art von Geschichtschreibung, die so leicht den Beifall des Tages erringt, nach der die Schafe zur Rechten, die Böcke zur Linken gesondert werden. In einem der letzten Bände seiner sämtlichen Werke liest man: „Die Geschichte ist kein Kriminalgericht.“ Man könnte den Satz darauf anwenden, daß er der moralisirenden Erzählung,

welche nur Verurteilung oder Freisprechung kennt, den Krieg erklärt. In seiner Rede „Über die Verwandtschaft und den Unterschied der Historie und der Politik", mit der er 1836 die ordentliche Professur antrat, heißt es: „So weit entfernt ist die Historie davon, daß sie die Politik verbesserte, daß sie gewöhnlich von ihr verderbt wird." Man sieht: damit wird über das altgewohnte Bestreben des Geschichtschreibers, sich bewußterweise zum Lehrmeister für politisches Handeln der Gegenwart und Zukunft aufzuwerfen, unbarmherzig der Stab gebrochen. Rankes Weise, der Muse Klio zu dienen, setzt sich kein anderes Ziel als dasjenige, welches das bescheidenste und stolzeste zugleich ist: die Wahrheit zu ergründen und aufzuweisen ohne Rücksicht auf irgendwelche Wirkung.

Auch die Rücksicht auf ästhetische Wirkung ist dabei nicht ausgenommen. In Ranke schlug — eine dritte große Gabe seines Genius, die er durch Schulung an den besten Mustern der Alten und Neueren auszubilden wußte, — eine starke künstlerische Ader. Man muß nicht zu den Werken seines Lebensabends greifen, in denen seine Gestaltungskraft nachläßt, sein Stil häufig schleppend wird und gesuchte Fremdwörter das körnige Deutsch nicht selten verdrängen, sondern zu den Schöpfungen seines blühenden Mannesalters, um den Reiz seiner Darstellung rein zu genießen. Hier zeigt er sich nicht nur als der unermüdliche Bergmann, der edles Metall aus verborgenen Tiefen ans Licht fördert, sondern auch als der kunstverständige Münzmeister, der ihm ein schönes und glänzendes Gepräge gibt. Wie er gewaltige Stoffe übersichtlich gruppirt, das verwickelte

Gewebe der Machtverhältnisse zu entwirren, dem Geistesfluge der großen Denker und Dichter zu folgen weiß, in die Abgründe der menschlichen Seele hinableuchtet, mit einem einzigen Wort oft eine ganze Sachlage zu treffen, mit wenigen scharfen Strichen einen Charakter zu zeichnen versteht: alles das verknüpft viele seiner Werke, rein nach der äußeren Seite betrachtet, mit der klassischen Epoche unserer Litteratur, in der niemand erfolgreicher als Schiller bewies, daß die Geschichtschreibung durch den Zauber des Wortes mit der Dichtung wetteifern könne. Niemals aber läßt sich Ranke dazu herbei, die Schönheit der Form, oder selbst nur die drastische Wirkung auf Kosten der Wahrheit zu erstreben. Bei ihm würde man vergeblich die Kunstgriffe des Rhetors suchen oder jene noch bei heutigen vielbewunderten Historikern sehr beliebten schmückenden und entehrenden Beiworte, die wie im Epos unfehlbar sich einstellen, sowie bestimmte Persönlichkeiten genannt werden. Was er einmal in anderem Zusammenhang gesagt hat: „Die schöne Form soll erziehen, bilden, erwecken; unterjochen darf sie nicht" gilt auch für ihn selbst als Gelehrten. Er ist dem Programm treu geblieben, das er bei seinem ersten Schritt auf der wissenschaftlichen Laufbahn aufgestellt hat, nur zeigen zu wollen, „wie es eigentlich gewesen".

Allerdings ist es ihm auch versagt geblieben, so weit sein Ruhm sich ausbreitete, den höchsten Grad von Popularität zu erreichen, und er war dagegen nicht unempfindlich. „Das größte Lob," hörte ich ihn einmal sagen, „das mir die Engländer erteilt haben, ist, daß sie erklärt haben, Macaulays Jakob II. sei eine

unmögliche Figur, der meinige aber sei wahr. Macaulay war zu sehr Parteimann; aber er sprach das schönste Englisch und schrieb wie ein Redner. Ich bekämpfe ihn, allein" — fügte er mit einem unnachahmlichen Lächeln hinzu — „ich beneide ihn, wenn ich ihn lese."

Wären Rankes Studien nach der Zeit und dem Schauplatz der Ereignisse enge begrenzt gewesen, so würde es ihm unzweifelhaft schwerer geworden sein, jene Objektivität zu bewahren, die das Höchste seines Strebens war. Aber von Anfang an richtete er sein Augenmerk auf die „unauflösliche Gemeinsamkeit", in der Völker und Staaten trotz ihrer Trennung miteinander leben. Die Geschichte einer Nation, einer Macht erweckt stets dadurch seine vorzüglichste Teilnahme, inwiefern sie „ein Moment in der allgemeinen Entwicklung der Menschheit bildet oder in dieselbe beherrschend eingreift". Daher hat man sagen können, er habe nie etwas anderes wie Weltgeschichte geschrieben, und sein spätestes Werk ergänze nur die vorangegangenen. Von der Hochwarte des Universalhistorikers aus gesehen erhalten aber die Begebenheiten eine Gestalt, bei deren Anblick die Gefühle von Zuneigung und Abscheu sich abstumpfen und der an sich natürliche Trieb, Lob oder Tadel auszusprechen, zurückgedrängt wird. „Die Weltgeschichte," mit Wilhelm von Humboldt zu reden, „ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich." Diese aber stellt sich dar in den Ideen, welche über allen Leidenschaften stehen und als ein vom Einzelwillen, auch dem stärksten, unabhängig Waltendes auf der Wage des moralischen Urteils nicht gewogen, mit dem Maßstab des Parteimannes nicht gemessen werden können.

Wenn irgend einer, so hat Ranke zu lösen versucht, was der eben genannte große Denker als die letzte Aufgabe des Geschichtschreibers bezeichnet: die menschlichen, ja selbst die nationalen Individualitäten als „in der Erscheinung wurzelnde Ideen" zu fassen, aufzuweisen, wie die Ideen gleichsam danach streben, „Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen". In keinem seiner Werke tritt dies deutlicher hervor, als in seinem letzten, Torso gebliebenen, dessen Durchlesung ein Gefühl hinterläßt, wie es den Wanderer im Gebirge überkommt, wenn er von einsamer Kuppe den ganzen Horizont überblickt und scharfen Auges, von keiner Einzelheit gestört, den großen Zusammenhang von Höhen und Thälern, Land und Gewässern zu seinen Füßen in voller Klarheit wahrnimmt. Was man auch an der Rankeschen Weltgeschichte aussetzen mag: die fühlbaren Lücken der Erzählung, die Zurückdrängung des kulturgeschichtlichen Elementes, die Unmöglichkeit, mit der Specialforschung immer gleichen Schritt zu halten: ein Ruhm wird ihr nie bestritten werden, den großen Zusammenhang der Ideen, die sich anziehen und abstoßen, die aus einem Cäsar und Karl dem Großen, einem Paulus und Mohammed „hervorleuchten", klarer aufgewiesen zu haben, als es je zuvor geschehen ist. In diesem Zusammenhang der Ideen bleibt dem einzelnen für sein Wollen und Können ein weites Feld geöffnet, aber in jenen erscheint die beherrschende Notwendigkeit. Ranke hat in seinem Gervinus gewidmeten Nachruf dem heute nur zu oft unterschätzten edlen Fachgenossen das Wort vorgeworfen, in welchem dieser seine Grundansicht zusammenfaßte: „Der Geschichte ist im großen ein ge-

setzlicher Lauf geordnet. In den besonderen Gestaltungen der Ereignisse ist den Menschen viel Willkür und ihren Begabungen viel Spielraum gelassen." Aber er selbst leugnet nicht, daß sich „Freiheit und Notwendigkeit in der Geschichte durchdringen". Er bemerkt, daß „alles menschliche Thun und Treiben dem leisen, aber gewaltigen und unaufhaltsamen Gang der Dinge unterworfen ist". Er wagt es gelegentlich, in der Sprechweise des Naturforschers „ein allgemeines Gesetz" des historischen Lebens aufzustellen. Wenn er glaubt, ein solches Unterfangen entschuldigen zu müssen, so leitet ihn dabei jene „schonende Zartheit" gegenüber den verwickelten Erscheinungen des menschlichen Daseins, ohne welche nach Humboldts Ausdruck „die einfache und lebendige Wahrheit der Begebenheiten verletzt wird".

Auch von diesem Gesichtspunkte aus erscheint die Wahrheit als das glänzende Gestirn, welches ihm vorleuchtet. Das Streben, sie möglichst objektiv zur Anschauung zu bringen, nach kritischer Durchforschung des Rohstoffs, in reiner Form, ohne Nebenabsicht, in der Erhebung vom einzelnen zum allgemeinen, drückt seinen Werken einen unvergänglichen Stempel auf. Und so sind sie, wie er es von denen des Tacitus rühmt, „nicht allein Geschichtsbücher: sie sind selbst eine historische Erscheinung".

---

Spricht man von einer Rankeschen Schule, so begreift man darunter nicht alle, die sich bewußt oder unbewußt zu Rankes wissenschaftlichen Grundsätzen be-

kennen, denn sie zählen nach vielen Hunderten über den ganzen Erdball hin verstreut, sondern diejenigen, welche sich, vorzüglich in der Zeit seiner Vollkraft, zur Vornahme historischer Übungen um ihn sammelten. Unter ihrer Zahl nahm Georg Waitz dem Alter wie der Bedeutung nach eine der ersten Stellen ein. In der Fähigkeit, die Forschungsmethode des Meisters anderen zu übermitteln, in der Begabung, als Lehrer sein Bestes mitzuteilen, ohne durch seine Überlegenheit das selbständige Naturell des Schülers irgendwie zu unterdrücken, war er unbestritten der Erste. Übrigens unterschieden sich beide aufs stärkste voneinander, wie äußerlich: der kleine Mann von sächsischer Feinheit und der knochige, hochgewachsene Sohn der Nordmark: so nach ihrem Bildungsgang, ihrer Arbeitsweise und den Gegenständen ihrer Studien. Ich glaube Waitz nahe genug gestanden zu haben, um mit Sicherheit sagen zu dürfen, daß er einen noch so entfernten Vergleich mit Ranke unbedingt abgelehnt haben würde. Denn so fest er aufzutreten, so sicher er die ihm neidlos zuerkannte Autorität zur Geltung zu bringen wußte: er kannte die Grenzen seiner Kraft, haßte allen Schein und strebte nie danach, für mehr zu gelten als er war.

Er hat sich niemals vermessen, den Lorbeer des großen Künstlers mit dem Lorbeer des großen Forschers zu verflechten. Von reger Teilnahme an den Schöpfungen und Bewegungen der schönen Litteratur erfüllt, wie er es noch im späten Mannesalter durch die musterhafte Herausgabe des Briefwechsels von „Karoline", Schlegels und Schellings Gefährtin, bezeugt hat, schien er einer ästhetischen Formgebung des historischen Stoffes

eher zu widerstreben als geneigt zu sein. In mancher kleineren, zusammenfassenden Arbeit, wie in den bahnbrechenden Aufsätzen „Über die Entwicklung der deutschen Historiographie im Mittelalter" oder in dem volkstümlichen Abriß der Geschichte „Deutsche Kaiser von Karl dem Großen bis Maximilian", in scharfen Streitschriften und würdevollen Denkreden hat er bewiesen, daß er die Sprache wohl zu beherrschen und hier und da selbst durch die Form nachhaltige Wirkungen hervorzubringen wußte. Aber im ganzen legte er auf diese geringen Wert, und das Arbeitsfeld, zu dessen Bestellung er sich vorzugsweise angetrieben fühlte, machte dies weniger nötig.

Nicht von dem erhabenen Standpunkte des Universalhistorikers aus suchte er das Auf- und Abwogen der Begebenheiten darzustellen. Sein einziger Vorwurf blieb die Vergangenheit des eigenen Volkes. Und es drängte ihn nicht sowohl, diese Vergangenheit in abgerundeten Bildern lebensvoller Erzählung zu fassen, als vielmehr die im Dunklen liegenden Anfänge der Deutschen zu beleuchten, die rechtlichen Formen, in denen sich ihr öffentliches Leben während der früheren Jahrhunderte entwickelt hatte, klar zu stellen, die Quellen, aus denen ihre Geschicke und Einrichtungen im Mittelalter erkannt werden können, aufzuspüren, sie vom Schutte zu reinigen und allgemein zugänglich zu machen. Auf diesen drei Gebieten hat er Unvergeßliches geleistet, mag auch die Zeit manches, was er für die Dauer gebaut zu haben glaubte, erschüttern. „Die Wissenschaft ist ein Gemeingut der Welt und weiß von keiner Nationalität." So verkündigte Ranke, und sein wür-

diger Schüler dachte wie er. Seine Sorge war, keine nationale Voreingenommenheit auf seine Arbeiten einwirken zu lassen. Und doch durchdrang sie der eine, lebendige Gedanke, daß sie alle dem vaterländischen Bewußtsein zur Kräftigung gereichen sollten. Die Devise, in deren Dienst er so viel geschaffen hat, „Sanctus amor patriae dat animum“ blieb die seinige bis zum letzten Hauche.

Für Waitz war Liebe des großen Vaterlandes von Jugend auf die Losung. Am 9. Oktober 1813 in Flensburg geboren, gehörte er jenen meerumschlungenen Herzogtümern an, die, auf ewig ungeteilt, ihr deutsches Volkstum im Kampfe gegen die dänische Herrschaft wahren mußten und wahren wollten. Während seiner Schuljahre beim Besuche des vaterstädtischen Gymnasiums, während der Zeit seiner Studien auf der Landesuniversität Kiel wuchs die politische Spannung. Es konnte nicht fehlen, daß der Jüngling, dessen Voreltern einst aus dem Herzen Deutschlands nach Norden gezogen waren, sich in seinem Denken und Fühlen innig an alles Vaterländische anschloß. Hier fand er die starken Wurzeln seiner Kraft, und dies um so mehr, je mächtiger das nordalbingische Heimatsgefühl ihm innewohnte. Frühe schon hatten die nordischen und deutschen Überlieferungen ihn angezogen. Ein anregender Geschichtslehrer beförderte die aufkeimende Neigung, die Vergangenheit zu ergründen. Am tiefsten wirkte auch auf ihn sein Landsmann Niebuhr ein, so tief, daß er selbst wohl später mitunter sagte, ein rechter Historiker müsse Niebuhrs römische Geschichte einmal in jedem Jahre durchlesen.

Doch hatte er sich so wenig wie Ranke ursprünglich für den Beruf des Geschichtsforschers bestimmt. Wenn Ranke von der Beschäftigung mit Sprachen und Litteratur der Alten den Weg zu ihm gefunden hatte, so wurde für Waitz die Jurisprudenz zur Brücke, die ihn dorthin führte, und er versäumte es nie, als Lehrer und Berater auf ihre Wichtigkeit für jeden, der es ernst mit den historischen Studien meine, hinzuweisen. In Berlin, wohin er von Kiel aus seine Schritte lenkte, schien sogar Homeyer zeitweise ihn ganz ausschließlich für die Erforschung des germanistischen Rechtes zu gewinnen. Aber eben damals ward er als Teilnehmer an den historischen Übungen Rankes von seinem Beispiel fortgerissen und im anfeuernden Verkehr mit gleichstrebenden Genossen über seine wissenschaftliche Bestimmung sich völlig klar. Die „Jahrbücher des deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause" bildeten ein dauerndes Denkmal gemeinsamer Schaffenslust der hervorragendsten damaligen Schüler Rankes. Waitz eröffnete sie mit seinem „König Heinrich I.", einem Werke, mit dem er einen von der Berliner philosophischen Fakultät ausgesetzten Preis errang. Wenn er manche Legenden zerstörte, die sich an die Gestalt des Ungarnbesiegers angeheftet hatten, so zeigte er ihn dafür in seiner wahren einfachen Größe. Ranke schickte dem Buche, als dem ersten der Reihe, eine Vorrede voraus, die ihn selbst wie die Bearbeiter der Jahrbücher in gleicher Weise ehrte, und erlebte nach einem halben Jahrhundert die Freude, es in dritter Auflage noch einmal aus der Hand des Verfassers entgegennehmen zu können.

Die vorzügliche kritische Befähigung, welche Waitz in diesem Buche an den Tag gelegt hatte, verleugnete sich auch nicht in seinen nächsten Arbeiten. Sie machte ihn, wenn irgend einen, geeignet, einen Teil der Last auf sich zu nehmen, die bis dahin fast ganz von Georg Heinrich Pertz getragen worden war. Er trat bei der Herausgabe der Monumenta Germaniae historica an dessen Seite und widmete dem Ausbau dieses Riesenwerkes, das an den Namen des Freiherrn vom Stein anknüpft, eine unermüdliche Hingabe. Wie er in deutschen, französischen, dänischen Archiven und Bibliotheken vergrabene Schätze hob, wie er Ächtes und Falsches mit Scharfblick schied, wie er die Sammlungen der Monumenta um zahllose Vergleichungen von Handschriften und Kopieen von Urkunden bereicherte, vor allem mit welchem Geschick und mit welcher Genauigkeit er, von Widukinds Sachsenchronik angefangen, eine erstaunliche Menge von Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters in reiner Gestalt herausgab: das alles diente einem ganzen Geschlechte von Jüngeren zum nachahmungswerten Muster.

Wer so vorzüglich wie er dafür ausgerüstet war, in den Schachten der Vorzeit zu graben, dem blieb auch ein doppelter Triumph vorbehalten, der weit über die Kreise der Gelehrten hinausdrang. In Paris entzifferte er uralte Nachrichten über das Leben und die Lehre des Ulfila, und in Merseburg entdeckte er mit einem Finderglück, das sich selten ohne den Finderverstand einstellt, Zaubersprüche aus der Zeit des deutschen Heidentums, die in Jakob Grimm den besten Deuter erhielten.

Die Lehr- und Wanderjahre schlossen im Jahre 1842 ab mit einer Berufung nach Kiel. Waitz stand nun an der Stelle, die einst Dahlmann inne gehabt hatte, und begann seine reiche akademische Wirksamkeit. Zugleich aber sammelte er, angeregt durch eine Vorlesung über Tacitus' Germania, seine ganze Kraft, um die Fundamente des Werkes zu legen, das man wohl als das Werk seines Lebens bezeichnen kann. Es war die „Deutsche Verfassungsgeschichte", die er Ranke widmete. Er täuschte sich nicht darüber, wie gigantisch die Aufgabe sei, und gigantisch blieb sie selbst in der zeitlichen Beschränkung, zu der er sich im Verlauf der Arbeit entschloß. Aber den bedeutenden Forscher reizte der bedeutende Gegenstand. Was nie nachlassender Fleiß, ausgebreitetste Kenntnisse, sorgfältiges Abwägen der einzelnen Zeugnisse, vorsichtiges Verbinden zerstreuter Nachrichten im Verein zu leisten vermögen: das ist in diesem Werke geleistet worden, welches ihn vier Jahrzehnte hindurch beschäftigte, in wiederholten Auflagen der älteren Teile einer neuen Bearbeitung unterzogen wurde und mit der Schilderung der deutschen Verfassung, wie sie um die Mitte des zwölften Jahrhunderts bis zur vollen Herrschaft des Lehnwesens sich darstellt, zu einem gewissen Abschluß gelangte.

Ein Wust falscher Vorstellungen, denen oft hochangesehene Autoritäten zum Schilde gedient hatten, wurde weggeräumt, die Möser-Eichhornsche Auffassung der Urzeit berichtigt, alsdann gegen Keltomanen wie Romanisten der germanische Grundzug des Merowinger-Reiches behauptet, der Bau des Karolingischen Reiches bis in das feinste Geäder verfolgt, endlich mit glücklicher

Ausfüllung einer bisher klaffenden Lücke der große Zusammenhang öffentlich-rechtlicher Institutionen in der sächsischen und fränkischen Epoche entwickelt. Das Werk griff aufs tiefste auch in die historischen Studien Frankreichs, Englands, Italiens ein. Die mittelalterliche Geschichte der Schweiz konnte nie mehr geschildert werden, ohne daß der Darsteller fortwährend zu Rate gezogen hätte, was Waitz über die Bedeutung des altdeutschen Grundeigentums, die Entwicklung der Stände, Herzogs- und Grafengewalt, Vogtei- und Städtefreiheit, Heer- und Finanzwesen, Recht und Gericht, Staatsmacht und Kirche und hundert wichtige Gegenstände sonst in breiterem Rahmen dargelegt hatte. Freilich blieb auch der Widerspruch nicht aus. Er mußte den allgemeinen Vorwurf hören, daß er kein Gemälde, sondern nur ein Mosaikbild biete, die Thatsachen nebeneinander aufhäufe, aber nicht systematisch ordne, und dieser Vorwurf richtete sich gegen die letzten Bände noch entschiedener als gegen die ersten. Über die Frage nach der Entstehung des deutschen Königtums, vor allem über die Frage nach dem Ursprung und der Ausbildung des Lehnwesens erhoben sich heftige litterarische Fehden. Hatte er in einem eigenen Buch über „Das alte Recht der salischen Franken" eine ausgezeichnete Beilage zur Verfassungsgeschichte darzubieten, so erwuchs ihm im Laufe der Zeit die Nötigung, wiederholt in abgesonderten Arbeiten seine Ansichten gegen die Angreifer zu verteidigen und näher auszuführen.

Er selbst hat mehrmals hervorgehoben, was ihn in letzter Linie von den Gegnern aus dem Lager der Rechtshistoriker trenne: „eine verschiedene Anschauung

von dem geschichtlichen Leben und Werden überhaupt" und „eine verschiedene Art der Interpretation einzelner historischer Zeugnisse". Es widerstrebte ihm, den Fluß der historischen Entwicklung in juristische Formen einzudämmen, wenn es sich um Zeiten handelte, in denen die Gesetzgebung hinter der Gewohnheit noch so sehr zurücktrat. Es war ihm peinlich, die Aussagen der Quellen durch eigene Aufstellungen zu ergänzen, weil er befürchtete, ihnen irgendwelchen Zwang anzuthun. Wer ihn Guizot, so manches ihn von diesem schied, wer ihn Tocqueville preisen gehört hat, weiß, wie hoch er die geistvolle, auf Kenntnis des Einzelnen ruhende Kombination zu schätzen wußte. Seine Hauptstärke aber lag in der Zerstörung von Falschem, in der Unermüdlichkeit des Sammelns und Sichtens, in der strengen Gewissenhaftigkeit, die ihm häufig die Mahnung entlockte, daß dem Erkennen Grenzen gezogen seien. Diese hervorstechende Eigenschaft war es auch, die ihn zum Feinde jeder tendenziösen „Abirrung aus dem Gebiete der Wissenschaft" machte, wo immer er einer solchen in einem Geschichtswerke begegnete.

Während Waitz die Verfassungsgeschichte in Angriff nahm, trat er der Vergangenheit des Landes, in dem er wirkte, der heimatlichen Scholle, auf der er groß geworden war, näher. Die Grundlagen der „Geschichte Schleswig-Holsteins", die er später in Göttingen herausgab, wurden damals gelegt. Zu gleicher Zeit aber rief der Kampf gegen dänische Willkür ihn mit den Freunden an der Universität Kiel in die Schranken. Auch darin wich Waitz von Ranke ab, daß er sich nicht scheute, in die Reihe der Politiker einzutreten und in

heißer Schlacht seinen Mann zu stehen. Ranke sprach sich mündlich und in Briefen über den Gang der Zeitereignisse oft scharf genug aus, aber er fühlte keinen Trieb in sich, selbst auf der Arena zu erscheinen, er fürchtete vielleicht, seinem wahren Beruf dadurch Eintrag zu thun. Jene historisch-politische Zeitschrift, die er nach der Juli-Revolution herausgab, hielt sich immer auf einer akademischen Höhe und fristete ein kurzes Leben. Als Mitglied des Staatsrates, in den ihn Friedrich Wilhelm IV. berufen hatte, hat er, soviel man weiß, niemals eine Rolle gespielt[1]). Es war eine Ausnahme, daß er dem König im Sommer 1854 ein Gutachten über die orientalische Frage vorlegte, aber es war bei den Verhandlungen ohne jeden Einfluß und ist jahrelang verborgen geblieben. Der Name von Georg Waitz dagegen war zeitweilig in den Kämpfen des Tages ein vielgenannter, und sein Träger hatte Freudiges und Schmerzliches, Beifall und Tadel zu erfahren. Als ein „echter Schweizer der Ebene", wie Dahlmann die Nordalbinger genannt hat, verteidigte er zähe und mutig das gute Recht des Landes mit treffendem Wort und scharfer Feder. Er war Mitglied der holsteinischen Provinzialstände. Er stellte sich beim Beginn der Erhebung von 1848 in den Dienst der provisorischen Regierung. Er saß auch unter dem

[1]) Als die Rede gehalten wurde, lagen Rankes politische Denkschriften aus den Jahren 1848—1851, veröffentlicht von Alfred Dove in Bd. XLIX und L der „Sämtlichen Werke Leopolds von Ranke" (erschienen 1887) noch nicht vor. Seitdem ist erschienen O. Diether: Leopold von Ranke als Politiker. Leipzig 1911. Vgl. dazu F. Meinecke: Zur Beurteilung Rankes, Historische Zeitschrift 1913 Bd. CXI.

schwarz-rot-goldenen Banner in der Rotunde der Frankfurter Paulskirche und half nun selbst an einer Verfassung für das neue Deutschland zimmern, nachdem er so viel Zeit und Mühe darauf verwandt hatte, die Umrisse seiner Urverfassung von Übermalungen zu reinigen und aufzufrischen.

Die Reichsverfassung blieb ein Blatt Papier. Mit Gagern, Dahlmann und so vielen Gleichgesinnten, die ihre Hoffnung umsonst auf Friedrich Wilhelm IV. gesetzt hatten, übergab auch Waitz entsagungsvoll das Werk „der selbstthätigen Fortbildung der Nation". „Geschlagen, nicht besiegt", wie Arndt mit poetischer Freiheit die Frankfurter Genossen zu trösten suchte, legte auch er sein Mandat nieder und verließ den Kampfplatz. Er hat nie wieder in einer parlamentarischen Versammlung gesessen, aber der Teilnahme an den Fragen des öffentlichen Lebens darum nicht ganz entsagt. Theoretisch bezeugte er sie durch die Veröffentlichung seiner „Grundzüge der Politik" im Anfang der sechziger Jahre, einem Buche, das für Schweizer um deswillen besonderes Interesse hat, weil in dem Kapitel über das Wesen des Bundesstaates häufig auf die Verhältnisse der neuen Eidgenossenschaft Bezug genommen wird. Praktisch suchte er wenig später in Wort und Schrift, als die schleswigholsteinische Frage wieder in Fluß gekommen war, zugleich für die vaterländische Sache und für die Ansprüche des Herzogs Friedrich zu wirken. Er sah nicht ohne Sorge, daß die Dinge sich anders entwickelten, daß der Knoten der deutschen Frage mit dem Schwerte durchhauen wurde, und erst die Wiedererrichtung des Reiches versöhnte ihn, der immer den Gedanken des

preußischen Erbkaisertums verfochten hatte, mit der jüngsten Wendung der deutschen Geschichte.

Ehe es dazu kam, hatte er eine lange, reichgesegnete Zeit an der Universität Göttingen ungestört der gelehrten Arbeit und dem akademischen Berufe leben können. Dort am Musensitze der Georgia Augusta, die ihm nach den Stürmen der Revolution einen ruhigen Hafen bot, in einer geistigen Atmosphäre, die von jeher den historischen Studien sehr günstig gewesen war, unterstützt durch eine der trefflichsten Bibliotheken der Erde, entwickelte er eine großartige Thätigkeit. Viele jener schon erwähnten Arbeiten entstanden hier. Aus der Geschichte Schleswig-Holsteins erwuchs wie ein Ableger das dreibändige, durch urkundliche Aufschlüsse bedeutende Werk über „Lübeck unter Jürgen Wullenweber", welches mehr als irgend eines von seiner Hand bedauern läßt, daß ihm die Kunst Rankescher Erzählung versagt war. In den Abhandlungen der Göttinger gelehrten Gesellschaft trat er mit wichtigen Untersuchungen hervor; in ihren gelehrten Anzeigen hatte er sein kritisches Tribunal errichtet; die Zeitschrift „Forschungen zur deutschen Geschichte" ward vorzüglich von ihm geleitet und verdankte ihm viele Beiträge.

Vom Katheder herab suchte er nicht rhetorisch zu wirken, sondern einfach und klar in wohl überlegter Einteilung des Stoffes die Summe des Wissens zu übermitteln. Der Kreis seiner Vorlesungen war weit gezogen. Das höchste Lob verdiente, wenn ich mich nicht täusche, diejenige über allgemeine Verfassungsgeschichte, die er erst einbürgerte. Allein die größten Erfolge errang er in jenen freien historischen Übungen, zu denen bald

weit mehr Teilnehmer, auch aus weiter Ferne, herbeiströmten, als der Raum seines Studierzimmers fassen konnte. Hier zeigte er sich nicht nur als hervorragender Lehrer, sondern auch als väterlicher Freund, ohne Nachsicht nur gegen dilettantischen Dünkel, allen Strebenden aber, wie verschieden geartet sie sein mochten, hilfreich und über die Zeit ihres Universitätslebens hinaus in Treue verbunden. Mit Genugthuung konnte er Ranke bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums in einem gedruckten Glückwunschschreiben Rechenschaft über „Die historischen Übungen zu Göttingen" ablegen und dabei das ehrenvolle Wort anführen, das der Jubilar ihm einst gesagt: „Ihre Schüler sind auch meine Schüler." Mit Stolz mußte ihn die Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens dieser Übungen erfüllen, ein „Familienfest", wie er es gerne genannt hörte, an dem aber die Hochschule als solche selbst den freudigsten Anteil nahm.

Man wiederholte damals Schlözers Ausspruch „Extra Gottingam vivere non est vivere" und knüpfte den Ausdruck der Hoffnung daran, daß Waitz ihn zu dem seinigen machen werde. Leicht ward es ihm nicht, von dem Boden, auf dem er eingewurzelt war, sich loszureißen. Aber als der Ruf an ihn erging, die Leitung der Monumenta Germaniae historica zu übernehmen, die, unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt, dringend einer verbesserten Organisation bedurften, konnte er nicht länger zögern. Auf der Höhe des Lebens wurde er nun mit so manchem alten Genossen an eben der Stätte zusammengeführt, da er einst unter Rankes Augen die ersten wissenschaftlichen Lorbeeren errungen hatte. Noch ein Jahrzehnt lang hat er hier,

mit dem alten Lehrer innig verbunden, für die Fortführung des großen Nationalwerkes, an dem er schon in der Jugend mitgebaut, seine Kraft eingesetzt. Er hat daneben früher Begonnenes rüstig fortgesponnen, als Mitglied der Berliner Akademie, als Teilnehmer an den Sitzungen der Münchener historischen Kommission und auf vielfache Art sonst sein Wollen und Wissen bewährt und das Vertrauen, das ihm gleichsam entgegenflog, gerechtfertigt: sich selber immer treu, einfach und ausdauernd, ein sorgsamer Familienvater, ein Freund von unbedingter Zuverlässigkeit.

Mitte April dieses Jahres leitete er noch, wie gewohnt, die Verhandlungen der Centraldirektion der Monumenta. Sein Aussehen erschreckte die übrigen Teilnehmer, und kurz vor der letzten Sitzung wurde er von einer tiefen Ohnmacht befallen. Es war das Anzeichen einer Erkrankung des Herzens, die seine Kräfte rasch aufzehrte. Auf seinem Sterbelager hörte Ranke von dem Leiden seines Schülers, und eine der letzten Fragen, die er noch aussprechen konnte, war: „Was macht mein treuer Waitz?" Treu war er ihm, treu selbst in der Gefolgschaft des Todes.

Wir aber wenden den Blick zurück auf das Lebendige, auf das dauernde Vermächtnis, das uns von beiden bleibt, die wir auch die Unseren haben nennen dürfen. Und wie nach alter Sage die Geister der Abgeschiedenen im Kampfe den Ihrigen voranschwebten, so sollen uns in dem unblutigen Kampfe auf den Gefilden der Wissenschaft die Geister zum Siege führen, die in ihnen verkörpert waren: der Geist rastloser Arbeitslust und unermüdlichen Strebens nach Wahrheit.

4

# Gedächtnisrede

## auf Gabriel Monod, gehalten vor der Versammlung der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz in Sumiswald am 9. September 1912

Geehrte Versammlung!

Nicht zum erstenmal wird mir die schmerzliche Pflicht zuteil, einem Ehrenmitglied, das der Tod unserer Gesellschaft entrissen hat, Worte der Erinnerung zu widmen. Vor sechsundzwanzig Jahren, am 10. August 1886, in Aarau, lag es mir ob, der abgeschiedenen Meister Leopold von Ranke und Georg Waitz zu gedenken. Heute erfülle ich wehmutsvoll die doppelte Pflicht der Pietät und der Freundschaft, indem ich das Bild des lieben, treuen Jugendgefährten zu erneuern suche.

Gabriel Monod durften wir in gewissem Sinne schon seiner Abstammung nach den Unseren nennen. Seine Familie von väterlicher Seite hatte ihren Ursprung in der romanischen Schweiz. Sein Oheim Adolphe, der berühmte Prediger in Paris, lieh dem Namen des Geschlechtes, als Bannerträger der französischen Reformirten, Glanz. Sein Vater, Adolphes Bruder, hatte sich als Kaufmann in Havre niedergelassen und mit einer Elsässerin aus der Familie Gros

vermählt. In Ingouville bei Havre kam Gabriel am 7. März 1844 zur Welt. Dem Elternhaus dankte er die glücklichste Jugend, die Richtung auf harmonische Ausbildung aller Kräfte und auf ernstes, ideales Streben. Nachdem er von 1854—1860 den Unterricht auf dem Lyceum seiner Vaterstadt genossen, ward er zur Vorbereitung für den Eintritt in die „Ecole normale“ nach Paris gesandt. Dort verbrachte er einige Jahre unter dem Dach des Ehepaares Edmond de Pressensé, dessen tiefgreifenden Einfluß auf seine jugendliche Entwicklung er nachmals in einem anziehenden Artikel der „Revue Chrétienne“ (1904, 1. März) dankbar gerühmt hat. Seine Begabung schien ihm glänzende Aussichten nicht weniger für die naturwissenschaftlichen als für die litterarisch-historischen Studien zu eröffnen. Doch nahmen diese ihn vorwiegend gefangen, und er verließ 1865 die Ecole normale nach bestandener Prüfung als erster „Agrégé“ der Geschichte.

Von angestrengter Arbeit erholte er sich in Italien, wo ihm beim Anblick südlicher Natur und Kunstschöpfungen eine neue Welt aufging. Dort schloß er auch das Herzensbündnis mit der jüngeren Tochter des großen russischen Freiheitskämpfers Alexander Herzen. Ihr war Malwida von Meysenbug, die Freundin Kinkels, Mazzinis, Richard Wagners, die Ihnen als Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“ bekannt sein wird, zur zweiten Mutter geworden. Das innige Verhältnis, das sich auch zwischen Monod und der Erzieherin Olga Herzens bildete, wurde zu einer unschätzbaren Bereicherung seines eigenen Lebens. Indessen verging noch geraume Zeit, ehe er daran denken

konnte, die Geliebte heimzuführen, die ihm dann beinahe vierzig Jahre lang als treue Gefährtin zur Seite stand. Er riß sich los, um zunächst in Deutschland, wo die historisch-kritische Methode besonders gepflegt wurde, seine wissenschaftliche Schulung zu vervollständigen. In Berlin zog ihn namentlich Jaffé als Lehrer an, in Göttingen Georg Waitz. Für den Gang seiner eigenen gelehrten Arbeiten schuldete er diesem das meiste, und er bewahrte ihm ein unauslöschliches Gefühl der Dankbarkeit. Damals ward mir das Glück zuteil, ihn als Freund zu gewinnen. Seine jugendliche Schönheit, die Anmut seines Gespräches, die Feinheit seines Geistes, die Lauterkeit seiner Gesinnung bezauberten wie mich jeden der Kommilitonen.

Nach Paris zurückgekehrt, fand er einen Wirkungskreis unter dem bescheidenen Titel eines „Répétiteur" an der von dem Minister Viktor Duruy nach dem Muster der deutschen Seminare ins Leben gerufenen „Ecole pratique des Hautes-Etudes". Er leitete hier seine Schüler zum Studium der frühesten mittelalterlichen Quellen der französischen Geschichte an und machte sich selbst mit den verwickelten Problemen, die dieser Gegenstand mit sich brachte, vollkommen vertraut. Aber der Krieg von 1870 führte eine jähe Unterbrechung der stillen Gelehrtenthätigkeit herbei. Aufs tiefste durch die Weltereignisse ergriffen, stellte sich Monod in den Dienst der Verwundeten- und Krankenpflege. Was er als Mitglied einer internationalen Ambulanz auf den Schlachtfeldern bei Metz und Sedan, sowie während der Operationen der Loire-Armee erlebt hat, hat er in seiner mit seltener Unparteilichkeit abgefaßten Schrift

„Allemands et Français. Souvenirs de Campagne“ (1872) geschildert. „Franzose nach Geburt, nach Erziehung, nach dem Herzen,“ sagte er im Vorwort zur zweiten Auflage, „hatte ich doch eine hinlänglich genaue Kenntnis von Deutschland, um gegen Vorurteile des Patriotismus und des nationalen Hasses, die mich ungerecht gegen unsere Feinde hätten machen können, geschützt zu sein.“ „Ich wünsche,“ schrieb er mir im Frühling 1871, „die Wiedererhebung Frankreichs, aber nicht seine militärische Revanche.“

Mit allen seinen Kräften hat er zu seinem Teil an der Wiedererhebung seines Vaterlandes mitgewirkt. In erster Linie als Lehrer bei der Heranbildung der jungen Generation. Sechsunddreißig Jahre lang unterrichtete er an der „Ecole des Hautes-Etudes“, zuletzt als Nachfolger seines Freundes Gaston Paris einstimmig zum Präsidenten der historisch-philologischen Sektion erwählt. Vierundzwanzig Jahre lang, anfangs als Ersatzmann seines Freundes Erneste Lavisse, hielt er Vorträge und Übungen an der „Ecole normale supérieure“. Er hatte eine angeborene, durch Eifer und Gewissenhaftigkeit verfeinerte, hohe pädagogische Begabung. Sein schönster Lohn war die Dankbarkeit seiner Schüler, unter denen sich auch nicht wenige Schweizer befanden. Mit Rührung nahm er bei festlichen Gelegenheiten, umgeben von denen, die zu seinen Füßen gesessen hatten, einen Sammelband ihm gewidmeter Arbeiten und eine kunstvolle Plakette mit seinem Abbild entgegen. Der akademische Lehrer aber hielt sich auch nicht zu gut, nach der Gründung der „Ecole alsacienne“ dort seinen Vortrag dem kindlichen Ver-

ständnis anzupassen und an der Ausarbeitung kleiner geschichtlicher Handbücher teilzunehmen.

Es war begreiflich, daß für Monod die Fragen der Reform des Unterrichtswesens, die sich bei der Wiedererhebung Frankreichs erleuchteten Geistern aufdrängten, gleichsam zur Herzenssache wurden. Vor allem beschäftigte ihn die Neugestaltung des höheren Unterrichtes, wobei ihm seine Kenntnis deutscher Vorbilder zustatten kam. Er entwickelte seine Gedanken 1876 in einer Aufsehen erregenden Schrift, brachte sie in zahlreichen Artikeln zur Geltung, saß in Kommissionen, die der Schöpfung selbständiger, autonomer Universitäten Bahn brachen, und erlebte den Triumph der Verwirklichung vieler seiner Vorschläge und Hoffnungen.

Seine eigene wissenschaftliche Thätigkeit richtete sich zunächst, wenn auch nicht ausschließlich, so doch mit Vorliebe auf das von früher ihm vertraute Feld. In „Kritischen Studien über die Quellen der Merovingischen Geschichte" („Etudes critiques sur les sources de l'histoire Mérovingienne" 1872) beschäftigte er sich mit Gregor von Tours und Marius von Avenches. Einige Jahre danach machte er sich durch eine mannichfach erweiterte Übersetzung von Junghans' „Geschichte der fränkischen Könige Childerich und Chlodovech" („Histoire critique des règnes de Childerich et de Chlodovech" u. s. w. 1879) verdient. Später ließ er darauf eine Ausgabe der ältesten Handschrift des sogenannten Fredegar („Etudes critiques sur les sources de l'histoire Mérovingienne", P. 2, 1885), einen Aufsatz über „Die Anfänge der Historiographie in Paris" („Les origines de l'Historiographie à Paris. Extrait du tome III

des Mémoires de la Société de l'histoire de Paris et de l'Ile de France" 1877), „Kritische Studien über die Quellen der Karolingischen Geschichte" („Etudes critiques sur les sources de l'histoire Carolingienne" 1898) und zahlreiche kleinere, ergänzende Untersuchungen folgen. Alle diese Arbeiten waren glänzende Zeugnisse des Scharfsinnes, der Umsicht und des Weitblickes ihres Urhebers. Sie hätten das sichere Fundament für die Herstellung eines französischen „Wattenbach" bieten können. Wenn es Monod versagt blieb, ein solches Werk zu schaffen, so gelang es ihm doch, durch Nachahmung eines Musters anderer Art, der „Quellenkunde von Dahlmann-Waitz", ein wertvolles bibliographisches Hilfsmittel zu liefern („Bibliographie de l'histoire de France" 1888).

Indessen weitaus das bedeutendste Monument, das der Gelehrte sich und seiner Wissenschaft errichtete, auch dies vorzüglich zum Ruhm und zum Gewinn seines Vaterlandes, war die 1876 von ihm ins Leben gerufene „Revue Historique". Frankreich besaß bereits in der „Revue Critique", die Monod zu ihren Leitern zählte, ein ausgezeichnetes kritisches Organ für die historisch-philologischen Disciplinen. Aber eine nur der Geschichte gewidmete Zeitschrift großen Stiles, nicht eingeschränkt auf ein bestimmtes Gebiet und frei von irgendwelcher Tendenz, wurde bis dahin vermißt. Die „Revue Historique" füllte diese Lücke aus. Sie trat sofort der von Heinrich von Sybel begründeten „Historischen Zeitschrift" würdig zur Seite. Der umfassende Plan, nach dem sie angelegt war, die bereitwillige Mitwirkung so vieler in- und ausländischer Kräfte, die strenge Wahrung

des Wahlspruchs „Ne quid falsi audeat, ne quid veri non audeat historia“ erhoben sie sogar zu einem über die Grenzen Europas hinaus gepriesenen Vorbild. Heute ist die Zahl ihrer Bände schon auf hundertundelf angewachsen. Den ersten eröffnete Monod selbst mit einem nach Inhalt und Form vollendeten Essai: „Über die Fortschritte der historischen Studien in Frankreich seit dem sechzehnten Jahrhundert“. Was er an sonstigen eigenen Arbeiten, gerechten und zugleich wohlwollenden Besprechungen litterarischer Neuheiten, beredten, oft ergreifenden Nachrufen auf entschlafene Fachgenossen in den Spalten der „Revue Historique“ veröffentlicht hat, läßt sich in einem kurzen Überblick kaum würdigen. Bei der Leitung der Revue stand ihm bis zum Jahre 1885 Gustave Fagniez zur Seite. Später fand er in Charles Bémont den treuesten Gehilfen. Aber die Hauptlast der redaktionellen Geschäfte ruhte auf seinen Schultern.

Es war, als wenn mit der Erweiterung seiner Aufgaben seine Kräfte sich vervielfältigten. Kaum, daß er sich in den Wäldern von Versailles, wohin er 1884 den Wohnsitz seiner aufblühenden Familie verlegt hatte, oder am Meeresstrand oder im Gebirge einige Ausspannung gönnte. Er gründete in Paris eine historische Gesellschaft, deren Mittelpunkt für eine Reihe von Jahren der leider wieder untergegangene „Cercle Saint Simon“ wurde. Er bereicherte die Denkschriften der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, die ihn 1897 als Nachfolger von Paul de Rémusat zum Mitglied erwählte, durch manchen schätzbaren Beitrag. Er war ein gesuchter Mitarbeiter einheimischer und

ausländischer Zeitschriften. Er gab den Werken anderer, wie Driaults „Geschichte der orientalischen Frage", Geleitsworte mit auf den Weg oder führte Übersetzungen, wie die von Greens „Geschichte des englischen Volkes" und der Memoiren Malwidas von Meysenbug, beim französischen Publikum ein. Er blieb ein unermüdlicher Ratgeber und Helfer nicht nur seiner Schüler, sondern aller derer, die sich um Auskunft und Beistand an ihn wandten. Dabei vernachlässigte er seine Pflichten als guter republikanischer Bürger keinen Augenblick. Es ist noch in frischer Erinnerung, wie viel Kraft und Zeit er aufwandte, um in der Angelegenheit Dreyfus, Verleumdungen, Beleidigungen, Drohungen zum Trotz, als einer der Hauptstreiter in der anfangs kleinen Schar überzeugungstreuer Genossen, der guten Sache zum Siege zu verhelfen. „Wenn wir mit so viel Eifer gekämpft haben," sagt er selbst im Vorwort zu Frank Puaux' Schrift „Vers la Justice" (Paris 1906), so geschah es, „weil wir nicht nur für einen einzelnen Menschen kämpften, so sehr er auch des Mitleids und der Bewunderung würdig war; es geschah, weil wir für eine Sache kämpften, die noch höher stand als die Gerechtigkeit, wir kämpften für das Vaterland. Wir wollten die Fahne unseres Heeres von dem Makel reinigen, der sie befleckte, Frankreich vor der Schande retten, die diese Ungerechtigkeit ihm zufügte, und es den bösen Mächten entreißen, denen es zur Beute ausgeliefert war: dem dreifachen Fanatismus des Chauvinismus, des Antisemitismus und des Klerikalismus."

Mit seinen reichen Kenntnissen, seiner meisterhaften

Beherrschung der Sprache, seiner den höchsten Zielen zugewandten Gesinnung wäre Gabriel Monod der Mann gewesen, einem schriftstellerischen, abgerundeten Werk von großem Maßstab den Stempel seines Genius aufzudrücken. Er hegte diesen Wunsch. Aber er konnte inmitten der vielseitigen Thätigkeit, die ihm so oft Opfer für andere zumutete, an seine Verwirklichung nicht denken. „Mein Leben," schrieb er mir einmal, „geht stückweise dahin ... Ich fange an zu glauben, daß ich erst, wenn ich meinen Abschied als Professor genommen habe, dazu kommen werde, Bücher abzufassen." Ein mehrbändiges Werk, das er plante, war eine Biographie Michelets. So wenig die strenge kritische Forschungsmethode, die er selbst handhabte, mit der nachschaffenden Intuition des genialen Geschichtschreibers an sich gemein hatte: er fühlte sich von Jugend auf zu ihm hingezogen und bekannte, ihm den Ansporn zur Hingabe an seinen Beruf zu danken. Nach seiner Verheiratung wohnte er in demselben Hause mit dem verehrten Mann. Unmittelbar nach Michelets Tod im Jahr 1875 widmete er ihm, „bei dem er immer edle Inspirationen und väterliche Ermutigungen gefunden," eine begeisterte Studie. Neunzehn Jahre später erweiterte er sie in einem Bande, der Renan und Taine neben Michelet als „Meister der Geschichte" zu würdigen suchte („Les maîtres de l'histoire. Renan, Taine, Michelet" 1894).

Nach dem Tode der Witwe Michelets durfte er über die von ihm hinterlassenen Papiere verfügen und schöpfte mit vollen Händen aus diesem ihm anvertrauten Schatz. Abgesehen von dem Sammelband „Jules

Michelet" („Etudes sur sa vie et ses oeuvres avec des fragments inédits“ 1905) brachte er durch eine Fülle einzelner Artikel, mit denen er viele Zeitschriften bedachte, Dokumente aller Art von und über Michelet zur Kenntnis. Endlich konnte er ihn zum Gegenstand von Vorlesungen machen, die ihm Gelegenheit boten, daran anknüpfend allgemeine Fragen der historischen Forschung und Darstellung zu behandeln. Es geschah 1905—1910, als er, von anderen amtlichen Pflichten befreit, für fünf Jahre auf jenen Lehrstuhl am Collège de France berufen wurde, den die Freigebigkeit der Marquise Arconati-Visconti begründet hatte. Eine Frucht dieser Vorlesungen ist die durch ihre Objektivität, im Gegensatz zu Michelets Leidenschaftlichkeit, ausgezeichnete Einleitung zu der 1910 herausgegebenen Übersetzung von Böhmers, des Bonner Professors, trefflichem Werk über die Jesuiten. Diese Einleitung und die Neuauflage eines Vortrags zur tausendjährigen Jubelfeier seiner geliebten Heimatprovinz, der Normandie, gehörten zu den letzten Erzeugnissen seiner rastlosen Feder.

Die angestrengte Arbeit, der er sich so lange, oft ohne die Möglichkeit rechter Sammlung und Ruhe, unterzogen hatte, setzte seinen Kräften zu. Kümmernisse und Verluste im Kreise der Nächsten brachten schwere Erschütterungen für ihn mit sich. Am tiefsten schmerzte die Krankheit und der Tod des zweiten, sechsundzwanzigjährigen Sohnes, der den Vater zu der schönen Hoffnung berechtigt hatte, daß er dereinst seine geistige Erbschaft antreten werde, und dem er nun ein rührendes Buch der Erinnerung zu widmen hatte („In

Memoriam. Bernard Monod Relliquiae. Versailles 1908.“ Imprimé comme manuscrit). Auch war die Gesundheit Monods, so rüstig er auf der Höhe der Mannesjahre erscheinen mochte, schon mehrfach, namentlich durch Darmblutungen, bedroht gewesen. Im November 1911, während eines Besuches in Havre bei seiner dort verheirateten jüngeren Tochter, stellte das alte Leiden sich wieder ein. Er konnte nach Versailles zurückgeführt werden, unterzog sich in Paris einer Operation, hatte, nach qualvollen Wochen wieder in seine gewohnten häuslichen Räume verbracht, vorübergehend noch Momente der Hoffnung. Aber der chirurgische Eingriff hatte den Sitz des krebsartigen Übels nicht ausrotten können, und die hingebende Pflege der Gattin und der Töchter vermochte nichts gegen das grausame Zerstörungswerk der Natur. Am Morgen des 10. April dieses Jahres schlossen sich die Augen des edlen Dulders für immer.

Was die Wissenschaft an Monod verloren hat, ist gleich nach seinem Tode nicht nur in Frankreich tief beklagt worden. Denn die Wissenschaft ist international. Gabriel Monod aber war noch dazu auf seltene Weise befähigt, im internationalen Dienst der Gelehrtenrepublik Großes zu leisten. Durch verwandtschaftliche und freundschaftliche Bande mit so vielen Angehörigen des Auslandes verknüpft, fremder Sprachen und fremder Litteratur wie kaum ein anderer Franzose kundig, ein oft und gern gesehener Gast in England, Italien, Deutschland, der Schweiz, dank der von ihm begründeten „Revue Historique“ in dauernde Beziehungen zu den Fachgenossen aller Nationen gesetzt, ward er gleichsam

zum unentbehrlichen Vermittler zwischen ihnen, auf dessen Gefälligkeit jeder einen Anspruch zu haben glaubte. Mit vollem Recht ward bei einer kleinen Tafelrunde während des internationalen Historikerkongresses zu Rom im Jahre 1903 ihm, als dem Verbindungsglied der Anwesenden, von dem Belgier Paul Fredericq ein Trinkspruch gebracht, in den der Holländer, der Deutsche, der Spanier, der Russe, der Tscheche freudig einstimmten. Auch überschütteten ihn ausländische gelehrte Gesellschaften und Körperschaften mit Ehren und Würden, auf die er stolz sein durfte, ohne daß sie der eigenen bescheidenen Schätzung seiner Leistungen Eintrag thaten.

Indessen nicht der Mann der Wissenschaft allein war es, der sich die allgemeine Hochschätzung und Zuneigung erwarb. Es war der ganze Mensch mit dem Gepräge der Reinheit und Kraft des Wollens, mit dem harmonischen Ausgleich von Energie und Zartgefühl, mit der überquellenden, freudigen Teilnahme an allem Schönen und Erhabenen in Natur und Kunst, mit der Begeisterung für den Kampf der sittlichen Mächte und mit dem Glauben an ihren Sieg über das Gemeine.

Welch ein Genuß war es, bei fröhlichen Gebirgswanderungen zu zweien ihn mit seiner wohlklingenden Stimme ganze Strophen seiner vaterländischen Lieblingsdichter deklamiren zu hören, die lückenlos in seinem starken Gedächtnis hafteten! Mit welchem Entzücken konnte er von den Meisterwerken der Baukunst, der Malerei, der Plastik sprechen, bei deren Anblick sein Geschmack, ohne jemals einseitig zu werden, sich geläutert hatte! Wie viel, von den unauslöschlichen persönlichen

Eindrücken zu schweigen, die er in Bayreuth im Bannkreis Richard Wagners empfing, bedeutete für sein ganzes Leben die Welt der Töne! Aber alle die mannichfachen Regungen seines empfänglichen Geistes waren der Herrschaft eines auf dem festen Grund unerschütterlicher Überzeugungen ruhenden Charakters untergeordnet. „Man vergißt heute nur zu leicht, welche Stelle die Moralität in allen menschlichen Werken einnimmt, die der Bewunderung und der Dauer würdig sind." So schrieb er 1897 in der an Gaston Paris gerichteten Widmung seiner schönen Sammlung „Portraits et Souvenirs". Ein Stück dieser Sammlung gilt dem Schweizer Alexandre Vinet, dessen Bücher, nach Gabriel Monods eigenem Geständnis, neben Pascals „Pensées" den tiefsten Einfluß auf sein moralisches Leben ausgeübt haben. „Wollte ich," sagt er, „die Lehre und das Werk Vinets in einer Formel zusammenfassen, so würde ich sie in den drei Worten ausdrücken: Freiheit, Liebe, Wahrheit." Unter diesem Zeichen stand auch Gabriel Monods Dasein. Darum wird es unvergessen bleiben.



# Vorträge



1

# Beaumarchais

Meine Damen und Herren!

Der geistreiche Franzose, dessen Lebensbild wenigstens in Form einer Skizze hier entrollt werden soll, ist uns kein Fremder. Aus Goethes „Clavigo" kennen wir den ritterlichen Bruder, der von Paris nach Madrid eilt, um seine unglückliche Schwester an einem elenden Verräter zu rächen. In Mozarts „Figaro" und in Rossinis „Barbier von Sevilla" begegnet uns der bunte Reigen anziehender Gestalten, die seine poetische Phantasie geschaffen hat. In der That: Beaumarchais hat darin unleugbares Glück gehabt, daß einer der größten Dichter sein persönliches Andenken verewigt und in eine ideale Sphäre gehoben hat, während die Schöpfungen seines eigenen dichterischen Genius zwei Meister der Tonkunst zu unsterblichen Melodieen begeistert haben. Aber nicht diesem glücklichen Zufall allein verdankt er seinen Ruhm. Er ist an sich eines der interessantesten Exemplare seiner Nation, eine der merkwürdigsten Erscheinungen des achtzehnten Jahrhunderts. Sein Leben gleicht einem Roman, und wenn man mitunter Grund hat, zu fürchten, daß der Held in dem Gewirr hundertfacher Abenteuer untergehen und sich selbst verlieren werde, so wird man durch die unverwüstliche Gesund-

heit und durch die außerordentliche Elasticität seines Geistes immer wieder zum Staunen hingerissen. Zuletzt bemerkt man mit Bewunderung, wie sich aus dieser schillernden Proteus-Natur trotz aller Wandlungen und Verkleidungen, deren sie fähig war, eine scharf umrissene Individualität entwickelt, der wir unsere Teilnahme nicht versagen können, wenn wir ihr auch die Hochachtung, die wir einem Charakter schulden, vorenthalten werden.

Die Wiege Pierre Augustin Carons, den die Geschichte unter dem Namen Beaumarchais kennt, hat in der bescheidenen Wohnung eines Pariser Uhrmachers auf der Straße St. Denis gestanden. Dort hat er am 24. Januar 1732 das Licht der Welt erblickt, und bis zu seinem dreiundzwanzigsten Jahr verfloß sein Leben zwischen den vier Wänden der Werkstatt im Kreise einer kleinen, innig verbundenen Familie, deren geistiges Streben sich hoch über ihre gesellschaftliche Stellung erhob. Hatte die Mutter auch keine hervorragenden Eigenschaften auf den Sohn zu vererben, so sah er im Vater nicht nur einen geschickten Mechaniker, sondern auch einen Kenner der schönen Litteratur, einen Freund der Musik, einen Mann von Witz und Gefühl, der sich durch geschäftlichen Verdruß seine gute Laune und sein Vertrauen auf die Zukunft nicht rauben ließ. Die Schwestern waren nicht ohne Talent. Eine von ihnen, Jeanette, schön und lebhaft, war wegen ihres vollendeten Harfenspiels und wegen ihrer herrlichen Stimme berühmt. Eine andere, Julie, bei weitem die geistreichste und gebildetste, hatte ausgesprochene dichterische und schriftstellerische Anlagen, ohne daß sie deshalb die Musik vernachlässigt hätte. In der ganzen Familie herrschte

ein munterer Ton und ein künstlerischer Sinn, der bei zahlreichen Anlässen in scherzhaften Improvisationen, witzigen Epigrammen und lustigen Liedchen zum Ausdruck kam.

In dieser geistigen Atmosphäre wuchs der junge Pierre Augustin auf, der Verzug des Hauses, immer zu tollen Streichen aufgelegt, frühreif im Denken und Empfinden. Als kleiner Junge putzt er sich zum pedantischen Richter heraus und führt mit seinen Gespielen eine satirische Tribunalscene auf, die an den berühmten Auftritt im dritten Akt des „Figaro" gemahnt. In seinem sechzehnten Jahre will er sich vor Liebesgram den Tod geben, spricht er „Schmerzensgefühl und Lust" in Versen aus wie der schmachtende Cherubin. Aber auch in einem anderen Punkt hatte er Ähnlichkeit mit dem lockeren Pagen, der sein Herz mit Leichtigkeit zwischen der imposanten Gräfin Almaviva, der reizenden Zofe Susanne und der niedlichen Tochter des Gärtners Antonio zu teilen weiß. Immerhin: eine so große Rolle die Frauen im Leben Beaumarchais' spielen, so wenig wurde er jemals von einer verzehrenden Glut völlig übermeistert. Liebenswert und liebebedürftig, von feurigem Temperament und dichterischer Einbildungskraft, hat er doch das „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein", das „Langen und Bangen in schwebender Pein", das „Himmelhoch Jauchzen" und „zum Tode betrübt sein" nie gekannt. „Ich erhole mich," hat er später einmal naiv genug gestanden, „von den Geschäften bei den schönen Wissenschaften, bei schöner Musik und mitunter bei schönen Frauen."

Der alte Caron sah der Entwicklung seines Sohnes

nicht ohne Besorgnis zu. Er hatte ihn für kurze Zeit in eine Unterrichtsanstalt gegeben, dann aber als Lehrling zu sich genommen, um ihn in die Geheimnisse seiner Kunst einzuweihen. Aber der junge Brausekopf war nur schwer dabei festzuhalten, Zifferblätter zu zeichnen und Uhrfedern zu repariren. Er eilte vom Arbeitstisch zur Violine und Flöte, wußte sich aus dem Haus zu schleichen und geriet in schlechte Gesellschaft. Der Vater drohte ihm mit Verstoßung und nahm ihn nicht eher wieder unter seinem Dach auf, als bis er einen förmlichen Vertrag mit ausführlichen Bedingungen der Regelung seines Verhaltens unterschrieben hatte. Von da an lag kein Grund mehr vor, über ihn zu klagen. Der Sohn widmete sich mit Eifer seinem Beruf, und genial in allem, was er ergriff, erfand er mit zwanzig Jahren eine neue Hemmungsvorrichtung für Taschenuhren. Dies gab ihm zum erstenmal Gelegenheit, öffentlich hervorzutreten, um sein gutes Recht gegen einen unverschämten Zunftgenossen zu wahren, der ihm, gestützt auf das Ansehen, das er genoß, den Ruhm der Entdeckung streitig machen wollte. Er klärte das Publikum durch die Zeitung über den Sachverhalt auf. Er ruhte nicht, bis die Akademie der Wissenschaften die Angelegenheit geprüft und ihm ein lobendes Zeugnis ausgestellt hatte.

Man wurde aufmerksam auf den jungen Mann, der die Feder ebensogut zu führen verstand wie sein Handwerkszeug. Er wurde Uhrmacher des Königs, was ihm Zutritt ins Schloß von Versailles, Arbeiten für den Hof verschaffte. Die Regelmäßigkeit seiner Züge, sein lebhaftes Auge, sein sicheres Auftreten blieben nicht unbemerkt. Ein altersschwacher Hof=

beamter, dessen Frau den hübschen Uhrmacher nicht ungern sah, fand sich dazu bereit, ihm für eine kleine Rente eine seiner Stellen abzutreten. Bald darauf starb er, und der junge Caron zögerte nicht, sein Auge auf die Witwe zu werfen. Sie war zwar zehn Jahre älter als er, aber dieser Fehler wurde durch ihre Goldstücke reichlich aufgewogen. Gerne hätte er zugleich mit ihr einen zweiten Posten seines Vorgängers, den eines Kriegskassenkontrolleurs, eingeheimst, dessen Besitz ihm auch ein schönes Stück Geld eingebracht hätte. Aber diese Beute mußte er den lachenden Erben überlassen. Um so eifriger war er darauf aus, von den früheren Kollegen des Toten, die im stillen so manchen Profit mit diesem geteilt hatten, etwas herauszupressen. Gefälschte Drohbriefe, welche die verliebte Witwe an die richtige Adresse zu bringen hatte, und eigenes keckes Eingreifen thaten endlich ihre Wirkung. Nach diesen Triumphen abgefeimter List wurde, noch ehe das Trauerjahr abgelaufen war, Hochzeit gefeiert.

Die Familie Caron war durchaus dagegen, und keiner aus ihrem Kreise erschien bei der Trauung. Der junge Ehemann mußte das zu verschmerzen. Er tröstete sich mit der Verabredung voller Gütergemeinschaft zwischen ihm und seiner Frau. Freilich wurde die Absicht, die er dadurch erreichen wollte, vereitelt. Die Frau, sehr bald aus dem holden Wahn von Liebe und Gegenliebe herausgerissen, starb zehn Monate nach der Hochzeit. Da die Ehepakten unvorsichtigerweise nicht gerichtlich protokollirt waren, und ein Versuch, der Schwiegermutter in der ersten Betäubung einen Erbverzicht zu entreißen, mißlang, sah sich der sonst so schlaue Fuchs

um das, worauf er gehofft hatte, betrogen. Was ihm blieb, war eine Last von Schulden und der Name de Beaumarchais, den er von da an führte, indem er ihn an ein kleines Lehen des Verstorbenen anknüpfte. Die Zugehörigkeit zur Noblesse war im alten Frankreich in der That von Wert. Indessen wer gesetzlich anerkannte Aufnahme in ihre Reihen finden wollte, hatte gewöhnlich dafür mit schwerem Gelde zu zahlen. Dazu war Beaumarchais erst einige Jahre nachher imstande. Wenn ihn später hochmütige Feinde auf seine bürgerliche Abkunft hinwiesen, erwiderte er mit unübertrefflichem Hohn, der seine wahre Meinung über den aristokratischen Titel durchblicken ließ: „Ich habe meinen Adel auf gutem Pergament, untersiegelt mit einem großen Siegel in gelbem Wachs. Er ist nicht ungewiß wie bei vielen anderen Leuten, niemand kann ihn mir abstreiten, denn ich habe die Quittung.“ So voll von Widersprüchen war diese Gesellschaft des ancien régime. Ein mittelalterliches Ständewesen mit außerordentlichen Vorrechten von Klerus und Adel und doch eine einheitliche Bildung, die jede ständische Schranke überstieg. Ein tiers état, der 26 Millionen umfaßte, und dessen Glieder doch ihren Vorteil dabei finden mochten, den 200 000 Bevorrechteten zugezählt zu werden. Eine Kaste von Privilegirten, die es nicht verschmähten, vom Roturier Geld zu leihen, aber denen die Etikette vielleicht verbot, mit dem Roturier auf einer Bank zu sitzen, und denen die Gewohnheit vielleicht erlaubte, den Roturier öffentlich zu beschimpfen.

Auf Schritt und Tritt hatte Beaumarchais diesen klaffenden Zwiespalt der socialen Verhältnisse zu be-

merken und an sich selbst zu erproben. Dem Sohn des Uhrmachers ward es nicht verziehen, daß er sich an den Hof zu drängen gewußt, daß ihm sein kunstvolles Harfenspiel die Gunst der Prinzessinnen, der Töchter Ludwigs XV., eingetragen hatte, deren kleine Koncerte er leitete und deren Aufträge er mit Hingebung besorgte. Aber alle Demütigungen, denen man ihn aussetzen wollte, alle Schwierigkeiten, die man ihm in den Weg legte, dienten ihm nur dazu, seine Geistesgegenwart und seinen Mut zu zeigen. Ein eitler Höfling bat ihn mit lauter Stimme im Kreise der vornehmen Gesellschaft, seine kostbare, der Ausbesserung bedürftige Uhr zu untersuchen, da er sich ja auf das Handwerk verstehe. Beaumarchais wich ihm aus mit der Bemerkung, er sei sehr ungeschickt geworden, seit er das Gewerbe aufgegeben habe. Als der Herr nichtsdestominder in ihn drang, hielt er die Uhr, unter nochmaliger Betonung seiner Ungeschicklichkeit, gegen das Licht, wie um sie zu prüfen. Dann ließ er sie plötzlich zur Erde fallen, daß sie in Stücke ging, und eilte nach einer tiefen Verbeugung mit den entschuldigenden Worten hinweg: „Ich sagte Ihnen ja, ich bin sehr ungeschickt." Man erzählt den Prinzessinnen, er lebe in Feindschaft mit seinem Vater. Er führt ihn so lange im Schloß herum, bis ihre Neugier geweckt wird und sie dem gerührten Alten selbst Gelegenheit geben, dem Sohn vor ihnen ein Loblied zu singen. Er wird durch fortgesetzte Beschimpfungen zur Annahme eines Duells gereizt. Seinen Gegner kostet es das Leben, ihn selbst kann, wie es heißt, nur die Gnade des Königs vor den Folgen schützen.

Während dieser Zeit machte er die Bekanntschaft eines angesehenen Finanzmannes, Paris Duverney, den er durch seine Geschicklichkeit sich zu verpflichten wußte. Duverney hatte sich durch eine erstaunliche Thätigkeit, die auch bedenkliche Mittel nicht verschmähte, zu einer gebietenden Stellung emporgearbeitet. Marschälle und Minister horchten auf seine Ratschläge, die Pompadour zählte ihn zu ihren Vertrauten, der König benutzte ihn bei manchem Liebeshandel. Mit der Zeit aber verlor er an Boden, und alle seine Künste vermochten nicht zu erreichen, was Beaumarchais für ihn fertig brachte. Er hatte unter anderem das wichtige Institut der Militärschule gegründet, auf das er mit gerechtem Stolze blickte. Intriguen aller Art nahmen indessen den König gegen diese Schöpfung so sehr ein, daß er sich weigerte, sie zu besichtigen. Duverney lag alles an dem königlichen Besuch, der seinen Kredit wieder heben mußte. Er wandte sich an Beaumarchais, den Günstling der Prinzessinnen, um Hilfe. Beaumarchais hatte für sich noch nichts erbeten, seine vornehmen Schülerinnen konnten ihm nicht abschlagen, was er für einen anderen zu erbitten nicht müde wurde. In seiner Begleitung besichtigten Mesdames die Schule und bewogen ihren königlichen Vater dazu, dasselbe zu thun.

Von diesem Tage an genoß Beaumarchais das Vertrauen des reichen Unternehmers. Er wurde von ihm in die Geheimnisse des geschäftlichen Lebens eingeweiht, bei verschiedenen Spekulationen beteiligt, in den Stand gesetzt, sich eine höhere, mit dem Adel verknüpfte Hofstelle zu kaufen. Er erwarb sich einiges Vermögen, das vor allem den Seinigen zugute kam, zumal sein

Vater ihm zu Liebe sein Handwerk aufgab. Von dieser Zeit datirt Beaumarchais' Leidenschaft für Unternehmungen aller Art, die große Summen zu ihrer Verwirklichung voraussetzten, eine Leidenschaft, die keineswegs dazu beitrug, das Glück seines Lebens zu machen. Denn nicht leicht werden die zwei Seelen des Künstlers und des Geschäftsmannes, die er in sich fühlte, friedlich nebeneinander in einer Brust wohnen können. Die Gefahr ist allzu groß, daß das künstlerische Schaffen einen geschäftlichen Anstrich erhalte, oder daß die geschäftliche Berechnung durch die künstlerische Phantasie gekreuzt werde. In der fieberhaften Thätigkeit Beaumarchais' traf hie und da beides zusammen.

Auch als er 1764 jene spanische Reise unternahm, deren scheinbarer Zweck einzig darin bestand, von dem treulosen Clavigo Genugthuung für seine beleidigte Schwester Marie Luise zu fordern, begleiteten ihn geschäftliche Vorsätze. Nach dem Vorbild seines Gönners Duverney wollte er um jeden Preis aus einem Glücksritter ein reicher Mann und eine wichtige Persönlichkeit werden. Mit diesen egoistischen Bestrebungen vertrugen sich sehr gut die Wünsche des französischen Patrioten. „Generallieutenant der königlichen Jagden und Truchseß Seiner Majestät" hatte er durch den Einfluß von Mesdames eigenhändige Empfehlungsschreiben des Ministers Choiseul erlangt. Kaum hat er in Spanien das Terrain sondirt, so bietet er sich Choiseul als Werkzeug der französischen Politik an und entwickelt ihm mit einer Offenheit, die selbst im achtzehnten Jahrhundert überraschen muß, ausführliche Pläne der besten Art, Spanien der französischen Politik dienstbar zu machen. Den

König von Spanien wird sein Leiblakai beherrschen, diese beiden eine schöne französische Marquise, der das Amt einer Palastdame zugedacht wird. Die Marquise endlich folgt dem Willen des ehemaligen Uhrmacherlehrlings, der ihr Liebhaber ist, was er freilich den Minister nicht wissen läßt. So ungefähr ist der Gedankengang des geriebenen Strebers, und er wäre überglücklich, wenn nur eine amtliche Stellung, etwa die eines Konsuls, für ihn abfiele. Choiseul entschied sich nun freilich dafür, „dieses Individuum" von jeder Spanien betreffenden Verwendung im Staatsdienst auszuschließen. Aber dies Individuum hielt fest an der Hoffnung, daß in Spanien sein und seiner Landsleute Weizen blühen werde, wenn er nur der Moral treu bleibe, „alles zu versprechen und nichts zu halten".

Er will einer französischen Gesellschaft das Monopol des Handels mit Louisiana und die Vorteile eines schwunghaften Schmuggels verschaffen. Er will alle spanischen Pflanzungen jenseits des Oceans mit schwarzen Arbeitern versorgen. Er will die Sierra Morena kolonisiren, den Ackerbau und die Industrie heben, den Proviant für das ganze spanische Heer anschaffen. Ein Entwurf jagt den anderen, unermüdlich belagert er die spanischen Minister, um sich hinter ihrem Rücken über sie lustig zu machen. Mitunter verfaßt er seine Denkschriften zwischen einem glänzenden Koncert und einem üppigen Diner. Denn der geistvolle, feurige Fremde war ein gern gesehener Gast in den vornehmen Kreisen. Er koste mit den Schönen, trank mit den Zechern, spielte mit den Spielern und fand noch nebenbei Zeit, Verse zu schmieden, das spanische Theater zu

studieren, sich mit der spanischen Musik vertraut zu machen und über alles spät Abends den Seinigen in reizenden, von Witz und Geist übersprudelnden Briefen treulich Bericht zu erstatten. In Wahrheit: es steckte etwas in ihm vom Figaro, zu dessen Bild er sich selbst als Modell dienen konnte. Wie es in der Oper heißt: „Jedem zu Diensten, zu allen Stunden, umringt von Kunden, bald hier, bald dort." Und auch jene Kunst seines Helden verstand er meisterhaft, „die Menschen zu lenken so ganz im stillen nach seinem Willen mit munteren Scherzen, schweigend und plaudernd, handelnd und zaudernd zu leiten die Herzen". Unter allen den aufreibenden Geschäften, die ihn in Anspruch nahmen, hatte er die Sache seiner Schwester zu Ende geführt. Zwar ward ihr Lebensglück in Madrid nicht auf die Dauer gesichert. Aber sie wurde an Clavigo insoweit gerächt, daß dieser vorübergehend seine Ämter und Würden verlor. Für den deutschen Dichter, der den Stoff dramatisch bearbeitete, war dieser Ausgang unbrauchbar. Er sah sich genötigt, seinen Clavigo und dessen verratene Geliebte kraft freier Erfindung sterben zu lassen.

Ein Jahr lang hatte Beaumarchais' Aufenthalt in Spanien gedauert. Trat auch keine jener von ihm geplanten Gründungen und Unternehmungen ins Leben, verließ er Madrid mit weniger Geld in der Tasche, als er mitgebracht hatte, so war doch die daselbst verlebte Zeit für ihn nicht verloren gewesen. Sein Geist war angefüllt mit jenen Bildern, denen er einige Jahre nachher in seinen berühmtesten Werken Atem einhauchte. Zunächst indessen warteten seiner

ganz andere Aufgaben. Bisher hatte sich sein Lebenslauf trotz mancher Schwankungen in aufsteigender Linie bewegt. Erfuhr er Enttäuschungen, verlor er seine Gönner und Gönnerinnen am Hof, wie das bei seiner Zudringlichkeit und Spottlust nicht zu verwundern war, so tröstete er sich mit einem Wort seines Figaro: „lieber schnell über die Dinge zu lachen, aus Furcht, darüber weinen zu müssen." Er war thätig, vermögend, glücklich in einer zweiten Ehe, die ihn mit einer schönen und liebenswürdigen Frau verband. Da trat ein Umschlag seines Geschicks ein, der ihn nötigte, für seinen guten Namen, für seine bürgerliche Existenz zu kämpfen, von allen Waffen Gebrauch zu machen, die ihm gegen Verleumdung, Neid und Gewalt zu Gebot standen, und die ganze Vielseitigkeit seiner Talente zu entfalten.

Sein Wohlthäter Duverney, mit dem er in so vielfacher geschäftlicher Verbindung gestanden hatte, starb. Nach den Papieren, die er hinterließ, schuldete er Beaumarchais eine Summe von 15 000 Francs. Duverneys Erbe, ein entfernter Verwandter, der Graf de la Blache, weigerte sich, die Summe auszuzahlen, obwohl er ein Vermögen von anderthalb Millionen einkassirte. Aber er ging noch weiter. Er haßte Beaumarchais, weil dieser sich eines anderen Verwandten Duverneys angenommen hatte. Er gab zu verstehen, jene Papiere des Verstorbenen seien gefälscht, gefälscht durch Beaumarchais, und forderte seinerseits von ihm die Tilgung eines Schuldpostens von über 50 000 Francs. Es erfolgte ein Civilproceß, der in erster Instanz nicht ganz nach La Blaches Willen entschieden wurde, und den er fortsetzte. Was sich erdenken ließ, um Beaumar-

chais' Ruf zu schaden, ward über ihn in Umlauf gesetzt. Beaumarchais hatte Aktenstücke gefälscht. Beaumarchais war wegen ehrenrühriger Handlungen aus dem Dienst der Prinzessinnen gejagt worden. Beaumarchais war ein Mörder, ein „Ungeheuer, von dem man die menschliche Gesellschaft befreien müßte". Er hatte das Unglück gehabt, wie seine erste Frau, so auch die zweite sehr rasch zu verlieren. Glaubte man dem Grafen La Blache, so hatte er die eine wie die andere vergiftet, um in Besitz ihres Vermögens zu gelangen.

Beaumarchais hatte gut sich abmühen, alle diese hämischen Beschuldigungen zurückzuweisen. Er erfuhr sie nun in eigener Sache, jene Verleumdung, die sein Don Basilio dem Doktor Bartolo so drastisch schildert: zuerst ein leises Lüftchen, an der Erde hinschleichend, dann piano piano wachsend und rinforzando von Mund zu Mund gehend, bis es losbricht mit Donnergetöse, ein allgemeiner Chor von Haß und Schmähung, dem niemand widerstehen kann. Er war der Emporkömmling, der Sohn des Uhrmachers, der gegen den Grafen La Blache kämpfte. Jedes seiner Worte wurde entstellt, jede seiner Handlungen mißdeutet. Außerdem gab es im alten Frankreich noch andere Mittel, um einem unbequemen Gegner gelegentlich den Mund zu verschließen. Bisher hatte Beaumarchais die Mißbräuche der feudalen Gesellschaft kennen gelernt; nun machte er auch Bekanntschaft mit den Mißbräuchen der absoluten Verwaltung. Noch während sein Proceß in zweiter Instanz schwebte, sah er sich in einen ärgerlichen Handel mit einem halbverrückten Edelmann, dem Herzog de Chaulnes, verwickelt. Dieser war ihm eine

Zeit lang gewogen gewesen, bis er wegen einer Sängerin der Opéra comique eifersüchtig auf ihn wurde. Der adlige Herr verfolgte seinen Nebenbuhler wie ein Wütender, mit der Absicht, ihn zu tödten, raufte sich in seiner Wohnung mit ihm herum, mißhandelte die Dienerschaft und konnte kaum durch die Polizei entfernt werden. Die Sache schloß damit, daß der Herzog durch Lettre de cachet auf die Festung Vincennes geschickt wurde, während Beaumarchais auf Befehl des Ministers des königlichen Hauses kraft Lettre de cachet ins Fort l'Eveque verbracht ward. Wenn ein Pair von Frankreich in Haft kam, so durfte der geborene Roturier nicht in Freiheit bleiben. Das war die ausgleichende Gerechtigkeit im vorrevolutionären Frankreich. Nach einem gesetzlichen Grunde zu fragen, wäre überflüssig gewesen in einer Zeit, in der die Familie Mirabeau allein in wenigen Jahren ein schönes Sümmchen erbetener Haftbefehle aufbrauchte. Auch suchte Beaumarchais, seiner Familie, seinen Geschäften so plötzlich entrissen, in seiner Zelle sich philosophisch zu trösten: „Überall, wo es Menschen giebt," schrieb er einem Freund, „tragen sich gehässige Dinge zu, und das große Unrecht, Recht zu haben, ist immer ein Verbrechen in den Augen der Macht, die beständig strafen, aber niemals richten will."

Indessen drohte seine Verhaftung den unheilvollsten Einfluß auf den Gang seines Processes mit dem Grafen La Blache auszuüben. Das Urteil in zweiter Instanz stand bevor. Es kam Beaumarchais sehr darauf an, wenigstens für einige Stunden seine Freiheit zurückzuerhalten, um nach damaliger Sitte oder, wenn man

lieber will nach damaliger Unsitte, mit den Richtern sprechen zu können, die zu bearbeiten La Blache seinerseits nicht müde wurde. Aber erst nachdem er den Minister um Gnade angefleht hatte, statt sein Recht gegen ihn zu verteidigen, erhielt er die gewünschte Erlaubnis. Einige Wochen später ward er aus dem Gefängnis entlassen, ohne dafür mehr Gründe zu erfahren als zwei und einen halben Monat zuvor für seine Verhaftung. Inzwischen aber hatte er seinen Proceß verloren. Die zweite Instanz verurteilte ihn zur Zahlung von 56 000 Francs und der Proceßkosten. Sein Vermögen war ruinirt. Der Graf La Blache belegte sein Hab und Gut mit Beschlag. Andere Gläubiger stürzten sich mit nicht geringerer Gier auf das machtlose Opfer, und, was das schlimmste war, der Flecken, Aktenstücke gefälscht zu haben, blieb auf ihm sitzen. Allein, indem aus diesem ersten Proceß ein anderer erwuchs, der ihm Gelegenheit gab, sich zum Mittelpunkt der allgemeinen Teilnahme zu machen, an die öffentliche Meinung zu appelliren, erlangte er plötzlich eine Berühmtheit, von der er sich bis dahin nichts hatte träumen lassen.

Der Berichterstatter in Beaumarchais' Proceß, auf dessen Votum hin die ungünstige Entscheidung erfolgt war, war ein Parlamentsrat von Elsässer Herkunft namens Goezmann. Bei ihm vor allem hatte Beaumarchais Zutritt zu erlangen gewünscht, aber er war ihm nicht eher gewährt worden, als bis er seiner Frau, einer Dame von bedenklichem Charakter, ein Geschenk gemacht hatte. Es war sehr ansehnlich gewesen: eine goldene, mit Diamanten besetzte Uhr, 100 Louisdor

und außerdem noch 15 Louisdor, wie Madame Goezmann erklärte, für den Sekretär ihres Mannes. Nachdem Beaumarchais seinen Proceß verloren, gab sie die Uhr und die 100 Louisdor zurück. Aber die 15 Louisdor, die der Sekretär erhalten sollte, flossen, wie Beaumarchais erfuhr, in ihre Tasche. Er war der festen Ansicht, sein Gegner habe gewonnen, weil er noch freigebiger gewesen sei als er. Er wollte wenigstens seine 15 Louisdor retten. Als er sie aber zurückforderte, erklärte Madame Goezmann, sie habe gar nichts mehr herauszugeben. Sie antwortete mit der Behauptung, Beaumarchais habe sie bestechen wollen, um dadurch die Stimme ihres Mannes zu gewinnen, ihre Tugend habe indessen jedes Anerbieten zurückgewiesen. Der Handel machte Lärm. Herr Goezmann wurde von seinen Kollegen gedrängt, das Wort zu ergreifen. Er selbst stellte zwar keinen Strafantrag. Indessen die Ratskammer des Parlamentes beschloß, einen Strafproceß wegen Versuches der Bestechung und wegen Verleumdung gegen Beaumarchais einzuleiten. Einst hatte in England John Hampden um 20 Schilling des Schiffsgeldes zu processiren gehabt, aber mit seinem eigenen Recht das Recht seines Landes verteidigt. Hier entsprang aus trüberer Quelle ein Rechtshandel, weil die Rückgabe von 15 Louisdor verweigert wurde. Aber auch in diesem Fall nahm ein ganzes Volk Partei.

Jenes Tribunal, dem Goezmann angehörte, war eine ganz neue Schöpfung des Kanzlers Maupeou, eines Günstlings der Dubarry, und wegen seines Ursprungs in weiten Kreisen verhaßt. Das Parlament Maupeou, wie man es nannte, war dazu bestimmt,

an die Stelle des alten Pariser Parlamentes, des angesehensten Gerichtshofes im vorrevolutionären Frankreich, zu treten, um die Opposition des Richterstandes gegen die Anforderungen des Königtums zu brechen. In diesem berühmten Kampf zwischen Krone und Amtsadel, der mit äußerster Erbitterung geführt wurde, hatte die Krone zunächst gesiegt. Wie das Pariser Parlament, so wurden auch unbotmäßige höchste Gerichtshöfe der Provinzen aufgelöst, ihre widerspänstigen Mitglieder mit Verbannung bestraft, eine ganz neue Gerichtsorganisation dekretirt. Der Kanzler Maupeou verband damit allerdings die Einschränkung großer Mißbräuche. Er hob die Käuflichkeit der Ämter auf, vereinfachte den Instanzenzug, verbesserte das Sportelwesen. Aber im Volk hatte man keine Augen für diese Reformen, sondern nur für den Gewaltakt der Regierung. Die alten Gerichtshöfe galten als letzte Burgen der Freiheit, die neuen als Werkzeuge des Despotismus.

Diese Gunst der Umstände kam Beaumarchais ungemein zustatten. Allerdings schien seine Lage verzweifelt zu sein. Er war verarmt, sein Name war gebrandmarkt, ein Gegner war wider ihn aufgetreten, dem nach aller Berechnung seine Kollegen schon deshalb Recht geben mußten, um ihre ganze Körperschaft nicht noch stärkerem Haß auszusetzen. Wurde Beaumarchais verurteilt, so war die härteste Strafe außer der des Todes gegen ihn erlaubt, und nach den Vorschriften des Gesetzes wurde sein Proceß im geheimen bei verschlossenen Thüren geführt. Aber eine Waffe war ihm in dieser verzweifelten Lage geblieben: seine Feder. Indem er diese Waffe ergreift, sein eigener

Anwalt, da niemand seine Sache zu führen wagt, allein von Siegeszuversicht erfüllt, da alle anderen ihn verloren geben, macht er seinen Proceß aus einem geheimen zu einem öffentlichen, ruft er sich das ganze Land zum Bundesgenossen auf.

In vier Denkschriften, die er den bestehenden Gesetzen zuwider in den Buchhandlungen auslegen läßt, wendet er sich an das große Publikum. Nirgends ist sein advokatorisches Talent so deutlich an den Tag getreten wie hier. Mit meisterhafter Kunst verdeckt er die Schwäche seiner eigenen Stellung. Mit unvergleichlicher Energie folgt er dem Gegner in alle seine Schlupfwinkel. Ätzender Spott und hohes Pathos stehen ihm zu Gebote. Mitunter sinkt sein Stil zu possenhafter Trivialität herab. Mitunter erhebt er sich zu ergreifender Deklamation. Er stellt sich dar als den Verteidiger der Allgemeinheit gegenüber einem feilen und aufgedrungenen Tribunal. Er macht sich zum Rächer des beleidigten Rechtsgefühls. Er vergleicht den Fall Goezmann mit dem des Verres und citirt ganze Stücke aus Ciceros Rede zu eigenem Nutzen. Als die Gegenpartei antwortet, erhält er neuen Stoff. Seine Freunde, seine Schwester Julie helfen ihm. Im Gefühl seines wachsenden Ansehens schreitet er von einer Kühnheit zur anderen fort, bis es ihm sogar gelingt, aufzuspüren, daß Herr Goezmann, „der moderne Cato“, eine Urkunde, den Taufschein eines unehelichen Sprößlings, gefälscht habe.

Seine Denkschriften wurden mit donnerndem Jubel begrüßt. Paris und nach Paris Frankreich riefen dem unerschrockenen Mann Beifall zu, der es wagte, eine

solche Sprache gegen die Kreaturen des Kanzlers Maupeou zu führen, und der es verstand, mit so viel Witz die allgemeine Lachlust zu erregen. Tausende von Exemplaren seiner Pamphlete wurden verkauft. Seine Sache wurde, wie man sich ausdrückte, „die Sache der Nation". In allen Ländern Europas wurde der Name Beaumarchais' genannt. Eben damals bekam der junge Goethe eines dieser Mémoires zu Gesicht, dasjenige, in welchem Beaumarchais sich genötigt gesehen hatte, einen Rückblick auf seine spanische Reise zu werfen, und entschloß sich, einer liebenswürdigen Freundin zu Gefallen, den Gegenstand in acht Tagen zu dramatisiren. Ohne daß er es wußte, hatte schon ein anderer, dessen Name heute vergessen ist, diesen dankbaren Stoff kurz zuvor dichterisch gestaltet. Graf Marsollier hatte eine Komödie „Beaumarchais à Madrid" geschrieben, die in Gegenwart des Titelhelden auf dem Liebhabertheater seines Gönners, des Prinzen von Conti, aufgeführt wurde.

Unter dem Druck der öffentlichen Meinung fällte das Gericht eines der merkwürdigsten Urteile, ein Urteil voll von Widersprüchen, durch das es gleichzeitig dem Rechtsgefühl genug zu thun, sich selbst aber an seinem furchtbaren Gegner zu rächen gedachte. Herr Goezmann wurde seines Amtes für verlustig erklärt. Madame Goezmann mußte die 15 Louisdor zu Gunsten der Armen herausgeben, über sie, aber auch über Beaumarchais wurde die Formel des „Blâme" ausgesprochen. Nach dieser Formel mußte der Verurteilte vor dem Tribunal niederknieen und sich vom Präsidenten sagen lassen: „La cour te blâme et te déclare infâme." Er

verlor damit alle Ehrenrechte, er ward unfähig, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Beaumarchais nahm den Spruch mit äußerer Ruhe auf. In einer seiner Denkschriften hatte er gesagt: „Ein Beamter verletzt niemals ungestraft seine Pflicht. Fällen die Richter ihr Urteil über den einzelnen Bürger, so fällt die Masse der Bürger ihr Urteil über den einzelnen Richter. Das Verdikt jener ist gesetzlich, das Verdikt dieser ist nur moralisch, aber es fragt sich noch, welches von beiden ein größeres Gewicht hat." Sein Proceß bildete den besten Kommentar zu diesen Worten. Seine Richter durften es nicht wagen, sich öffentlich zu zeigen, während er mit Beweisen der Achtung überschüttet wurde.

Kaum jemals war in einem einzelnen Beispiel der krankhafte Zustand des alten Frankreich so deutlich hervorgetreten. Eine unzählbare Menge von Besuchern erschien in Beaumarchais' Wohnung. Der Prinz von Conti und der Herzog von Chartres gaben ihm einen Tag, nachdem er für „infam" erklärt worden war, ein glänzendes Fest. Wo er sich blicken ließ, war er der Gegenstand ungesuchter Huldigungen. Damals näherte sich ihm unter den Scharen seiner Bewunderer auch eine junge, reizende Frau, eine Schweizerin von Geburt, die ihm bald darauf ihre Hand reichte, um ihm bis zum Ende seines Lebens in allen Kämpfen treu zur Seite zu stehen. Aber der größte Triumph stand ihm noch bevor. Das Parlament Maupeou konnte sich nie mehr von dem Schlag erholen, den Beaumarchais ihm beigebracht hatte. Von allen Seiten erhob sich der Widerstand gegen diese Schöpfung der Willkür mit erneuter Kraft. Eine der ersten Regierungshandlungen Lud-

wigs XVI. war, sie fallen zu lassen und die alten Gerichtshöfe wieder einzusetzen.

Indessen mit alledem war Beaumarchais' Ehre nicht genug geschehen. Er strebte nach einer Revision der beiden Processe, vor allem nach einer Kassation des letzten Urteils. Er gehörte zu den Naturen, die, was sie sich einmal vorgesetzt haben, nicht aus dem Auge verlieren. Unermüdlich, auf Umwegen aller Art kam er auf seine Forderung zurück, und seine Energie behielt zuletzt auch hier den Sieg. Unter dem Jubel des Volkes ward jenes brandmarkende Urteil aufgehoben, und unter nicht geringeren Freudenbezeugungen von ganz Frankreich der Graf La Blache einige Zeit nachher gezwungen, die früher gewonnene Summe, da seine Forderungen schlecht begründet und verleumderisch gewesen seien, samt Zinsen und Entschädigung herauszugeben. Beaumarchais hatte gewonnen. Seine Ehre war wiederhergestellt. Seine Kasse erhielt wieder Zufluß.

Auf geraden Pfaden ließ sich ein solcher Erfolg unter dem „ancien régime" nicht wohl erreichen. Man darf bezweifeln, ob Beaumarchais je zum Ziele gelangt wäre, wenn er nicht gewußt hätte, derselben Regierung, die seine Feder fürchten gelernt hatte, die wichtigsten Dienste zu leisten. Was er während seines Aufenthaltes in Madrid vergeblich erstrebt hatte, das erreichte er nun: als politisches Werkzeug verwandt zu werden und mit den Großen dieser Welt in unmittelbaren Verkehr zu treten. Ein Mann von so vielseitigen Gaben, von so großer Menschenkenntnis, von so bedeutender Unternehmungslust, so wenig wählerisch in seinen Mitteln,

war geeigneter als tausend andere, geheime Aufträge zu vollziehen, vertrauliche Missionen auszuführen und sich mit Lust jenes Gewebes vielverschlungener Intriguen zu bemächtigen, mit denen absolute Verwaltungen zu arbeiten pflegen. Solche Geschäfte waren häufig von recht bedenklicher Art. Auch brachten sie nicht selten Gefahren mit sich. Aber Beaumarchais setzte sich ohne moralische Anwandlungen über alle Bedenken weg, und die Gefahr reizte ihn nur noch mehr. Mitunter widerstand er sogar der Versuchung nicht, Gefahren, die er bestanden haben wollte, zu erfinden, um dadurch die Bedeutung seiner Verdienste zu erhöhen.

Da lebte in London ein spekulirender Pamphletist, der eine Schmähschrift gegen die königliche Maitresse Madame Dubarry geschrieben hatte, um sich für ihre Unterdrückung ein gutes Stück Geld zahlen zu lassen. Beaumarchais reist unter falschem Namen nach England und erkauft das Schweigen des Pamphletisten. Durch den Tod Ludwigs XV. um den erwarteten Lohn seiner Mühen betrogen, sucht er sich in derselben Weise Ludwig XVI. und seiner Gemahlin nützlich zu machen und sich zugleich in das Vertrauen der besorgten Mutter Maria Antoinettes einzudrängen. Könnte man seinen Fabeleien Glauben schenken, so hätte ihn der Wunsch, einem Italiener ein nicht ausgeliefertes Exemplar des gefürchteten Libells abzujagen, ins deutsche Reich geführt. In der That gelangt er von Holland über Düsseldorf, Köln, Frankfurt bis Nürnberg, erscheint plötzlich in Wien, weiß sich bei Maria Theresia Zutritt zu verschaffen und einen ganzen Roman zu erzählen, in dem ein von A bis Z erdichteter Kampf mit ein paar Straßen-

räubern eine große Rolle spielt. In Wien aber hält man ihn für das, was er gutenteils in dieser Sache war, für einen kecken Schwindler, wenn nicht gar, nach Kaunitz' Ansicht, für den Urheber des fraglichen Pamphletes. Er wird einen Monat lang eingesperrt, bis man in Paris Berichte über ihn eingezogen hat. Alsdann wird er mit einem Schmerzensgeld von 1000 Dukaten entlassen, die er anfangs nicht nehmen will, dann aber doch einsteckt, um sie später gegen einen Diamantring Maria Theresias einzutauschen. Auf der Heimreise sah er in Augsburg eine Aufführung des kurz zuvor entstandenen Goetheschen Clavigo, fand aber, daß der Deutsche seine Geschichte mit einem Zweikampf und einem Begräbnis überladen habe: „Zutaten, die mehr Hohlköpfigkeit als Talent verraten." Auch später, als er Goethes Werk in einer französischen Übersetzung kennen lernte, zeigte er ebensowenig Verständnis für diesen Genius wie für Mozarts „Hochzeit des Figaro". Die Reise nach Deutschland war übrigens nicht die letzte, zu der ihn seine geheime Thätigkeit für die Machthaber in Paris veranlaßte, auch nicht die letzte, die ihn in große Unannehmlichkeiten verwickelte. Ein anderes Abenteuer der Art vermittelte nicht zu seinem Vorteil seine Bekanntschaft mit dem berüchtigten Chevalier d'Eon, der bis zum Ende seines Lebens die Welt in Zweifel über sein Geschlecht zu halten wußte, den Beaumarchais selbst immer für eine Frau ausgegeben hat, über dessen wahres Geschlecht er sich aber gewiß nicht täuschen konnte.

Die bedeutendste Unternehmung, die er seiner Verbindung mit der Regierung dankte, war diejenige, in

der er als Bundesgenosse der Amerikaner gegen England erschien, und die ihn gleichsam auf die Höhe einer kriegführenden Macht erhob. Die Kolonisten Nordamerikas waren im Begriff, sich vom tyrannischen Mutterland loszureißen. Wenn ihnen nicht Waffen, Munition, Kriegsbedarf aller Art zugeführt wurden, schienen sie im ungleichen Kampf unterliegen zu müssen. Es war natürlich, daß ein Franzose, ein Kind des Aufklärungszeitalters, von glühendem Haß gegen den englischen Erbfeind erfüllt, den mutigen Männern jenseits des Oceans seine Teilnahme schenkte. Aber mit dieser Teilnahme an dem Befreiungskampf Washingtons und seiner Genossen verband sich bei Beaumarchais die Hoffnung, tausend Hände in Bewegung setzen und ein großartiges Geschäft machen zu können. Er wandte beim König, bei den Ministern seine ganze Beredsamkeit an. Er rüttelte die Regierung aus ihrer Passivität auf. Er machte in anderthalb Jahren achtmal die Reise von London nach Paris, um die Leiter des französischen Staates über die Verhältnisse Englands aufzuklären. Noch durfte Frankreich es nicht wagen, offen gegen diese Macht Partei zu ergreifen. Aber Beaumarchais erreichte durch unablässiges Drängen, daß man ihm insgeheim eine Million zur Verfügung stellte. Er erlangte dieselbe Summe von Spanien. Er wußte reiche Privatleute für seine Pläne zu gewinnen und begann, mit den Kapitalien, die er in der Hand hatte, zu arbeiten.

Nach allen Seiten flogen seine Befehle. In den Häfen, in den Arsenalen Frankreichs ward es auf sein Machtwort hin lebendig. Officiere und Matrosen wur-

den unter seinem Namen angeworben. Eine Flotte ward ausgerüstet, deren Bewegungen er leitete, und bald ließen sich auch die Wirkungen seiner Anstrengungen verspüren. Das Haus „Rodrigue Hortalez et Co.“ — dieser Mummerei bediente sich Beaumarchais — lieferte den Amerikanern Tuche, Kanonen, Gewehre, Pulvervorräte, deren Anschaffung ihm freilich die Regierung erleichterte. Dafür hoffte er an Geldesstatt Erzeugnisse des amerikanischen Bodens, vor allem Tabak von Maryland und Virginien, zu empfangen, die er in französisches Staatsgebiet einführen wollte. Aber dieser kaufmännische Handel verwandelte sich notwendigerweise in einen Akt der großen Politik. England wurde von Tag zu Tag mißtrauischer. Beaumarchais' Thätigkeit trieb die französische Regierung dem offenen Bruch mit Großbritannien immer näher, den er mündlich und mit der Feder, in Verhandlungen und Denkschriften, beim König und bei den Ministern immer befürwortet hatte.

Freilich gab er sich durch Unvorsichtigkeiten und Mangel an Takt manche Blößen. Während er unter der Maske eines Monsieur Durand in Havre weilt, um eines seiner Schiffe zu besichtigen, widersteht er der Versuchung nicht, Proben mit den Schauspielern des dortigen Theaters zu halten, die seine Stücke aufführen wollen. Die Sache wird ruchbar, und der englische Botschafter beschwert sich bitterlich bei den Ministern. Ein anderes Mal bereiten ihm Meutereien seiner Leute, zu denen er selbst einigen Anlaß gegeben, schwere Ungelegenheiten. Die Ankunft des ehrlichen Franklin in Paris drängt den Einfluß des intriganten

Chefs des Hauses Rodrigue Hortalez et Co. zurück, und die heimischen Staatsmänner, auf die er in erster Linie rechnen muß, behandeln ihn mitunter wie einen eigennützigen Schelm oder wie eine komische Person. Allein Beaumarchais ließ sich durch Hinderungen und Anfeindungen, mit denen er zu kämpfen hatte, die gute Laune nicht verderben und hoffte, künftig für alle Unbilden und Verluste entschädigt zu werden.

Was er gewollt hatte, trat ein. Frankreich entschloß sich, am Kriege teilzunehmen, und neben den Schiffen Seiner Majestät Ludwigs XVI. erschien auch ein Schiff Seiner Majestät Caron de Beaumarchais' auf dem Kampfplatz. Eines seiner Kriegsfahrzeuge, „der stolze Rodrigo", geleitete zehn Handelsschiffe, als es auf der Höhe der Insel Grenada, einer der kleinen Antillen, den französischen Admiral d'Estaing mit seiner Flotte antraf. D'Estaing war eben im Begriff, die englische Flotte unter dem Admiral Byron anzugreifen. „Der stolze Rodrigo" mit seinen 52 Kanonen bot ihm eine willkommene Hilfe. Das Schiff nahm einen rühmlichen Anteil an der Schlacht und trug dazu bei, die Engländer zur Flucht zu zwingen. Freilich war Beaumarchais' Schaden enorm. Der Kapitän seines Kriegschiffes fiel im Kampf. Das Schiff selbst ward von Kugeln durchlöchert. Die zehn Kauffahrer wurden in alle Winde zerstreut. Aber er nahm die Nachricht des glorreichen Ereignisses mit hellem Jubel auf und ließ sich durch die erlittenen Verluste nur zu neuer Thätigkeit anspornen. Sein Geld unterstützte Lafayette und den Baron Steuben, die an der Seite der Amerikaner fochten. Seiner Feder entfloß eine patriotische Streit-

schrift gegen England, von dem sein Vaterland so viele Demütigungen erduldet hatte. Und doch gereichte ihm das Unternehmen, auf das er sich eingelassen hatte, zum größten Schaden. Er erlebte den Triumph, daß die Amerikaner, nicht ohne seine thätige Beihilfe, ihre Unabhängigkeit gewannen. Aber er erlebte nicht die Genugthuung, von ihnen entschädigt zu werden. Er hatte die ganze Angelegenheit auf eigene Gefahr betrieben. Sie steiften sich darauf, in seinen Lieferungen nicht Waren eines Kaufmannes, sondern versteckte Geschenke einer befreundeten Regierung zu sehn. Sein Wohlstand erhielt einen furchtbaren Schlag. Erst seine Erben haben nach vierzig Jahren der ärgerlichsten Verhandlungen ein Fünftel der von ihm geforderten Summe erhalten.

Man sollte glauben, die Last, die Beaumarchais sich auferlegte, indem er für seine Ehre kämpfte, für die Regierung thätig war und für die Amerikaner arbeitete, wäre eben schwer genug für einen Menschen gewesen. Für ihn war sie zu leicht. Ihm war nur wohl, wenn er seine Betriebsamkeit vervielfältigen konnte. Er glich einem jener Rossebändiger, die man im Cirkus sieht, in deren Händen eine unübersehbare Menge von Zügeln ruht, und die den schnaubenden Schwarm doch sicheren Blickes und lachenden Mundes mit jauchzendem Zuruf durch die Arena treiben. War er mit einer Unternehmung fertig, so nannte er das „das Schubfach einer Angelegenheit schließen". Oft aber standen alle Schubfächer offen, über die er verfügen konnte, und niemandem außer ihm wäre es möglich gewesen, sich in der verwirrenden Masse ihres Inhalts zurecht zu finden.

Er plant die Gründung einer Diskontokasse. Er gehört zu den Gründern einer Aktiengesellschaft, um Paris durch großartige mechanische Vorrichtungen mit Wasser zu versorgen. Er wird von dem Minister Vergennes um Rat gefragt wegen einer Neuordnung der Generalpacht. Er wird von dem Minister Joly de Fleury ersucht, seine Meinung über den Plan eines neuen Anlehens zu äußern. Er verwendet sich für die Calvinisten seines Vaterlandes, mit um so größerem Eifer, da seine eigene Familie calvinistischen Ursprungs war. Er macht sich an die Riesenaufgabe, Voltaires sämtliche Werke zu veröffentlichen. Er muß zu diesem Zweck auf deutschem Gebiet, unter dem Schutz des aufgeklärten Markgrafen Karl Friedrich von Baden, in Kehl eine Druckerei anlegen. Er muß 160 000 Francs für Voltairesche Drucke und Manuskripte, 150 000 Francs allein für die nötigen Lettern zahlen. Er muß die Bedenken der ängstlichen Censur und die Mißgriffe eines hochmütigen Bevollmächtigten bekämpfen, die Bücherballen wie verbotene Ware über die Grenze schaffen, mit Arbeitern und Subskribenten verhandeln und behält zuletzt, zum Schaden seiner Kasse, ungeheure Massen bedruckten Papiers über, die er nicht anders unterzubringen weiß, als sie im Keller seines Hauses aufzuspeichern. Er hat Zeit für alles. Inmitten der hunderterlei Geschäfte, die ihn in Anspruch nehmen, führt er einen eingehenden Briefwechsel mit einer ihm gänzlich unbekannten siebzehnjährigen Schönen, die sich aus einer Entfernung von 200 Meilen in einer romantischen Herzensangelegenheit vertrauensvoll an ihn, den Berühmten, den Hilfsbereiten, zu wenden wagt.

Und dabei ist die Seite seines Schaffens noch nicht einmal erwähnt, der er seinen großen Namen dankt: seine Thätigkeit als dramatischer Dichter. Während er 40 Schiffe für die Amerikaner ausrüstet, läßt er den „Barbier von Sevilla“ aufführen. Während er die Gesamtausgabe der Werke Voltaires vorbereitet, vollendet er die „Hochzeit des Figaro“. Beaumarchais hatte von Jugend auf poetisches Talent gezeigt. Je älter er wurde, desto entschiedener wandte er sich der Bühnendichtung zu. Die Gabe seiner Beobachtung, die Beherrschung des leichten Konversationstones, die Lust an verwickelter Intrigue: alles das befähigte ihn im höchsten Grade, große Bühnenwirkungen hervorzubringen und zwar vorwiegend im feineren Lustspiel. Es war eine seltsame Selbsttäuschung, wenn er anfangs diese Dichtungsgattung zu mißachten schien. Erst kürzlich hatte Diderot das sogenannte bürgerliche Drama geschaffen, jene Familienschauspiele, in denen er mit den Formen des Klassicismus brach und durch die er eine moralische Rührung zu erzielen suchte. Diese Richtung ward Mode, und Beaumarchais machte die Mode mit. Seine frühesten Dramen „Eugenie“ und „Die beiden Freunde“ bewegten sich ganz und gar in jenem Fahrwasser. Aber sie bekundeten ein außergewöhnliches Talent und ließen hie und da jenes Gefühl des Widerstandes gegen die gesellschaftlichen Vorrechte durchblicken, das dem mühsam emporgekommenen Sohn des armen Uhrmachers so natürlich war.

Es gelang seinem Geschick, beide Dramen auf die Bühne des Théâtre Français zu bringen. Das erste erhielt viel Beifall, das zweite brachte es nur zu zehn

Aufführungen. Aber Beaumarchais hatte Gelegenheit gehabt, das ganze Theaterwesen gründlich kennen zu lernen. Er fühlte, wo seine eigene Stärke lag. Mit dem „Barbier von Sevilla" erschien der Dreiundvierzigjährige unvermutet als würdiger Nachfolger Molières. Das Stück war schon drei Jahre vor der Aufführung vollendet, ursprünglich als komische Oper gedacht, reich an spanischen Weisen, die Beaumarchais jenseits der Pyrenäen gehört hatte, so daß er sich gleichzeitig der dichterischen und musikalischen Aufgabe entledigte. Zu seinem Glück nahm indes die Comédie Italienne das Werk nicht an. Er verlor keinen Augenblick, es in ein Lustspiel für das Théâtre Français umzuarbeiten. Aber sein Handel mit dem Herzog de Chaulnes, seine Haft im Fort l'Evêque, sein Proceß mit Goezmann verzögerten die Aufführung. Endlich war alles für den 12. Februar 1774 gerüstet. Alle Logen waren schon bis für die vierte Wiederholung im voraus gemietet. Da verbot die Regierung die Aufführung aus Furcht, das Stück könne Anspielungen auf den Proceß Goezmann enthalten, der damals noch in der Schwebe war. Ein Jahr lang hatte Beaumarchais zu warten, bis die Erlaubnis der Darstellung erteilt ward. Aber inzwischen war sein Ansehen derart gestiegen, daß er es wagen konnte, sich reichlich für die ihm angethane Unbill zu entschädigen.

Ursprünglich war sein Werk eine harmlose Komödie gewesen, mit Anklängen an ein Singspiel Panards, betitelt: „Der Graf von Belflor", und an die Erzählung vom „Barbiergehilfen Diego" in Lesages „Gil Blas". Ein hübsches, lebensfrohes Mädchen als Mündel, ein

alter, pedantischer und eifersüchtiger Vormund, ein kecker, niemals um ein Auskunftsmittel verlegener Diener, der seinem verliebten, vornehmen Herrn zu einer ersehnten Braut verhilft: das alles waren uralte Lustspielmotive, aber freilich in diesem Fall mit einer Anmut, mit einer Leichtigkeit und mit einem Reichtum an witzigen Einfällen verwendet, wie man sie seit einem Jahrhundert nicht gekannt hatte. Dem bewegten Bilde dieser Handlung wußte Beaumarchais vor der ersten Aufführung eine Menge von Zügen beizumischen, die jedermann an die Schicksale des Dichters erinnern mußten. Die gefürchteten Anspielungen, die vorher gefehlt hatten, wurden nun in Masse aufgenommen. „Weißt du," sagt Almaviva nach dieser Umarbeitung zu Figaro, „daß man im Gerichtshof nur vierundzwanzig Stunden hat, um seinen Richtern zu fluchen," und Figaro antwortet: „Man hat dafür vierundzwanzig Jahre auf der Bühne." Nach diesem Recept verfuhr Beaumarchais. Alle Welt verstand die Stelle über die Verleumdung, die Hindeutung auf ein „ungerechtes Urteil, eine Dissonanz, die nur der Wohlklang des Goldes auflösen könne". Keinem Zuhörer entging das bittere Wort, das Bartolo auf seine Dienerschaft anwendet: „Man brauchte diesen Schurken nur zuzugeben, daß sie Recht haben, was würde da aus der Autorität."

Der Eindruck des Stückes blieb indessen trotz dieser ätzenden Zuthaten bei der ersten Aufführung hinter den hochgespannten Erwartungen weit zurück. Es war zu lang, das Komische war mitunter bis zur Farce übertrieben, hie und da wieder war die Sprache von unerträglicher Affektation. Das Publikum war enttäuscht,

die Niederlage des Dichters vollkommen. Aber Beaumarchais ließ sich nicht einschüchtern. Er dachte mit seinem Figaro: „Je schwerer der Sieg, desto nötiger der Mut.“ In zwei Tagen schrieb er sein Werk noch einmal um, warf den Ballast über Bord, strich das Ganze zu vier Akten zusammen, feilte am Dialog und hatte, als er nun mit Beifall überschüttet wurde, die Kühnheit, zu behaupten: „Derselbe Barbier, der am Freitag begraben wurde, ist am Sonntag triumphirend wieder auferstanden.“

Seit dieser Zeit blieb der „Barbier“ eines der beliebtesten Bühnenstücke. Es füllte die Kasse des Théâtre Français, aber nicht in gleichem Verhältnis die Kasse des Dichters. Wie die Genossen seiner Kunst, so war auch er der grenzenlosen Ungerechtigkeit preisgegeben, deren sich dies Institut gegen die dramatischen Autoren schuldig machte, aber mutiger als die anderen beschloß er, den Kampf auch gegen diese Ungerechtigkeit aufzunehmen. „Besser,“ meinte er, „daß ein Schriftsteller ehrlich von der Frucht seiner Arbeit lebt, als daß er ein Stellenjäger ist oder sich um Pensionen bewirbt, die er lange erbetteln kann, ohne sie zu erhalten.“ Er war einer der ersten, der dem litterarischen Beruf seine volle Unabhängigkeit zu geben, dem Mann der Feder einen genügenden Lohn seines geistigen Schaffens zu sichern versucht hat. Er wußte trotz aller Eifersüchteleien dreiundzwanzig dramatische Dichter zu einem Verein zu verbinden, diesen Verein den Ansprüchen des Théâtre Français entgegenzustellen, und er erlebte den Triumph, daß die Revolution mit so vielen anderen Monopolen auch das Monopol dieser Kunstanstalt über den Haufen warf.

Übrigens fanden die Schauspieler es allzu vorteilhaft, sich mit dem Dichter des „Barbiers“ gut zu stellen, als daß eine dauernde Entfremdung zwischen beiden Parteien hätte eintreten können. War seine erste Komödie ein Zugstück geworden, so versprach seine zweite ein großes geschichtliches Ereignis zu werden. Es war „der tolle Tag“, „Figaros Hochzeit“. Hier traten die bekannten Gestalten aufs neue, aber unter veränderten Umständen auf. Das Stück erschien den herrschenden Gewalten so gefährlich, daß Beaumarchais über drei Jahre zu kämpfen hatte, bis es über die Bretter gehen durfte. Fünfmal passirte es die Censur, und fünfmal verwandelten sich seine Censoren in seine Lobredner. Der König erklärte es für „abscheulich“, meinte, man müsse die Bastille zerstören, wenn die Aufführung dieses Lustspiels nicht eine gefährliche Inkonsequenz sein sollte, und sah sich zuletzt genötigt, dem Druck der öffentlichen Meinung nachzugeben, die kaum jemals zuvor einen ähnlichen Sieg erfochten hatte.

Beaumarchais that alles, was in seinen Kräften stand, um diesen Sieg vorzubereiten und so vollständig wie möglich zu machen. Er führte den Krieg gegen den König, indem er den ganzen Anhang der Königin auf seine Seite brachte. Er las sein Stück viele Abende in den glänzendsten Kreisen, ohne sich lange bitten zu lassen, mit dem ihm eigenen Talent vor. Er sträubte sich ein anderes Mal, es vor neugierigen Augen blicken zu lassen. Mit jeder Woche wurde die Spannung des Publikums größer. Jeden Tag hörte man sagen: „Ich habe einer Vorlesung von Beaumarchais’ Stück beigewohnt,“ oder „ich werde einer solchen Vorlesung bei-

wohnen.“ Der Großfürst und die Großfürstin von Rußland baten sich bei ihrer Durchreise durch Paris die Gunst aus, die Komödie durch den Mund des Verfassers kennen zu lernen. Der Graf von Vaudreuil ersuchte um die Erlaubnis, es in Gegenwart des Dichters auf seinem Landsitz vor dem Grafen von Artois, Madame de Polignac und einem großen Teil des Hofes aufführen zu dürfen. Endlich ließ sich Ludwig XVI. durch den Minister Breteuil, den letzten Censor und Schiedsrichter, bewegen, seinen Widerstand aufzugeben. „Das Verbot des Königs,“ erzählt Madame de Campan, „war wie ein Angriff auf die öffentliche Freiheit erschienen. So viele getäuschte Hoffnungen erregten das Mißvergnügen bis zu einem solchen Grad, daß die Worte Unterdrückung und Tyrannei in den Tagen, die dem Sturz des Thrones vorausgingen, niemals mit größerer Heftigkeit und Leidenschaft ausgesprochen wurden.“

Das Verbot wurde zurückgenommen. Am 27. April 1784 fand die erste Aufführung der „Hochzeit des Figaro“ im Théâtre Français statt. Vom frühesten Morgen an belagerten große Menschenmassen die Thüren. Die vornehmsten Damen übernachteten in den Ankleidekabinen der Schauspielerinnen, um sich Plätze zu sichern. Im Gedränge am Abend wurden drei Personen erdrückt. Beaumarchais sah der Aufführung, zu der sich die besten Kräfte der damaligen französischen Bühne vereinigt hatten, aus einer vergitterten Loge zu: „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten,“ zwischen zwei Abbés, mit denen er ein heiteres Mittagessen eingenommen hatte. Er ließ sich von ihnen begleiten, um, wie er sagte, „im äußersten Falle geistlichen Beistand

zu haben". In Wahrheit bedurfte er keines Beistandes. „Was noch toller ist als mein Stück," meinte er, „ist der Erfolg." Bei der achtundsechzigsten Aufführung war das Gedränge noch ebenso groß wie bei der ersten.

Und woher dieser kolossale und dauernde Erfolg, nachdem die anfängliche Neugier des Publikums gestillt war? Zum Teil wegen der künstlerischen Vorzüge des Werkes, von denen man keinen Begriff hat, wenn man es nur als Libretto der unvergänglichen Oper kennt: wegen der überraschenden Lebhaftigkeit der Handlung, wegen der Fülle anziehender Charaktere, wegen der geistreichen Schlagfertigkeit des Dialogs. Zum Teil wegen der ästhetisch bedenklichen Seiten, an denen ein gewisses Publikum eben recht Geschmack findet: wegen der Zweideutigkeit mancher Situationen, wegen der Frivolität und Verfänglichkeit mancher Sätze und Ausdrücke. In erster Linie aber deshalb, weil jedermann aus dieser sinnlich-heiteren Folge sich ablösender Intriguen, aus diesem glühenden und sprühenden Spiel von Witzworten denselben Geist herausfühlte, von dem er sich selbst und die Masse der Zeitgenossen beseelt wußte: den Geist der Opposition gegen die bestehenden Zustände, die man wenigstens verhöhnen wollte, so lange sie noch nicht beseitigt waren. Wer dem Untergang geweiht ist, der wird verblendet. Dieselben besternten Edelleute und dieselben geschniegelten Kleriker, deren Privilegien fünf Jahre später vom Sturm der Revolution hinweggefegt wurden: sie lauschten mit Entzücken den schneidenden Epigrammen, die gegen die privilegirten Klassen gerichtet waren.

Und mit ihnen jubelten die bürgerlichen Zuschauer

über den Spott, mit dem das entartete Richtertum überschüttet wurde in der Gestalt jenes „Dom Gusman (Goezmann) Bride-Oison" (Gänsekopf), der sein Amt nicht umsonst „gekauft" haben wollte, über die Ironie, welche die Kunst, sich als Höfling zu benehmen, „auf die drei Talente des Nehmens, Empfangens und Forderns" zurückführte. Ein Spiegelbild der höheren Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts trat dem Zuschauer entgegen, mit allen ihren Auswüchsen und faulen Stellen, die der anmutige Schleier der Dichtung deutlich hindurchschimmern ließ. Da war der vornehme Herr, dem sein Stand es erlaubt, „aus einer hübschen Braut seine Maitresse machen zu wollen". Da war die vornehme Dame, „welcher der Umgang mit der großen Welt Übung verliehen hat, zu lügen, ohne daß man es merkt". Da war das Tribunal, „nachsichtig gegen die Großen, hart gegen die Kleinen", alles in seiner gehörigen ständischen Abstufung, „und die Canaille zuhinterst". Und in dieser Gesellschaft der Ungleichheiten erhebt sich der demokratische Geist in Figaro, dem Diener, der unvermerkt zum Herrn wird, dessen Schlauheit über die Macht triumphirt, der aus dem Dunkel seiner niedrigen Stellung den Leuten von Namen, von Rang, von Größe, von Reichtum das Drohwort zuruft: „Was habt Ihr getan für so viel Besitztümer? Ihr habt Euch die Mühe gegeben, geboren zu werden, und weiter nichts." Ludwig XVI. war ein guter Prophet gewesen, als er, nachdem er den „Figaro" kennen gelernt, von der Zerstörung der Bastille sprach. Das Stück war nach Napoleons Ausspruch „die Revolution in voller Aktion".

Mit dem „Figaro“ hatte Beaumarchais die höchste Stufe der dramatischen Kunst erklommen, die ihm erreichbar war. Er hat sich noch zweimal auf diesem Felde versucht, aber ohne sich eines ähnlichen Erfolges rühmen zu können. Sein „Tarare“, ein allegorisches Melodrama, zu dem Salieri die Musik lieferte, sollte dem Zeitgeschmack entgegenkommen und unter Tänzen und Feenerscheinungen Toleranz und Brüderlichkeit, Philosophie und Naturwissenschaft lehren, konnte sich aber trotz der zahlreichen Umwandlungen, die es während und nach der Revolution erlebte, nicht auf der Bühne behaupten. Seine „Schuldige Mutter“, in der er 1792 die populär gewordenen Figuren seiner zwei Lustspiele noch einmal, um zwanzig Jahre älter geworden, vorführte, erschien trotz der unleugbaren Wirksamkeit einzelner Scenen als ein locker zusammengefügtes Rührstück, das durch die mannichfaltigen Anspielungen auf die veränderten Zeitumstände nicht besser wurde. Für die Mitlebenden blieb Beaumarchais, was er für die Nachlebenden geblieben ist: der Dichter des „Barbier“ und des „Figaro“.

Es war eine der schönsten Seiten seiner Natur, daß er, je höher sein eigenes Glück stieg, desto weniger des Unglücks anderer vergaß. Zwar war es kein großes Opfer, wenn er den Reinertrag der fünfzigsten Vorstellung des „Figaro“ einer Anstalt zur Unterstützung armer Mütter widmete, um ihnen zu ermöglichen, ihre Kinder selbst zu stillen. Aber es gab Fälle, in denen seine Wohlthätigkeit außerordentlich erschien. Er stand nun einmal, wie er sich ausdrückte, „in dem verwünschten Ruf, ein reicher Mann zu sein“, selbst in Zeiten, in

denen er Hunderttausende verlor. Alles wandte sich an ihn: Handwerker, Schauspieler, Schriftsteller, Gelehrte, Grandseigneurs, und er gab mit vollen Händen, so lange er noch zu geben hatte. Die Frau und das Kind des Grafen von Rivarol unterstützte er heimlich wochenlang, während dieser selbst ein hämisches Libell gegen ihn veröffentlichte. Demselben Goezmann, der ihn wegen der 15 Louisdor in die größten Fährlichkeiten gebracht hatte, ließ er eben diese Summe als Almosen zukommen, als der ehemalige Parlamentsrat, in tiefstes Elend geraten, sich so weit erniedrigte, den Verfasser der Denkschriften anzubetteln. Dem Prinzen von Nassau-Siegen, einem der abenteuerlichsten Kriegsmänner seiner Zeit, lieh er alles in allem an 80 000 Francs, von denen er keinen Sou wiedergesehen hat. Bei seinem Tode fand sich nach seinen Papieren, daß er, von der Masse geradezu weggeschenkter Summen ganz zu schweigen, über 900 000 Francs an Bedürftige gegeben hatte, ohne irgendwelche Sicherheit für ihre Rückerstattung zu besitzen. Mitunter war freilich Reklame bei seiner Wohlthätigkeit. Aber wenn irgend ein Mittel der Reklame als erlaubt gelten kann, so ist es dieses.

Er war unglaublich erfinderisch, wenn es galt, Unglücklichen zu helfen und damit zugleich einen Widersacher abzuführen. Im „Barbier von Sevilla" wird „eine kleine Figaro" erwähnt, die in der „Hochzeit des Figaro" nicht mehr vorkommt. Beaumarchais' Feinde richteten im „Journal de Paris" die boshafte Frage an ihn, was denn aus dieser geworden sei. Er antwortete mit einer geistreich erzählten Novelle, derzufolge die kleine Figaro, ein Adoptivkind des Barbiers

von Sevilla, nach Frankreich verschlagen, mit einem armen Arbeiter Lecluze verheiratet gewesen, nach dem plötzlichen Tode des Mannes mit zwei kleinen Kindern dem Hungertode nahe sein sollte, und rief zum Schluß das allgemeine Mitleid für diese Witwe Lecluze an, deren Existenz er keineswegs erfunden hatte, sondern die wirklich unter den traurigsten Umständen in Paris lebte.

Und dieser Mann, der gepriesene Schriftsteller, der freigebige Wohltäter, sollte doch noch einmal erfahren, daß aller Ruhm und alle Freigebigkeit nicht vor der Hand der Willkür sicherten. Mit seinem Erfolg war die Zahl seiner Feinde gewachsen. In den öffentlichen Blättern setzten sie ihre namenlosen Angriffe gegen ihn fort. Unter der Maske eines Abbé stellte auch Ludwigs XVI. Bruder, der Graf von Provence, sich in ihrer Zahl ein. Ohne zu ahnen, mit wem er es zu thun habe, erwiderte Beaumarchais dem Abbé, wer sich mit Löwen und Tigern habe herumschlagen müssen, um die Aufführung einer Komödie zu erwirken, könne unmöglich jeden Morgen den Kampf mit Wanzen aufnehmen. Es war nicht schwer, dem König einzureden, unter Löwen und Tigern sei niemand anders zu verstehen, als er selbst und seine Getreuen. Ludwig XVI. war alles eher als ein Tyrann, aber der Erfolg des „abscheulichen Stückes" hatte ihn empört. Vom Spieltisch aus schrieb der sonst so sanftmütige Monarch mit Bleistift auf eine Karte den Befehl, den Dichter in Haft nach St. Lazare abzuführen. In dem verrufenen Gefängnis von St. Lazare ward Beaumarchais zusammen mit den jungen Taugenichtsen ein-

gesperrt, die diese Räume füllten. Paris fand die Sache zuerst lächerlich, danach sonderbar, endlich verletzend und unerhört. Am sechsten Tage ließ man Beaumarchais frei. Es geschah fast wider seinen Willen, denn er sträubte sich, im Vertrauen auf seine Beliebtheit, das Gefängnis zu verlassen, ehe man die Gründe seiner Verhaftung angegeben habe. In sein Haus zurückgekehrt, richtete er eine Rechtfertigungsschrift an Ludwig XVI., die ihre Wirkung nicht verfehlte. Alles, was er aus der Zeit des amerikanischen Handels von der französischen Regierung zu fordern hatte, wurde bewilligt. Der König ließ ihm aus seiner Privatschatulle eine Pension anweisen. Der Mißgriff sollte auf jede Weise wieder gut gemacht werden. Fast alle Minister wohnten der nächsten Vorstellung des Stückes bei, um zu hören, wie jene Stelle aus Figaros Monolog beklatscht wurde: „Wenn man den Geist nicht erniedrigen kann, rächt man sich dadurch, ihn zu mißhandeln.“ Bald danach wurde der „Barbier“ in Gegenwart des Dichters auf der Bühne von Trianon aufgeführt. Der Graf von Artois spielte die Titelrolle, die Königin stellte die Rosine dar. Beaumarchais' Triumph war vollkommen.

Nicht ganz fünf Jahre waren vergangen, und das unbeschränkte Königtum lag in den letzten Zügen, die Censur hörte auf, die Lettres de cachet wurden abgeschafft. Unter blutigen Zuckungen brach ein neues Zeitalter an. Man könnte glauben, Beaumarchais habe seit der Einberufung der Reichsstände als Redner, als Schriftsteller, als Agitator eine große Rolle gespielt. Allein dem war nicht so. Wie viel er auch dazu bei-

getragen hatte, die Umwälzung des Bestehenden vorzubereiten: er wurzelte doch mit allen seinen Fähigkeiten und Gewohnheiten in der alten verlotterten Gesellschaft. Auch ein Mirabeau war aus dieser Gesellschaft hervorgegangen, aber der Größte der Konstituante, dessen Keulenschläge Beaumarchais bei einem litterarischen Streit im Gefühl seiner Schwäche geduldig hingenommen hatte, setzte seine ganze Kraft daran, einer neuen Gesellschaft den Boden zu bereiten. Der dämonische Tribun wurde der Held des Tages, nicht der Dichter des „Figaro". Seine Popularität hatte ohnehin durch weitere unglückliche Federkämpfe einen schweren Stoß erlitten. Der prahlerische, aber unerschrockene Bergasse durfte ihm vorwerfen, daß er der bezahlte Diener der Machthaber gewesen sei. Enthüllungen unsauberer Jugendstreiche fügten seinem Ruf schweren Schaden zu. Der kurz zuvor Vergötterte klagte bitterlich, daß das Volk „Libelle gegen ihn gefordert und verschlungen" habe. So traf ihn der Ausbruch der Revolution. Statt ihn auf ihren Wogen emporzutragen, hat sie seinen ganzen Wohlstand in wildem Strudel vernichtet und sein Alter den furchtbarsten Stürmen preisgegeben.

Freilich brauchte er es nicht tragisch zu nehmen, wenn er Angriffe auf eine in den „Figaro" eingelegte Verspottung des neuen Roulettespiels „Emigrette" erleben mußte. Auch wirkte es nur wie ein schlechter Spaß, daß er nach Entlassung des girondistischen Ministeriums als mutmaßlicher Nachfolger Rolands in der Presse genannt und verlacht wurde. Ernster waren andere Begegnisse, die ihm widerfuhren. Zwar hatte

einer der Censoren seines „Figaro" gesagt: „Die fröhlichen Leute sind nicht gefährlich." Aber die finsteren Klubisten und die hungernden Sansculottes waren anderer Ansicht. Beaumarchais' prachtvolles Haus, das er gerade gegenüber dem Faubourg St. Antoine auf einem großen Grundstück hatte erbauen lassen, lockte die Besuche bewaffneter Banden an. Seine Bemühungen, ein paar arme Soldaten vor der Volkswut zu schützen oder den Gläubigen seines Quartiers das Anhören der Messe zu ermöglichen, konnte nicht dazu dienen, ihn bei den wütenden Demagogen beliebt zu machen. Vergeblich warf er das Geld mit vollen Händen aus. Sein Haus wurde als Stapelplatz von Waffen denuncirt. Von oben bis unten ward es durchsucht. Man fand nichts Besonderes vor außer jene Ballen unverkaufter Exemplare von Voltaires Werken, die teilweise zu dem Verdacht Anlaß gegeben hatten. Aber er fühlte sich unter seinem eigenen Dach nicht mehr sicher.

Ein paar Wochen darauf wurde er verhaftet und, kaum wieder losgelassen, aufs neue in das berüchtigte Abtei-Gefängnis abgeführt. Das unvermutete Einschreiten eines ehemaligen Widersachers, Manuels, des Procureurs der Commune, befreite ihn eben, ehe die Septembermorde ihren Anfang nahmen. Noch immer schwebte er in Gefahr; er mußte sich während des Tages in der Nähe der Stadt verbergen, aber Abends schlich er sich durch die Felder zurück, um an der Verwirklichung eines Planes zu arbeiten, für den er sich weniger aus Patriotismus als aus dem angeborenen Trieb zu spekuliren begeistert hatte. Frankreich, im Kriege mit der Koalition, bedurfte großer Waffen-

vorräte. Ein Belgier hatte Beaumarchais 60 000 alte östreichische Flinten angeboten, die sich in Holland auf Lager befanden. Beaumarchais hatte dem Kriegsminister die Nützlichkeit des Ankaufs vorgestellt, von diesem vorläufig 500 000 Francs Assignaten erhalten, dafür aber einen großen Teil seines Vermögens zum Unterpfand geben müssen. Unablässig war er nun bemüht, das Geschäft zu Ende zu führen, und erbot sich selbst, die Flinten herbeizuschaffen. Der Sechzigjährige verläßt sein Vaterland, während seine Frau und die einzige Tochter inmitten der größten Gefahren zurückbleiben. Wiederum nimmt er das abenteuerliche, nicht selten leichtfertige Wanderleben früherer Jahre auf. Aber auf Schritt und Tritt sieht er sich gehemmt.

Die Waffen waren von der holländischen Regierung mit Beschlag belegt. Die Gelder, die er aus Paris erwartete, blieben aus. Das ganze Geschäft sollte rückgängig gemacht werden. Inzwischen begann der Konvent sein Werk, und Beaumarchais las eines schönen Tages in der „Zeitung des Haag", daß er des Hochverrats, geheimen Briefwechsels mit Ludwig XVI., der Veruntreuung von Staatsgeldern angeklagt sei, und daß man die Thüren seines Hauses versiegelt habe. Seine Bekannten warnen ihn vor Nachstellungen. Er eilt nach London. Dort wird er von einem englischen Geschäftsfreund, der zugleich sein Gläubiger ist, in Schuldhaft gesetzt. Aber er ruht nicht, bis er ihn befriedigt hat, und macht sich tollkühn genug auf den Weg, um seinen Anklägern in Paris entgegenzutreten. Mit einem Mute sondergleichen führt er dort seine Sache. Er sagt den Mächtigen des Tages, wie dem blutdürstigen

Marat, in einer ausführlichen, dem Druck übergebenen Denkschrift die bittersten Wahrheiten. Er beklagt seine Landsleute, die umsonst „Bastillen zerstört haben, wenn Räuber auf ihren Trümmern Freudentänze aufführen und morden", und er erreicht schließlich, daß man das Anklagedekret, das ihn vernichten sollte, suspendirt und daß man sein Hab und Gut wieder freigiebt.

Aber damit waren seine Sorgen noch nicht zu Ende. Wenn man seiner vorläufig schonte, so geschah es, weil man ihn aufs neue verwenden wollte. Den damaligen Machthabern in Paris erschien der Besitz jener Gewehre, die Beaumarchais durch einen Scheinverkauf seinem englischen Geschäftsfreund überwiesen hatte, nunmehr sehr wünschenswert. Ein zweites Mal begab er sich auf die Reise, diesmal als geheimer Sendling des Wohlfahrtsausschusses, unter falschem Namen und unter viel schwierigeren Umständen als das Jahr zuvor. Die Sache war nicht verborgen geblieben. Der Krieg hatte sich ausgedehnt. Das Mißtrauen der englischen Regierung war geweckt und ein englisches Kriegsschiff bewachte die Ladung im Hafen von Ter-Veeren. Beaumarchais war unermüdlich, immer unterwegs zwischen Amsterdam und Basel, Hamburg und London, wo man ihn auswies, bestrebt, die Feinde durch die verschiedensten und verzweifeltsten Kunstgriffe zu täuschen, bis das englische Ministerium zuletzt die ganze Ladung nach Plymouth zu verbringen befahl.

Und während dieser qualvollen Zeit ließ ihn der Wohlfahrtsausschuß nicht nur völlig im Stich: er ward als Emigrant betrachtet, sein ganzes Vermögen wurde

wieder mit Beschlag belegt, seine Frau, seine Tochter, seine Schwester Julie wurden in den Kerker geworfen. Er selbst führte ein elendes Leben in Hamburg, dann unweit Lübecks, ungewiß über das Schicksal der Seinigen. Endlich erfuhr er, daß sie den Sturz Robespierres überlebt, die Freiheit zurückerlangt hätten. Und war auch ihre Lage kaum weniger trostlos als seine eigene, so stellte sich doch alsbald der frische Mut, der in der Familie Beaumarchais heimisch war, wieder ein. Für ihn selbst erschlossen sich die Grenzen der Heimat im Sommer 1796. Er fand sein schönes Haus und seinen prachtvollen Garten verwüstet, sein Vermögen ruinirt, sein Vaterland bis in die tiefsten Grundfesten aufgewühlt. Aber die Spannkraft seiner Natur verließ ihn auch jetzt nicht. Seine erste Sorge war, die geliebte Tochter dem Manne ihrer Wahl, einem ehemaligen Adjutanten Lafayettes, zu verbinden. Dann stürzte er sich wieder, verfolgt von seinen Gläubigern, von Sorgen bedrängt, durch zunehmende Taubheit gequält, in ein großes Getriebe von Geschäften aller Art. Darunter nahmen Angelegenheiten des Theaters, Neuinscenirungen des „Tarare" und der „Schuldigen Mutter" einen verhältnismäßig kleinen Raum ein. Der Spruch, den er sich zur Devise erkoren hatte: „Mein Leben ist ein Kampf", bewahrheitete sich auch noch in seinem Alter.

Er kämpfte nicht nur für sein eigenes Interesse, sondern er ergriff mit gewohntem Eifer diesen und jenen Anlaß, auch in Angelegenheiten von allgemeiner Bedeutung öffentlich in Briefform das Wort zu nehmen. Gelegentlich, wie in Episteln über Voltaire und Jesus, gab er dabei unentschuldbaren Anstoß. Nebenher lief

insgeheim ein nicht minder anstößiger Briefwechsel, teilweise unglaublich cynischer Art, mit einer ehemals von ihm vergötterten Frau. Es war dieselbe, die ihm einen edelmütigen Nebenbuhler, jenen Manuel, unmittelbar vor den Septembermorden von 1792, als Retter zugesandt hatte. Mit vielen der bürgerlichen und kriegerischen Berühmtheiten des Tages, wie mit Talleyrand und Boissy d'Anglas, Moreau und Desaix, traf er bei diesem und jenem Gastmahl zusammen. Talleyrand, dem Minister des Auswärtigen, bot er sich kecklich für den Gesandtschaftsposten in Nordamerika an, wo er seine finanziellen Ansprüche geltend zu machen gedachte. Dem Eroberer Italiens, dem jungen Bonaparte, brachte er seine Huldigungen dar und empfing von ihm eine höfliche Antwort. Aber er wußte sich doch in die neue Zeit nicht mehr zu finden. Der Staatsstreich des 18. Fructidor mußte seinen Glauben an den Bestand der Republik vollends erschüttern. Nur im Schoß seiner Familie zeigte er die ungezwungene Heiterkeit seiner früheren Jahre. Er hatte den Abend des 17. Mai 1799 vergnügt mit den Seinigen und ein paar Freunden verbracht. Am folgenden Morgen fand man ihn todt in seinem Bett. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Der rastlose Kämpfer konnte endlich ausruhen. Der unermüdliche Erfinder von so viel Schelmenstreichen war ein stiller Mann geworden. —

Sucht man die allgemein geschichtliche Bedeutung Beaumarchais' zusammenzufassen, so wird man sagen dürfen: er hat, und mehr als er selbst, das Kind des ancien régime, sich dessen bewußt war, auf die ver-

schiedenste Weise, als Schriftsteller und als Geschäftsmann, der Revolution vorgearbeitet. Die großen Ereignisse seines Lebens dienen dem revolutionären Geiste. Sein berühmtester Proceß enthüllt die Mißbräuche des alten Rechtswesens und führt zu einer moralischen Niederlage des unumschränkten Königtums. Seine Unterstützung der Amerikaner trägt dazu bei, die Befreiung der Kolonieen vorzubereiten, und befördert die Rückwirkung dieses Ereignisses auf die Ideen seines eigenen Volkes. Sein vor allem bewundertes Lustspiel giebt den ganzen Zustand der alten Gesellschaft dem Spotte preis und steigert das Gefühl der Unhaltbarkeit dieses Zustandes.

Allerdings wird kein Urteilsfähiger den Sohn des Pariser Uhrmachers, weder als Genius und Charakter noch als Vorläufer der Revolution, mit dem Sohn des Uhrmachers von Genf auch nur von ferne vergleichen wollen. Dem auf hundert Pfiffe und Schliche Eingeübten, in hundert Verkleidungen gewandten Pierre Augustin fehlt die tiefe Leidenschaft, die heilige Überzeugung, die hinreißende Beredsamkeit des schwerblütigen Grüblers Jean Jacques. Rousseau kämpft mit den Waffen des Gefühls, Beaumarchais kämpft mit den Waffen der Ironie. Der eine flüchtet sich aus der verderbten Gegenwart hinweg in einen erträumten Naturzustand, malt das Zeitalter der Unschuld und Seligkeit mit den glühendsten Farben seiner Einbildungskraft aus und vergießt bittre Thränen darüber, daß dies Paradies verloren sei. Der andere greift ins volle Leben mit kecker Hand, dreht seine Gestalten in lustigem Karneval, wie es ihm gefällt, und schwingt

über ihnen seine Narrenpritsche. Der eine fordert mit Flammenworten dazu auf, zum Ideal emporzustreben. Der andere zieht unter anmutigen Scherzen den Schleier von der Wirklichkeit weg. Auch auf diesem Gebiet ist die Teilung der Arbeit Regel. Wer den Pfeil der Satire aus dem Hinterhalt zu versenden weiß, ist deshalb noch nicht der Mann, sich mit lautem Schlachtgeschrei ins dichteste Kampfgewühl zu stürzen. Und wer das strahlende Panier der Überzeugung auf weithin sichtbarer Höhe aufpflanzt, verschmäht es vielleicht, am neckischen Plänklergefecht teilzunehmen. Freilich giebt es Ausnahmen. Der kühne Ritter, der den Feinden sein stolzes: „Ich hab's gewagt!" zuruft, überschüttet sie mit den Geschossen seines Witzes, indem er bei der Abfassung der „Dunkelmännerbriefe" mitwirkt. Der Dichter des „Nathan" ist zugleich der Autor des „Anti-Goeze". Aber die Hutten und die Lessing wachsen nicht in jedem Jahrhundert. Und wenn wir jene echten Göttersöhne am lautesten preisen, die, „was in schwankender Erscheinung schwebt, mit dauernden Gedanken befestigen", so soll uns doch gleich dem Herrn im „Faust" von den Geistern, die verneinen, der Schalk, selbst in der Maske des Strebers und Glücksritters, am wenigsten zur Last sein.

---

## Litterarische Notiz

Louis de Loménie: Beaumarchais et son temps. Paris, M. Lévy. 2 Bände. 1856. Dritte Ausgabe 1873. — Anton Bettelheim: Beaumarchais. Frankfurt a. M., Rütten & Löning 1886. Zweite Auflage. München, C. H. Beck'sche Ver-

lagsbuchhandlung 1911. — E. Lintilhac: Beaumarchais et ses oeuvres. Paris, Hachette 1887. — Alfred von Arneth: Beaumarchais und Sonnenfels. Wien, Braumüller 1868. — Doniol: Histoire de la participation de la France à l'établissement des états-unis d'Amérique. Correspondance diplomatique et Documents. Paris, Imprimerie nationale A. Picard. 6 Bände, 1885—1890. — Aulard: Beaumarchais pendant la révolution (Etudes et leçons sur la révolution française. Sixième série). Paris, F. Alcan, 1910.

2

# Wieland und die französische Revolution

Meine Damen und Herren!

Es giebt wenig Gegenstände der neueren deutschen Litteraturgeschichte, die von so vielen Seiten beleuchtet worden sind, wie die Frage nach der Stellung unserer großen Dichter zu den welterschütternden Ereignissen der französischen Revolution. Ihr Widerhall tönt uns entgegen aus den begeisterten und erzürnten Oden des Messianischen Sängers, aus Hermann und Dorothea und aus der Glocke. Aber merkwürdigerweise wird in diesem Zusammenhang neben Klopstock, Goethe und Schiller nur selten Wielands gedacht. Und doch ließ der Dichter der Musarion, der Abderiten, des Oberon den Begebenheiten, die sich mit der Berufung der französischen Reichsstände im Frühling 1789 einleiteten, jahrelang vor dem deutschen Publikum einen fortlaufenden Kommentar zuteil werden. Freilich nicht in gebundener Rede, sondern in Form von Aufsätzen, Sendschreiben oder glücklichen Nachahmungen der Lukianischen Gespräche. Die Mehrzahl dieser Arbeiten erschien im „Teutschen Merkur" und in seiner Fortsetzung, dem „Neuen Teutschen Merkur". In dieser

Zeitschrift hatte Wieland einen Sprechsaal geschaffen, in dem schon nach dem ersten Plan des Herausgebers auch von dem „Neuesten und Wichtigsten der politischen Begebenheiten in Europa" die Rede sein sollte. Dies unterschied Wielands Journal von manchem anderen, das gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in deutschen Landen erschien. Um nur „Die Horen" zu nennen, so schlossen diese nach dem von Schiller aufgestellten Programm ausdrücklich alles aus, was sich auf „politische Verfassung" bezog. Als Friedrich Heinrich Jacobi diese Einschränkung tadelte, erwiderte ihm Schiller: „Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Worts der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein."

Diese entsagende Abwendung von den öffentlichen Angelegenheiten des Tages war nicht Wielands Sache. Wenngleich auch er ein „politisch Lied" für ein „garstig Lied" halten mochte, fühlte er sich als Weltbürger und Deutscher zugleich doch durch die Anschauungsweise der beiden großen Weimarer Genossen nicht befriedigt. Er konnte es nicht über sich gewinnen, sich ganz in das hellenisch heitere Reich des Schönen, in die reine Höhe erhabener Betrachtungen über Natur und Kunst zurückzuziehen. Auch blieb er dabei seiner altgewohnten Neigung durchaus getreu. Nichts ist verfehlter, als, wie es öfter geschehen, Wieland Empfänglichkeit für die Fragen des politischen Lebens abzusprechen. Staat und Staatsverfassung hatten schon während seines Jugendaufent-

haltes in der Schweiz seine lebhafte Teilnahme geweckt. Er hatte seitdem nicht aufgehört, diesem Gegenstand eine Aufmerksamkeit zu widmen, die durch vielfache Äußerungen bezeugt wird. Insbesondere kommt dafür neben dem „Agathon" sein 1772 erschienener „Goldener Spiegel" in Betracht.

In dieser „wahren Geschichte der Könige von Scheschian" wurde das beliebte orientalische Kostüm nicht verschmäht, dessen sich beinahe gleichzeitig auch Albrecht von Haller in seinem Staatsroman „Usong" bediente. Aber jeder Leser mußte sofort die Nutzanwendung auf die Zustände des Occidentes herausfühlen. Freilich ist es nicht so ganz leicht, mit einem Schlagwort anzugeben, welches Ideal dem Dichter hier vorschwebte. So viel ist klar: Wieland stellt sich wie früher schon in einen bewußten Gegensatz zu Rousseau. So bedeutende Anregungen er ihm auch dankte, so nahe er ihm im „Danischmende" kommen mochte: seine realistische und historische Auffassung der Dinge machte es ihm unmöglich, in der Zurückführung der Menschen zum Naturzustand das Heilmittel ihrer gesellschaftlichen Leiden zu erblicken. Auch darüber kann kein Zweifel herrschen: der Gedanke der Volkssouveränität wird von Wieland entschieden verworfen. „Die Nation von Scheschian muß den König als ihren Vater und sich selbst in Beziehung auf den König als unmündig betrachten." Es ist somit der monarchische Despotismus, dem der Preis zuerkannt zu werden scheint, freilich mit dem Vorbehalt, aufgeklärter Despotismus zu sein, wie vor allem damals Friedrich der Große ihn verkörperte. Daher die starke Betonung der Pflichten des

Königs als „obersten Dieners des gemeinen Wesens", aus denen „alle seine Rechte entspringen". Daher das Verlangen der „Einschränkung der monarchischen Verfassung durch weise Gesetze". Daher ein Auszug aus dem weisen, unverbrüchlichen Gesetzbuch des edlen Sultans Tifan, in dem die Pflichten und Rechte des Königs und jeden besonderen Standes aufs genaueste bestimmt sind.

Indessen der „Goldene Spiegel" enthält auch Äußerungen, die zu dem Idealbild einer wennschon väterlichen und aufgeklärten Monarchie nicht recht zu passen scheinen, einer Monarchie, in welcher „allein dem Könige geziemen soll, zugleich der Gesetzgeber und der Vollzieher der Gesetze zu sein". Es ist die Rede von den „Vorstehern der Stände", die zu prüfen haben, ob „neue Gesetze dem Buche der Pflichten und Rechte" nicht entgegenstehen. Es wird dem „Ausschuß der sämtlichen Stände des Reiches", d. h. des Adels, der Priesterschaft, der Städte und des Landvolks, das Recht gewährt, „in ihren gesetzmäßigen Versammlungen" die Beschwerden, welche durch Übertretung oder Mißbrauch des Gesetzes veranlaßt werden, dem König vorzulegen. Sollte dies fruchtlos sein, so ist es ihnen gestattet, auf diejenige Weise, die für solche Fälle im Gesetzbuche bestimmt ist, „sich selbst zu helfen". Desgleichen, falls drei Viertel der Stände den Widerspruch ihrer Vorsteher in den Provinzen gegen die Aufrechthaltung einer ungesetzlichen Verordnung königlicher Statthalter oder des Königs selbst für gegründet halten, sollen sie berechtigt sein, die Kundmachung der Verordnung, „im Notfall sogar mit Gewalt", zu verhindern. Reichen

auch für alle gewöhnlichen Ausgaben im Staate Tifans „die ordentlichen Einkünfte" aus, so wird doch „bei außerordentlichen Erfordernissen" die Bereitschaft der Stände, „alles Nötige zu bewilligen," vorausgesetzt.

Im Hinblick auf diese Sätze ist neuerdings die Behauptung ausgesprochen worden: „Nicht die Monarchie schlechthin wollte Wieland, sondern die konstitutionelle." Er selbst sogar kommt dieser Behauptung zu Hilfe. Denn im Oktober 1791 spricht er sich angesichts des bisherigen Ganges der Konstituante im „Neuen Teutschen Merkur" folgendermaßen aus: „Es sind ungefähr neunzehn Jahre, daß ich in dem sogenannten Goldenen Spiegel — etwas Ähnliches zu erdichten gewagt hatte ... Ich ließ mir damals wenig davon träumen, daß ich noch vor meinem sechzigsten Jahre das, was ich für die kühnste aller meiner Dichtungen gehalten hatte, unter dem Nachfolger Ludwigs XV. wenigstens einem großen Teile nach in Erfüllung gehen sehen würde, und es war also sehr natürlich, daß ich bei den ersten, so viel versprechenden Anscheinungen eines so wenig gehofften Wunderwerks nichts weniger als einen gleichgültigen Zuschauer abgeben konnte." Sollte hier aber nicht eine leicht entschuldbare Selbsttäuschung vorliegen?

Was immer im Goldenen Spiegel an scheinbaren konstitutionellen Beschränkungen der königlichen Allmacht vorkommt: die Hauptsache ist, daß eine verfassungsmäßige Teilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung als ausgeschlossen gilt. Auch wird in dem Idealstaat Scheschian eine „gehörige Absonderung der Stände", mit dem „angeborenen Recht des hohen Adels an alle obersten Staats- und Kriegsbedienungen"

vorausgesetzt. Ungeteilte höchste Gewalt des Monarchen und ständische Privilegien waren aber gerade die Überlieferungen der Vergangenheit, mit denen die Revolution in Frankreich zuerst brach. Dies geschah durch die Beschlüsse einer Versammlung, die sich selbst zur alleinigen Vertreterin des nationalen Willens aufgeworfen hatte. Wieland aber hatte als Verfechter des „göttlichen Rechtes der Obrigkeit" noch fünf Jahre nach Erscheinen des Goldenen Spiegels den politischen Lehrsatz bekämpft, daß die höchste Gewalt im Staate durch das Volk geschaffen werde. Wie soll man sich erklären, daß er 1791 vergessen zu haben scheint, was er 1772 und 1777 geschrieben hatte? Es wird nicht anders sein: unter den Eindrücken der ersten Ergebnisse der Revolution warf er manches Frachtstück, womit das Fahrzeug seiner Staatstheorie ehemals belastet gewesen, über Bord. Ja noch mehr: er wähnte zeitweise, er brauche nur wenig an der alten Flagge zu ändern, um der neuen Strömung willig folgen zu können.

Wie tief jene Eindrücke waren, wird, abgesehen von den eigenen Artikeln seiner Zeitschrift, durch seine Korrespondenz sattsam bezeugt. Auch findet sich in dem Tagebuch seines Vertrauten und Mitarbeiters Karl August Böttiger die beachtenswerte Notiz: „Nach einem Abendessen bei Wieland am 8. Oktober 1791: Seine Hauptidee, auf die sich fast alle seine Lektüre und Schriftstellerei bezieht, ist die französische Konstitution und Legislatur. Er erhält aus Straßburg und Paris posttäglich die nouveautés du jour." In der That fehlte es Wieland nicht an französischen Zeitungen, die ihn über die politischen Ereignisse beständig

auf dem Laufenden erhielten. Unter ihnen nahm der Moniteur und das Journal de Paris die erste Stelle ein. Hie und da wurden sie durch Berichte deutscher Reisender ergänzt. So brachte die Decembernummer des „Neuen Teutschen Merkurs" von 1790 ein aus Paris datirtes Schreiben des bekannten Oldenburgers Gerhard Anton von Halem, der bald danach seine Reiseerlebnisse in einem sehr merkwürdigen Werk beschrieben hat. Aus Halems Brief erfuhr Wieland zu seiner Überraschung, daß der „Cercle social", ein vom Abbé Fauchet gegründeter Klub, ihn als „un des plus célèbres écrivains de l'Allemagne" und „als Verteidiger der französischen Freiheit" zum Ehrenmitglied ernannt habe. Halems Schreiben waren Bruchstücke eines „Pariser Tagebuches" angefügt. Sie stammten aus der Feder des Schlesiers Konrad Engelbert Oelsner, dessen bis auf unsere Tage fast vergessene, obwohl in zwei Auflagen erschienene Denkwürdigkeiten über die französische Revolution noch viel wertvoller sind als Halems Erinnerungen. Wie viel hätte Wieland darum gegeben, an Ort und Stelle mit eigenen Augen zu sehen.

„Ich halte es für eine Glückseligkeit," schrieb er Halem in einem Dankbrief, „um welche uns die Nachwelt beneiden wird, daß wir Zeitgenossen und Zuschauer dieses größten und interessantesten aller Dramen, die jemals auf dem Weltschauplatz gespielt wurden, gewesen sind; so wie ich (wenn Neid irgend an meinem Gemüte haften könnte) einen jeden Teutschen beneiden möchte, dem das Glück so wohl wollte, allenfalls auch nur auf kurze Zeit ein unmittelbarer Augenzeuge einer so erstaunlichen und noch vor weniger

als drei Jahren von niemand geahneten oder nur für möglich gehaltenen Umschaffung einer so großen Nation und der ersten Monarchie in Europa zu sein." Allein er blieb auf die Beobachtung aus der Ferne und auf die Verwertung fremder Zeugnisse beschränkt. Wie viel Selbständigkeit er diesen gegenüber bewahrte, ergiebt sich aus einem Studium seiner hier in Frage kommenden Beiträge zum „Merkur". Freilich muß man sie, um sie völlig zu würdigen, in ihrer ursprünglichen Gestalt lesen, nicht wie sie später in seine Werke aufgenommen worden sind. Auch ist zu erwägen, daß ihm mitunter einige Vorsicht geboten schien. „Unsereiner," schrieb er einmal seinem Schwiegersohn, dem Professor Reinhold, nach Jena, „darf nicht alles sagen, was er auf dem Herzen hat; aber wenn unsere mit der unbegreiflichsten Blindheit geschlagenen Gewalthaber nicht bald andere Wege einschlagen, so werden die Steine zu schreien anfangen." Alles in allem aber wird man behaupten dürfen, daß seine politischen Artikel der Spiegel seiner wahren Gesinnungen und Stimmungen sind.

Der erste, der hier in Betracht kommt, im Septemberheft 1789 des „Teutschen Merkurs", kündet schon durch seinen Titel seine Tendenz an. „Über die Rechtmäßigkeit des Gebrauchs, welchen die französische Nation dermalen von ihrer Aufklärung und Stärke macht": so lautet die Überschrift einer Unterredung zwischen Walther und Adelstan. Man erkennt unschwer Wieland selbst unter der Maske Walthers, der gegenüber Adelstan Partei nimmt für die Nationalversammlung, zu der sich der dritte Stand konstituirt hatte. Er folgt den

Ereignissen bis zur Rückkehr Neckers und schließt mit einem hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft. Aber schon in der „kosmopolitischen Adresse an die französische Nationalversammlung von Eleutherius Philoceltes" im Oktoberheft kann er eine Reihe von Bedenken und Besorgnissen nicht unterdrücken. Man meint Sybels und Taines Stimmen zu hören, wenn man liest, wie Wieland die Erklärung der Menschenrechte kritisirt oder den Widerspruch zwischen dem demokratischen Unterbau und der dekorativen monarchischen Spitze der geplanten Verfassung Frankreichs aufdeckt. Er fürchtet, daß die „von Freiheitstaumel ergriffene Nation" jenseits des Rheines „den monarchischen Despotismus" mit einem anderen zu vertauschen im Begriff sei, „den sie in kurzem vielleicht noch drückender finden werde". Er stellt den Begriff der „Majestät des Volkes" dem der „Majestät der Gesetze" gegenüber, die angesichts der Schwächung der vollziehenden Macht in immer stärkere Mißachtung gerate. Nicht, daß es ihm an Verständnis für die Größe der Aufgabe der Konstituante fehlte. Aber die bange Frage drängt sich ihm auf: „Hätte man nicht, manches wenigstens, besser machen können?"

Es gab einen tief einschneidenden gesetzgeberischen Akt der Pariser Versammlung, der des ungeteilten Beifalls Wielands sicher sein konnte: die Aufhebung der Klöster und Klostergelübde. Der Jünger der Aufklärung, der „Pfaffen und Bonzen" so oft dem Spott preisgegeben hatte, überließ sich ganz „dem süßen Gefühl der Freude" bei dem erquickenden Gedanken, „bis zu dieser Epoche gelebt zu haben". Hier gab er auch

den Tadlern der Konstituante zu bedenken: Eine neue Konstitution kann und darf „kein Flickwerk, keine Ausbesserung eines alten, finsteren, häßlichen, schlecht gegründeten, übel zusammenhängenden und schon allenthalben mürben und einfallenden Gebäudes sein". Vielmehr muß sie, ohne Rücksicht auf Störung „der Mäuse, Ratten, Spinnen, Kellerwürmer, von Grund auf, nach einem ganz neuen Risse und in allen ihren Teilen zweckmäßig und mit sich selbst übereinstimmend aufgeführt werden". Daher preist er den Entschluß der Pariser Gesetzgeber, die sich bei ihrer gründlichen Neuarbeit der Wahrheit bewußt gewesen seien, daß „die Religion mit dem Bonzentum nicht kapituliren darf". Auch hält er sie für glücklicher als den jüngst nach so viel Enttäuschungen hinweggerafften Josef II., „weil sie es mit einer Nation zu thun haben, die in der Kultur und Aufklärung schon so große Fortschritte gemacht hat".

Diese freudige Grundstimmung herrscht auch in den „Unparteiischen Betrachtungen über die dermalige Staats-Revolution in Frankreich" vor, die der „Neue Teutsche Merkur" im Mai und Juni 1790 enthielt. Wieland bekämpft hier einige Artikel der „Staatsanzeigen" Schlözers, die in sehr wegwerfendem Ton von der Nationalversammlung gesprochen hatten. „Weit entfernt" davon, sich „zu ihrem schwärmerischen Lobredner aufzuwerfen und alle ihre Handlungen, alle ihre Dekrete und Einrichtungen ... für die bestmöglichsten zu halten", nimmt Wieland ihre Mehrheit doch gegen schmähende Angriffe in Schutz. Er wünscht nichts sehnlicher, als daß ihr Zeit und Ruhe gewährt werde,

„die zwei großen Gegenstände ihrer angefangenen Arbeiten, die Finanzen und die Konstitution, ins Reine zu bringen". Alle „wirklichen und erdichteten Greuel" der letzten zehn Monate können seine Überzeugung nicht erschüttern, „daß die Revolution ein notwendiges und heilsames Werk oder vielmehr das einzige Mittel war, die Nation zu retten".

Allerdings macht Wieland bei seiner Schutzrede für die Konstituante einige, mehr oder weniger verhüllte, Vorbehalte. Er erwartet, daß sie sich schließlich doch noch für das zunächst verworfene Zweikammersystem entscheiden werde. Er setzt voraus, daß dann „nach dem Beispiel der englischen Nation" den Bischöfen das ausschließliche Recht eingeräumt werde, „in der ersten Kammer zu sitzen". Er nimmt an, daß auch der Adel nach Aufopferung seiner Privilegien „mit dem englischen ungefähr auf gleichen Fuß gesetzt wird". Wie trügerisch diese letzte Annahme war, konnte ihm bald danach schon das Dekret beweisen, das den erblichen Adel in Frankreich abschaffte. Er gestand im Augustheft seiner Zeitschrift, die Nationalversammlung habe „seiner politischen Sagacität keinen schlimmeren Streich spielen können". Überhaupt mußte er hier bekennen, daß sie seine gute Meinung auf harte Proben stelle. „Statt einer (nach dem Beispiel der englischen Konstitution) durch die hinlänglich sichergestellten Rechte des Volks in ihre wahren Grenzen eingeschränkten Monarchie" sah er „eine ungeheure, unendlich verwickelte, unbehilfliche und unsichere Demokratie" im Werden: „eine Demokratie, wie nicht nur noch nie keine gewesen ist, sondern auch aller moralischen Wahrscheinlichkeit nach

unter 25 Millionen Menschen keine bestehen kann, und wenn sie auch alle auf einmal in lauter Gracchus, Brutus, Cassius und Algernon Sidneys verwandelt würden". Dies war ein von vielen Zeitgenossen geteilter Lieblingsgedanke Wielands: demokratische Einrichtungen seien nur für kleine Gemeinwesen passend. Bei ihm diente ohne Zweifel die Erinnerung an die Schweizer Urkantone zur Bestärkung jener Ansicht. Er erwähnt gelegentlich (im November 1792) „zehn kleine, in Gebirge eingeschlossene, von jeher arme, von jeher freie oder doch kein Joch lange duldende Völkerschaften von wenig Tausenden streitbarer Männer, bei denen alle Umstände sich vereinigen, um eine demokratische Regierungsform zur einzigen zu machen, die sich für sie schickt". Die Bildung eines riesenhaften demokratischen Staates, wie er im Laufe weniger Menschenalter aus kleinen Anfängen jenseits des Oceans erwuchs, konnte er nicht vorausahnen.

Immerhin: den zunehmenden Bedenken zum Trotz bleibt Wieland noch geneigt, den Vätern der französischen Verfassung mildernde Umstände zuzubilligen. Man hört in dem „Göttergespräch", das der Feier des 14. Juli 1790 gilt, seine Meinung aus den Worten des Numa Pompilius heraus, der durch Merkur von Jupiter eingeladen wird, dem Feste beizuwohnen. Der weise König, befragt, wie er es anfangen würde, „den Westfranken Gesetze zu geben", äußert zwar anzüglich genug: „Ich würde nicht alles auf einmal thun wollen, sondern eine Verbesserung nach und nach die andere herbeiführen lassen ... Und hauptsächlich würde ich mir selbst zum unverbrüchlichen Gesetz machen, keine Ge-

setze — in der Trunkenheit zu geben.“ Indessen er fügt hinzu: „Eine Gesetzgebung für ein frei gewordenes Volk, das durch lange Kultur ... von der ursprünglichen Einfalt der Natur entfernt worden ist ... ist eine schwere Aufgabe.“ Es dünkt ihn, man könne nicht ohne Unbilligkeit fordern, daß der „erste Versuch ganz fehlerlos sei“. So findet Jupiter im nächsten Göttergespräch die über „Vielherrscherei“ entrüstete Juno mit dem Trost ab: „Sei unbesorgt, meine Beste! Nemesis und Themis werden alles, was jetzt noch zu viel oder zu wenig, zu rasch oder zu einseitig gethan wird, ins rechte Maß zu setzen wissen.“ Dieselbe Juno, die hier noch als Verteidigerin einer rein „väterlichen Regierung“ auftritt, läßt sich sogar in einem dritten Göttergespräch „Der Olympische Weiberrat“ zum Aufgeben ihrer früheren Meinung bestimmen. Die in den Olymp citirte Königin Elisabeth von England macht ihr einleuchtend, das Schicksal Frankreichs habe allen übrigen Nationen „die Augen geöffnet“. „Die Überzeugung ist nun allgemein, daß nichts als eine Konstitution, worin die Rechte aller Klassen der Staatsbürger klar und bestimmt ausgedrückt und durch gehörige Veranstaltungen gegen alle willkürlichen Eingriffe verwahrt sind, jeden anderen Staat vor ähnlichen Auftritten sicherstellen könne.“ Freilich schimmert die Ansicht durch, daß es mit einer solchen Konstitution allein nicht gethan sei. Sie kann vielmehr nur „allen h e i l b a r e n Übeln der politischen Gesellschaft abhelfen“. Später erst wurde dieser Satz durch den anderen ergänzt: Gegen unheilbare Übel, die im Zustand der Sitten wurzeln, bietet keine Verfassung eine Medicin.

Alles in allem betrachtet: Wieland war in seinem guten Recht, wenn er sich im April 1791 beim Rückblick auf seine bisherige Beurteilung der französischen Revolution eines gewissen „Geistes von Unparteilichkeit, Billigkeit und Mäßigung" rühmte, „der nicht alle, welche sich diesseits des Rheins über diese Gegenstände haben vernehmen lassen, angeweht zu haben scheint". Auch jetzt noch warnt er davor, „die französische Staatsveränderung nach momentanen Explosionen der fanatischen Tollheit zu beurteilen". Auch jetzt noch hat er Worte hoher Anerkennung für die Nationalversammlung, „die in so kurzer Zeit unter solchen Hindernissen, Gefahren und Schwierigkeiten" so außerordentlich viel „zur Bewirkung ihres großen Zweckes" geleistet hat. „Wahrlich," giebt er nicht ohne Bitterkeit einigen Landsleuten zu hören, „uns Teutschen steht es wohl an, der Nationalversammlung vorzuwerfen, daß sie — noch nichts gethan habe! Möchten wir doch in unseren eigenen Busen greifen und — Doch davon wird erst in hundert Jahren Zeit zu reden sein, und ich überlasse es einem künftigen Ururenkel, diesen Perioden auszufüllen." Von kritiklosem Enthusiasmus aber ist und bleibt er weit entfernt. Wie er erst kürzlich eine verhängnisvolle Hauptschöpfung der Pariser Gesetzgeber, die „Constitution civile du clergé", trotz aller Abneigung gegen die Macht der Kirche, scharfblickend beurteilt hatte, so hält er hier mit dem Bekenntnis nicht zurück: „Man müßte außerordentlich kurzsichtig sein, um nicht vorauszusehen, daß den folgenden Nationalversammlungen an den Arbeiten ihrer Vorgänger noch vieles zu verbessern und zu berichtigen übrig ist."

War Wieland von Anfang an ein unbestochener Zuschauer der Revolution, so brauchte er nicht bis zum Jahre 1793, nicht bis zu Marats und Robespierres Wirken zu warten, um, wie Klopstock, aus „des goldenen Traums Wonn'" aufgeschreckt, seinen „Irrtum" einzugestehen. „Seit Mirabeaus Tod und dem 18. April," dem Tag, an dem die Fahrt Ludwigs XVI. nach St. Cloud gewaltsam verhindert wurde, war ihm klar: „Ein Volk, das frei sein will und in zwei vollen Jahren noch nicht gelernt hat, daß Freiheit ohne unbedingten und unbegrenzten Gehorsam gegen die Gesetze in der Theorie ein Unding und in der Praxis ein unendlichmal schändlicherer und verderblicherer Zustand ist als asiatische Sklaverei ... ein solches Volk ist aufs gelindeste zu reden zur Freiheit noch nicht reif und wird, allem Ansehen nach, noch manche fürchterliche Konvulsionen zu überstehen haben, bis sein Schicksal auf die eine oder andere Art entschieden ist." So hieß es, Juni 1791, im Zusatz des Herausgebers des „Neuen Teutschen Merkur" zu einem „Schreiben der Revolutionsgesellschaft in London an die Gesellschaft der Konstitutionsfreunde in Straßburg". Bald danach erfolgte der Fluchtversuch der königlichen Familie und ihre Zurückführung nach Paris. Gegenüber denen, die im Namen einer „gemeinschaftlichen Sache der Könige" eine gewaltsame Einmischung des Auslandes befürworteten, bewahrte Wieland kaltes Blut. „Was die Herren," frug er ironisch, „sich wohl unter der Sache der Könige denken mögen? Haben die Könige etwa eine andere Sache, ein anderes Interesse als den möglichsten Wohlstand der Völker? ... Die Frage ist hier nicht davon, wie

reif, unreif oder überreif die Westfranken für die Freiheit sind ... sondern ob das allgemeine Völkerrecht den übrigen europäischen Staaten das Recht zugestehe, der französischen Nation mit Gewalt eine andere Konstitution (wäre es auch die vollkommenste unter allen möglichen) aufzudringen, als die sie selbst haben will." Das einzige, was seiner Meinung nach „sich etwa noch als möglich denken läßt", wäre „eine freundschaftliche Vermittlung, von einigen Demonstrationen, daß sie ernstlich gemeint sei, unterstützt". Das waren nun freilich ebenso luftige „Träume eines gutherzigen Weltbürgers", wie seinem eigenen Geständnis nach die im „Neuen Teutschen Merkur", Oktoberheft 1791, gemachten Vorschläge, „die unheilbaren Gebrechen" der französischen Verfassung zu bessern.

Die Quintessenz dieser Vorschläge besteht in dem Verlangen sorgfältiger Prüfung und Umbildung des Werkes der Konstituante durch gemeinsame Arbeit des Königs und der Repräsentanten. Wiederum bekennt Wieland hier, daß er gehofft habe, „die Partei, welche anfangs die englische Verfassung zum Muster der französischen zu nehmen geneigt war, würde zuletzt die Oberhand behalten." Wiederum verweist er warnend auf die Schwächung der Exekutive, die „unter Oberaufsicht eines Titularkönigs" für die Vollziehung der Gesetze keine Bürgschaft biete. Seine Erinnerung an frühere Aussprüche dient ihm zur Verteidigung gegen seinen Landsmann Schubart, der ihn des Abfalles beschuldigt hatte. „So wie mir Unrecht geschehen ist," erklärt Wieland, „als die schwärmerischen Verehrer der Demokratie mich für einen blinden Anhänger ihrer

Sache hielten, so würde mir jetzt noch größeres Unrecht geschehen, wenn mir Schuld gegeben werden sollte, daß ich der Sache der wahren Freiheit und der wahren Menschenrechte ungetreu geworden sei, weil eine zweijährige genaue Aufmerksamkeit auf die französischen Angelegenheiten endlich die Überzeugung in mir zur Reife gebracht hat, daß das französische Volk und deren zeitherige Repräsentanten gleich unreif sind — jenes, die Freiheit, in die man es setzte, recht zu gebrauchen, diese, ihren Mitbürgern eine Konstitution zu geben, worin die möglichste Freiheit — ich will nicht sagen mit der möglichsten — sondern nur mit der notdürftigsten Sicherheit, Ordnung und Dauerhaftigkeit des Staates nicht vereinigt — sondern nur vereinbar wäre."

Schubart stand mit den Vorwürfen, die er Wieland machte, nicht allein. In milderer Form wiederholte sie u. a. der rühmlich bekannte Staatsmann und Professor in Kopenhagen: Christian Ulrich Detlev von Eggers. Auch ihm gegenüber versichert Wieland im Januar 1792: „Ich werde nie müde werden, die wirklichen und richtig bestimmten Rechte der Menschheit (oder, was mir eben dasselbe heißt, Rechte des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft) gegen alle und jede ... bei jeder Gelegenheit nach meinem besten Vermögen zu behaupten." Aber er wirft die Frage auf, ob es so ausgemacht sei, daß sich „die gute Sache der Menschheit" durchaus mit der französischen Revolution decke. Dies führt ihn zu einer erneuten Kritik der Verfassung von 1791. Er bleibt mit Recht dabei, in ihr ein Zwitterding zu sehen. „Der wahre Monarch ist das Volk, und es ist schwer zu sagen, was der König in dieser demo-

kratischen Monarchie sein soll." Er äußert in verstärktem Maß den alten Zweifel an der Möglichkeit, „den Gesetzen Respekt zu verschaffen". „Die exekutive Macht findet bei jedem Schritt Hindernisse, Fußangeln und Steine des Anstoßes." Noch tiefer faßt er den „Sitz des Übels", indem er Worte gebraucht, die stark an gewisse Wendungen Mirabeaus gemahnen. Der große Tribun hatte seinen Genossen einst zugerufen: „Wir sind nicht Wilde, die von den Ufern des Orinoco kommen, um eine Gesellschaft zu bilden. Wir sind eine alte und ohne Zweifel für unsere Epoche zu alte Nation." „Die Konstitution," führt Wieland aus, „möchte immer für eine Nation von drei oder vier Millionen Menschen, die an Seele und Leib größtenteils noch unverdorben wären, noch nicht auf einer sehr hohen Stufe der Kultur ständen ... ganz gut sein. Aber für die Ci-devant-Franzosen, für eine so unendlich weit von der Einfalt der Reinheit und Sitten ... entfernte Nation kann der plötzliche Übergang aus der Unterdrückung des willkürlichsten Despotismus und der verhaßtesten Art von Aristokratie in eine demokratische Verfassung, die ihr den höchsten Grad der politischen Freiheit einräumt, nicht anders als ein unnatürlicher Zustand sein." Als Eideshelfer ruft er Montesquieu an. Dagegen scheint er Rousseau, trotzdem er sich selbst bald offen zu seiner Theorie vom „Gesellschaftsvertrag" bekennt, wieder einen Hieb versetzen zu wollen. Anders lassen sich schwerlich die Worte deuten: „Was uns so oft irreführt, ist, daß wir so gern eine Art von idealischen Menschen, wie sie sein sollten oder wie wir sie zu unserem Plan, zu unseren Ansichten nötig haben, an den Platz der wirklichen Menschen setzen."

Noch erklärt er sich übrigens für „ungeneigt, an einem glücklichen Ausgang gänzlich zu verzweifeln". Denn er lebt des festen Glaubens: „Nicht die Verfassung, sondern die Gesinnungen und der Charakter eines Volks entscheiden seinen Wert und sein Schicksal." Aber schon wenige Monate später, in Betrachtungen über einen Aufsatz Condorcets, der in der „Chronique du mois", einem jüngst gegründeten Journal, erschienen war, überwiegt die pessimistische Auffassung der Dinge. Wieland findet jetzt, daß „Sicherheit, Freiheit, Gleichheit" angesichts der vielfachen ungestraften „Ausschweifungen des Pöbels" nur „leere Worte ohne Sinn und Kraft sind", und will den Anteil an den französischen Ereignissen „auf ein gerechtes Mitleiden mit dem Elend eines getäuschten und irre geführten Volkes" eingeschränkt wissen. Ebenso resignirt klingt es, wenn er in einer zweiten Auseinandersetzung mit Eggers zu dem Schluß kommt: „Selbst erfahrene Weltleute und Staatskundige haben keinen Begriff davon, wie der Nation in den verzweifelten Umständen, worein sie per star meglio gestürzt worden ist, anders zu helfen sei, als durch Mittel, wovon zu besorgen ist, daß sie entweder keine Statt finden oder das Übel noch ärger machen werden." Er hatte eben damals durch den Baron von Grimm, der vor der Revolution aus Frankreich wich, mündliche Berichte erhalten, die seine Befürchtungen verstärkten. „Soeben," schrieb er am 3. Juni 1792 seinem Schwiegersohn Reinhold, „verläßt mich der bekannte russische Geheime Rat von Grimm, der, wie Sie leicht denken können, der französischen Revolution ein elendes Ende prophezeit.

Ich besorge sehr, daß er es nahezu getroffen haben wird ... In quemcunque casum hat das Menschengeschlecht ein lehrreiches Experiment auf Unkosten der Franzosen gemacht, das alle anderen Völker wenigstens das lehren wird, daß jeder noch leidliche Zustand unendlich besser ist als eine Revolution ohne Kopf, ohne Plan, ohne Mittel, ohne Zweck, mit einem Wort ohne Vernunft."

Ein paar Wochen später erhielt er Kunde von den Scenen des 20. Juni 1792. Ludwig XVI. war nach der Entlassung des girondistischen Ministeriums in den Tuilerien durch die straflos eingedrungenen Haufen bedroht worden, hatte aber allen Einschüchterungsversuchen Trotz geboten. Wieland giebt seiner Entrüstung über das Geschehene in der Antwort auf das von ihm erdichtete „Schreiben eines französischen Aktivbürgers an den Herausgeber des Teutschen Merkur" im Augustheft des „Neuen Teutschen Merkur" unverhohlenen Ausdruck. Es ist nur eine Höflichkeitsphrase, an die fingirte Adresse des Fremden gerichtet, wenn Wieland hinzufügt: „Was der König gesprochen und noch mehr, wie er gehandelt hat, ... hat ihn der Ehre, das Haupt eines freien und edelmütigen Volkes zu sein, würdig gezeigt. Möchte nun auch das Volk durch die That beweisen, daß es seines Königs würdig sei." Nach allem Vorausgegangenen hegte Wieland schwerlich noch die Hoffnung auf die Herstellung geordneter Zustände in Frankreich unter der monarchischen Scheinregierung. So viel Unparteilichkeit bewahrte er sich aber auch jetzt, daß er den von ihm erfundenen französischen Korrespondenten noch einmal zu Wort kommen ließ. Der

Franzose erklärt hier: „Ich bin kein Jakobiner: aber meine Überzeugung nötigt mir das Bekenntnis ab, daß diese Partei (auch ohne Rücksicht auf ihr individuelles Interesse) Ursache hat, weder dem Könige noch den sogenannten moderaten Patrioten ganz zu trauen."

Sieht man hinter die Kulissen, so wird man finden, daß diese dem Fremdling in den Mund gelegte Meinung die Wielands selbst ist. Freilich hütet er sich, dies vor der Welt zu sagen. Aber im vertraulichen Briefwechsel mit Reinhold öffnet er sein Herz. Am 22. Juli 1792 schreibt er ihm über die Verkündung „der fatalen Worte", die jüngst von der Nationalversammlung ausgesprochen worden waren: „Das Vaterland ist in Gefahr," die Folge werde eine allgemeine Erregung des Volkes sein und eine Ausbreitung des Brandes der Anarchie. Aber er fügt die Bemerkung hinzu: „Bei allem dem läßt sich kaum länger leugnen, daß der König eine zweideutige Rolle zu spielen scheint, und den Verdacht, den die Jakobiner nicht aufhören, gegen ihn zu erregen, wenigstens dadurch rechtfertigt, daß er nichts Entscheidendes thut, um solchen von sich abzulehnen und der ganzen Welt zu beweisen, daß er durch seine öffentlichen Erklärungen und Schritte nicht bloß den verborgenen Hang eines geheimen Plans zu decken suche. Das Gewissseste unter allen diesen Umständen ist, daß wir à la veille von großen Begebenheiten sind, deren Ausgang niemand vorhersehen kann, und denen gleichwohl jeder Freund der Menschheit einen ganz anderen Ausgang wünschen muß, als den die Koblenzische Partei und ihre hohen Beschützer intendiren. Wie vieles auch an den Jakobinern mit Grund auszustellen ist, so kann

ich mich doch nicht erwehren, ihre Sache im ganzen innerlich zu begünstigen; denn in fine finali würde ihre Unterdrückung unfehlbar der Tod der Freiheit und Gleichheit sein, und wenn Frankreich zuletzt doch eines von beiden, Monarchie oder Republik, sein müßte, so ist es wahrlich besser, daß einer umkomme, als daß das ganze Volk verderbe."

Man würde Wieland gewiß mißverstehen, wenn man glauben wollte, daß er den Untergang Ludwigs XVI. als Menschen im Auge gehabt habe. Er denkt ohne Zweifel an den Untergang Ludwigs XVI. als Monarchen und sieht ihm mit voller Gelassenheit entgegen. Das Ereignis des 10. August, das diesen herbeiführte, hatte daher für ihn nichts Überraschendes. Aber er war sich auch klar darüber, daß „mit jenem Tage eine zweite Revolution begann, ohne alle Vergleichung schrecklicher, grausamer, wilder und blutiger als die erste". So verkündete er es den Lesern seiner Zeitschrift in einem „Schreiben an einen Korrespondenten in Paris". Zugleich gedachte er hier mit treffenden Worten der Septembermorde. Doch waren es nicht solche „vorüberbrausende rasende Ausbrüche", die sein Mißtrauen in einen heilsamen Ausgang jener „zweiten Revolution" bestimmten. Sein „Unglaube" gründet sich „auf den Charakter, den das Volk in dem ganzen Lauf dieser letzten vier Jahre gezeigt hat". Mit Schrecken und Betrübnis nimmt er wahr, „daß es sich, ungeachtet aller gemachten Erfahrungen, aller erhaltenen Belehrungen, aller Anwandlungen von Nachreue über seine Excesse, bei jeder neuen Gelegenheit seinem wilden Feuer, seiner Brutalität,

seinem Wankelmut, seiner eifersüchtigen und mißtrauischen Sinnesart, seiner Rachsucht, kurz allen seinen egoistischen Leidenschaften ebenso blind und ungestüm überläßt als zuvor". Dies ist es auch, was ihm, von allem anderen abgesehen, jedes Zutrauen auf den Bestand der französischen Republik benimmt. „Um Republikaner zu sein," schreibt er unmittelbar nach ihrer Proklamation, „oder richtiger zu reden, um es zu werden, und wenigstens so lange, bis uns die republikanischen Formen zur anderen Natur geworden sind, bleiben zu können, werden auch republikanische Sitten erfordert." Es ist derselbe Gedanke, dem er zu Ende des Jahres 1792 in einem Schreiben an Reinhold mit den Worten Ausdruck gab: „Sind Sie nicht auch mit mir der Meinung, daß es besser wäre, anstatt Freiheit und Gleichheit, Gerechtigkeit und Ordnung zu den Grundpfeilern der neuen Ordnung der Dinge zu machen? Aber freilich denkt sich der große Haufe bei den beiden letzteren entweder gar nichts oder nichts, das großen Reiz für ihn hat — dahingegen Freiheit und Gleichheit für die Sansculotten wahre Zauberworte sind, soweit man alles aus ihnen machen kann, was man will, und wodurch sie wie durch Aladdins Zauberring und Zauberlampe die ganze Welt zu besitzen hoffen." Was Wunder, wenn Wieland in solcher Stimmung Friedrich Gentz' Bearbeitung der Burkeschen Betrachtungen über die französische Revolution sehr beifällig aufnahm. „Dieser Gentz," urteilte er, „ist ein Kopf primi ordinis, denkt hell, tief und präcis und schreibt — man kann nicht besser."

Inzwischen mußte nicht nur der Verlauf der Re-

volution an sich, sondern auch ihr Zusammenstoß mit den alten Mächten Europas seine gespannte Aufmerksamkeit fesseln. Sein Zögling und Landesfürst, Karl August, sein Herzensfreund Goethe machten die unglückliche Kampagne in Frankreich mit und waren Zeugen der Belagerung von Mainz. Wielands Gedanken begleiteten sie und blieben auch nach ihrer Heimkehr dem Kriegsschauplatz beständig zugewandt. Er anerkannte die ungeheure Energie, der Frankreich seine Erfolge großenteils schuldete, in vollem Maß. Er würdigte, fast mit denselben Redewendungen wie so viele Jahrzehnte später Tocqueville, die Kraft jener „Art neuer politischer Religion", die an der Spitze der französischen Heere „gepredigt wurde". Aber er war nicht so „stockblind", um nicht zu sehen, daß „die Apostel der neuen Religion" bei ihren Raub- und Eroberungszügen Menschenrechte und Volkssouveränität häufig nur als blendendes Aushängeschild benutzten. Schon 1793 im Januarheft des „Neuen Teutschen Merkur" forderte er seine Landsleute auf, alle „unseligen Fraktionsnamen von Aristokraten und Demokraten" zu vergessen und sich „in dem allgemeinen Willen zu vereinigen, lieber alles aufzuopfern, als zuzugeben, daß das teutsche Reich unter dem spottenden Vorwande einer täuschenden Befreiung in die Greuel der abscheulichsten Anarchie gestürzt werde". Stärker als je zuvor regte sich in dem Kosmopoliten Wieland der Deutsche. Er begegnete sich bei dieser mehr und mehr durchbrechenden Empfindung mit Herder. Seine Abhandlung „Über teutschen Patriotismus", geschrieben im Mai 1793, nimmt sich an einzelnen Stellen wie ein prosaischer Vorklang

zu Herders Ode „Germanien" aus, die mit den Worten beginnt:

> Deutschland, schlummerst du noch: Siehe, was rings um dich,
> Was dir selber geschah. Fühl es, ermuntre dich,
> Eh' die Schärfe des Siegers
> Dir mit Hohne den Scheitel blößt.

Aber wie Herder, so wird Wieland durch das vaterländische Gefühl nur um so mehr angespornt, auf die Gebrechen des politischen Zustandes Gesamt-Deutschlands, wennschon mit Vorsicht, hinzuweisen. Auch hegt er, und das für seine Zeit vollberechtigte, Zweifel „an der Existenz eines auf Nationalgeist gegründeten teutschen Patriotismus" und täuscht sich nicht über „die einseitige und kurzsichtige Sophisterei des Privateigennutzes". Daher befürwortet er, maßvoll wie gewohnt, statt in den Ruf ewiger Verdammnis der „jakobinischen Faktion" einzustimmen, schon im Sommer 1794 in einer Abhandlung über „Krieg und Frieden" einen „billigen Vergleich" mit den Pariser Machthabern.

Dieselbe ruhig abwägende Art bewahrten Wielands Betrachtungen der in Frankreich selbst sich abspielenden Ereignisse. Sein Bestreben war, wie er selbst einmal in den „Fragmenten gemischten Inhalts" zugab, sich vor „Übertreibungen und Extremen zu hüten". In dem Göttergespräch „Für und Wider" beschwört Juno, nachdem sie die Hinrichtung Ludwigs XVI. erfahren hat, den Gemahl, „alle Völker und Fürsten des Erdbodens zur Ausrottung der erklärten Feinde der Götter und der Könige zu vereinigen". Jupiter aber antwortet ihr: „Überlaß die Strafe der Königsmörder der unerbittlichen, immer gerecht richtenden Nemesis ...

Hüte dich, die Sache deiner Klienten der Sache des ganzen Menschengeschlechts entgegenzusetzen ... Wenn du es wirklich gut mit den Königen meinst, so lehre sie vor allen Dingen, ihre Freunde von ihren Feinden zu unterscheiden. Sage ihnen: ein Thron, der auf einer haltbaren Verfassung, auf Gerechtigkeit und Zutrauen des Volkes ruhe, könne durch keine Erschütterung vor fremden Meinungen und Beispielen wankend gemacht werden." Die Ermordung Marats durch Charlotte Corday giebt Wieland Anlaß, der „französischen Judith" den Zoll seiner Bewunderung darzubringen. Aber er verneint doch die Frage, ob „das Moralgesetz" eine Gewaltthat erlaube, „die jedem exaltirten Kopf das Recht gäbe, jeden vermeinten Feind des Vaterlandes" zu tödten, und spricht dem „elenden, kranken" Marat die „völligste Überzeugung" zu, „daß er auf dem Wege, den er ging, sich um sein Volk und um die ganze Menschheit unendlich verdient mache". Weitaus am bemerkenswertesten ist sein einsichtiges Urteil über die Verfassung des Jahres 1793. Er spart sich die Mühe, „dies jakobinische Machwerk, wie es auf dem Papiere da steht," vieler Worte zu würdigen. Denn er bezweifelt nicht, daß es gegen die auf „souveräne Sansculotterie gegründete Tyrannie" nicht aufkommen kann. Überhaupt aber betont er hier noch schärfer als früher den bedingten Wert bloßer Verfassungsformen. „Hat nicht," fragt er, „die Erfahrung von mehr als viertausend Jahren auf dem ganzen Erdboden gezeigt, daß es mit allen diesen politischen Maschinen nichts als Stück- und Flickwerk ist? ... In der Verderbnis und Verkehrtheit der Menschen steckt die

Quelle des Übels, die durch keine Konstitution verstopft werden wird noch werden kann … Nicht die Monarchie, sondern die Laster und die tiefe sittliche Verdorbenheit aller Stände und Klassen waren das, was Frankreich von Stufe zu Stufe so tief herunterbrachte … Soll es jemals besser um die Menschheit stehen, so muß die Reform nicht bei Regierungsformen und Konstitutionen, sondern bei den einzelnen Menschen anfangen … Wer kein tiefes Gefühl von seinen Pflichten hat, kann keinen richtigen Begriff von seinen Rechten haben."

Dieselbe Moral ergab sich aus der Fortsetzung des „Goldenen Spiegels", die Wieland ein Jahr danach auf Wunsch seines Verlegers Göschen verfaßte. Man erkennt in ihr auf den ersten Blick eine Kopie der Vorgeschichte und Geschichte der französischen Revolution bis zum Tod des Königs, ins Scheschianische übersetzt. Wohl hat Wieland aus den Erlebnissen seiner Zeit so viel gelernt, daß er in dieser Fortsetzung seines Romans der Gesetzgebung des weisen Tifan nachträglich Überspannung der Herrschermacht und Privilegirung des Erbadels vorwirft. Beides läßt er mitwirken zum Ruin der Staatsordnung Scheschians. Aber noch verhängnisvoller wird ihr der Sittenverfall. Auch hier wird die Lehre gepredigt: „Wie vollkommen die Verfassung eines Staates sein mag, bei der Vollziehung kommt alles auf die Beschaffenheit der Menschen an, in deren Händen die Gewalt ist."

Bei jeder neuen Phase der Revolutionsgeschichte drängte sich Wieland die Wahrheit dieses Satzes mit verstärkter Kraft auf. Aber er wurde deshalb dem Glauben an die welthistorische Bedeutung der Revo-

lution nicht untreu. Was Kant 1798 „auch ohne Sehergeist" glaubte „wahrsagen zu können", daß das Fortschreiten des Menschengeschlechtes zum Besseren seit dem Phänomen der großen Begebenheit trotz aller ihrer Greuelthaten nicht mehr gänzlich rückgängig gemacht werden könne, eben dasselbe hatte Wieland schon fünf Jahre zuvor in einem brieflichen Herzenserguß seinem Freunde Gleim verkündigt: „Mein Trost bei allem diesem ist, daß das mannichfaltige Gute, das die französische Revolution mitten unter den gräßlichsten Ausbrüchen des aristokratischen und demokratischen Fanatismus und aller übelthätigen Leidenschaften in Bewegung gebracht hat, für die Menschheit nicht verloren gehen, sondern nach und nach, im Stillen und ohne gewaltsame und erschütternde Bewegungen tausendfältige Früchte tragen wird."

Für die Franzosen freilich sah er, viel früher als andere, nur einen einzigen Ausweg aus dem Chaos. Er hatte auf ihn in seinen Betrachtungen über die Verfassung des Jahres 1793 hingedeutet: das Hervortreten „eines neuen Titan", dem es gegeben sei, „alle Herzen zu erobern, über Jakobinismus und Sansculotterie zu triumphiren und der Stifter einer neuen, besseren und wieder einige Zeit dauernden Ordnung der Dinge zu werden". Eine zeitlang hatte ihm Dumouriez als der „große Mann" gegolten, gegen den alle anderen „zu Pygmäen" wurden, der fähig schien, „das an den Rand des Untergangs gestoßene Frankreich zu retten und zu einer wohl eingerichteten Monarchie zu regeneriren". Aber Dumouriez verschwand nach kurzem Aufleuchten wie ein Meteor. Ein Größerer trat auf die öffentliche

Bühne und wurde von Wieland als Mann der Zukunft erkannt. Im Sommer 1796 weilte er wieder in seiner „lieben, guten, alten Stadt Zürich", wo er „den schönsten Teil seiner Jugend gelebt", und wo eine seiner Töchter einem Sohne Salomon Geßners die Hand gereicht hatte. Damals zuerst erfüllte der junge Held Bonaparte, der im Süden der Alpen Sieg auf Sieg erfocht, die Welt mit seinem Ruhm. Zwei Jahre später prophezeite ihm Wieland die Herrschaft Frankreichs. Er äußerte seine Meinung über die neuesten Geschehnisse des westlichen Nachbarvolkes in „Gesprächen unter vier Augen".

In der Regel verteilt er hier die Rollen des Dialogs zwischen einem Monarchisten und einem Republikaner. Der Monarchist geht scharf mit dem fünfköpfigen Direktorium ins Gericht. Er spricht den damaligen Franzosen die Eigenschaften wahrer Republikaner ab und sieht, falls nicht „eine ungeheure Anarchie" einbreche, „eine militärische Despotie hinter einer republikanischen Maske" voraus. In dem zweiten Gespräch (Neuer Teutscher Merkur, Märzheft 1798) „Über den neufränkischen Staatseid: Haß dem Königtum" nimmt Wilibald den Sturz der Direktorialverfassung als sicher an und rät zur Wahl eines Diktators. „Er müßte," führt er aus, „ein liebenswürdiger junger Mann sein, von großem, hohem Geist, von den größten Talenten im Krieg und Frieden, von unermüdlicher Thätigkeit, von ebensoviel Klugheit als Mut, von dem festesten Charakter, von reinen Sitten, einfach und prunklos in seiner Lebensart, immer Meister von sich selbst, ohne irgend eine Schwachheit, wobei ein anderer ihn fassen könnte, zugleich offen und verschlossen, sanft und heftig,

geschmeidig und hart, mild und unerbittlich, jedes zu seiner Zeit, kurz ein Mann, wie es in jedem Jahrhundert kaum einen giebt, und dessen Genius alle anderen in Respekt zu halten und zu überwältigen wüßte. Ein anderer als ein solcher könnte euch in der außerordentlichen Lage, in welche die Revolution euch geworfen hat, nichts helfen ... Er darf aber, aus vielerlei Rücksichten, kein eigentlicher Franzose, wenigstens von keiner alten und bekannten Familie sein; und wenn er sogar einen ausländischen Namen hätte, so wäre es nur desto besser ... Und wenn er sich bereits einen großen Namen in der Welt gemacht hätte und im Besitz der allgemeinen Achtung stünde, so sehe ich nicht, was ihm noch abginge, um euer und der ganzen Welt Retter zu werden. Das Außerordentlichste bei der Sache ist, daß ihr diesen Mann nicht erst zu suchen braucht; denn durch einen Glücksfall, den man wohl in seiner Art einzig nennen kann, ist er schon gefunden." „Buonaparte also?" fällt Heribert ein. „Wer anders?" erwidert Wilibald. Hätte Wieland Napoleons Herz ebenso richtig beurteilt wie sein Genie, so würde er geahnt haben, daß Napoleon nicht der Mann war, eine Wahl zum Diktator abzuwarten. Davon abgesehen war der Scharfblick des deutschen Dichters bewundernswert.

Aber in entgegengesetzten Lagern wurden ihm seine Worte verdacht. „Wielanden," liest man in einem Brief Goethes vom 2. Mai 1798 an Schiller, „ist durch ein heimlich demokratisches Gericht verboten worden, die Fortsetzung seiner Gespräche im Merkur drucken zu lassen." Die geheimnisvolle Andeutung mag sich auf den Grundton der „Gespräche unter vier Augen" beziehen und nicht

ausschließlich auf den Rat, Bonaparte zum Diktator zu erheben. Dieser Stelle allein galt ein Angriff, der im Januar 1800, kurz nachdem Napoleon durch den Staatsstreich des 18. und 19. Brumaire die Diktatur errungen hatte, von englischer Seite auf Wieland gemacht wurde. Ein ministerielles Blatt, das St. James Chronicle, beschuldigte Wieland, als Werkzeug „der fluchwürdigen Sekte der Illuminaten", Europa im voraus mit ihren Plänen vertraut gemacht zu haben. Es war eine ebenso böswillige wie unsinnige Verleumdung, auf die er mit einer ausführlichen Selbstverteidigung antwortete.

Die Jahre kamen und gingen. Napoleon wurde, wie Wieland ihn in einem Brief an Johannes von Müller nannte, zum „großen Schiedsrichter Europas". Auch das kleine Weimar bekam nach der Schlacht von Jena seine harte Hand zu fühlen. Aber für Wieland blieb er bei aller Trauer über das Unglück seines Vaterlandes „der Mann, wie noch keiner war und in den nächsten tausend Jahren schwerlich wieder kommen wird." Während der Tage des Erfurter Kongresses stand der Fünfundsiebzigjährige nicht demütig, aber bewundernd, wie Goethe, vor dem Gewaltigen. Seinen Sturz hat er nicht mehr erlebt. Er schloß die müden Augen, als eben der Morgen der Befreiungskriege anbrach.

Sucht man das Bild Wielands als Politiker und namentlich als Beurteiler der größten Staatsumwälzung seiner Zeit im ganzen festzuhalten, so wird man finden, daß es in vielen Zügen dem des Menschen und Schriftstellers Wieland überhaupt gleicht. Gewohnt, wie sein Schwiegersohn Reinhold von ihm rühmte, „die mensch-

lichen Angelegenheiten vom weltbürgerlichen Gesichtspunkt aus zu betrachten", unbeirrt durch drohendes Geschrei von rechts und links, wahrte er sich eine ruhige, verständige Betrachtungsweise, die ihn vor mancher Enttäuschung sicherstellte und gegen manche Gefahr schützte, der andere leidenschaftlichere Naturen nicht entgingen. Scheinbare Widersprüche seines Wesens und seiner Worte lösen sich auf, wenn man seine Fähigkeit des Zulernens und die leichte Beweglichkeit seiner Gedanken in Erwägung zieht. Dies ist es, was Goethe in seiner herrlichen Rede „zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland" hervorhebt: „Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber niemals mit seinen Gesinnungen." Und auch jener „mehr angebildeten als angeborenen Mäßigung" gedenkt er, die Wieland als „Hauptmaxime" anerkannt habe, und die ein Gegengewicht seines natürlichen „Enthusiasmus" gewesen sei. Schöner und kürzer noch zeichnen den Freund die Verse in Goethes Maskenzug von 1818:

Geistreich schaut' er und beweglich
Immerfort aufs reine Ziel,
Und bei ihm vernahm man täglich:
Nicht zu wenig, nicht zu viel.

---

### Litterarische Notiz

Wielands Sämmtliche Werke, herausgegeben von Gruber 1818—1828, Band 52, 53. — Teutscher Merkur und Neuer Teutscher Merkur. — Ausgewählte Briefe von Wieland. Zürich 1814—1816. — Wieland und Reinhold: Original-Mittheilungen als Beiträge zur Geschichte des deutschen Geisteslebens, herausgegeben von R. Keil.

Leipzig 1885. — K. A. Böttiger: Litterarische Zustände und Zeitgenossen. 1838. — Gustav Breucker: Wielands goldener Spiegel (Preußische Jahrbücher 1888, Band 62). — Oskar Vogt: Der goldene Spiegel und die Entwicklung der politischen Ansichten Wielands (Muncker: Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, Band 26, Berlin 1904). — Timotheus Klein: Wieland und Rousseau (Max Koch: Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte, Band 3, 4, Berlin 1903, 1904). — Baron Harald von Koskull: Wielands Aufsätze über die französische Revolution (Münchener Dissertation 1901. Riga. Druck von Höcker 1901. — Hermann Böhnke: Wielands politische Thätigkeit (Unvollendet. Programm des Großherzogl. Gymnasiums zu Oldenburg, Ostern 1883). — Bernhard Seuffert: Wielands Berufung nach Weimar (Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 1888, Band 1). — Bernhard Seuffert: Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe VI (Abhandlungen der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften Philologisch-Historische Klasse 1909). — René Lote: La France et l'Esprit Français jugés par le „Mercure" de Wieland (1773—1797). Répertoire bibliographique précédé d'une introduction. Thèse. Paris. F. Alcan 1913.

3

# Mary Wollstonecraft

## Die erste Vorkämpferin der Gleichberechtigung der Frau

Meine Damen und Herren!

Es sind schon viel mehr als hundert Jahre vergangen, seit Goethe im Tasso den Ausspruch gethan:

„Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte"

und seit Schiller das Distichon gedichtet:

„Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er,
Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib."

Blicken wir um uns, vertiefen wir uns namentlich in das Denken und Fühlen der Jugend, so kann sich wohl die ernste Frage aufdrängen: Sind Goethes und Schillers Ideale in dieser wie anderer Hinsicht noch die Leitsterne des Geschlechtes von heute? Werden sie die Leitsterne des Geschlechtes von morgen sein? Strebt nicht auch das Weib heute nach Freiheit? Sucht es nicht häufig in Wettbewerb mit dem Mann zu treten, um durch dieselben Mittel wie er, aber nicht durch Anmut allein, zu herrschen? Es ist nicht anders: man mag es als einen großen Fortschritt von Kultur und Gesellschaft oder man mag es als eine gefährliche Durch-

brechung der Schranken von Natur und Familie ansehen: der Kampf für die Gleichberechtigung der Frau zieht immer weitere Kreise und ändert in vielen Köpfen die Anschauungen über die beiden Geschlechtern gezogenen Grenzen, die unseren Dichter- und Denkerheroen ehemals eigen waren.

Dieser Kampf ist unter unseren Augen auf einem ausgedehnten Gebiet entbrannt und von wachsenden Erfolgen gekrönt worden. Seine Fortführung und sein Übergreifen auf einen noch größeren Schauplatz haben wir ohne Zweifel von der Zukunft zu erwarten. Aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß seine Anfänge schon dem achtzehnten Jahrhundert, dem Jahrhundert Goethes und Schillers, angehören. In ihm erstand auf englischer Erde die erste Frau, die für ihr Geschlecht mit dem Schlachtruf „Gleiches Recht" vor der Öffentlichkeit in die Schranken trat: Mary Wollstonecraft. Ihr Andenken zu erneuern, ist in unseren Tagen den Nachstrebenden gleichsam zu einer unabweisbaren Pflicht geworden. Ihrer Hauptschrift haben wiederholte Neuausgaben und Übersetzungen eine weite Verbreitung gesichert. Ihr Briefwechsel hat ihren Biographen als wertvollste Fundgrube gedient. Das Buch ihres Lebens und Wirkens liegt Blatt für Blatt aufgerollt vor uns.

Mary Wollstonecraft kam am 27. April 1759 unweit von London zur Welt und wuchs mit fünf Geschwistern auf. Ihre Eltern von irischer Herkunft waren ursprünglich recht bemittelt. Aber der Vater brachte allmählich Hab und Gut in verfehlten landwirtschaftlichen Unternehmungen durch. Unsteten Wesens zog

er mit den Seinigen von einer Farm zur anderen, suchte seine zunehmenden Sorgen in der Schenke zu vertrinken und ließ, heimgekehrt, seine Rohheit an Frau und Kindern aus. Die Mutter begünstigte ihren Liebling, den ältesten Sohn, und setzte Mary, so oft diese auch den Jähzorn des Vaters von ihr abzulenken suchte, lange Zeit zurück. Das junge Mädchen empfing zu Haus die schmerzlichsten Eindrücke. Was ihr an Schulbildung bei dem Wanderleben der Eltern zuteil wurde, war geringfügig. Inzwischen stählte sich ihr Körper beim Durchstreifen von Wald und Feld, und sie entwickelte bereits in kindlichem Alter eine Willenskraft, die ihre beste Waffe für die kampferfüllte Zukunft wurde.

Die erste Erweiterung ihres geistigen Gesichtskreises dankte sie einem belesenen Geistlichen, der ihr Bücher geliehen und ihr Geschmack an litterarischen Gegenständen beigebracht zu haben scheint. Dann half eine um zwei Jahre ältere Freundin, Fanny Blood, zu der sie eine schwärmerische Neigung gefaßt hatte, ihr weiter. Mary nährte den Ehrgeiz, sich selbst einmal als Schriftstellerin auszuzeichnen. Gleichzeitig hegte sie den heißen Wunsch, den traurigen häuslichen Verhältnissen zu entfliehen und in voller Unabhängigkeit ihr Brot zu verdienen. Die Ihrigen suchten ihr diesen Plan auszureden. Indessen als sie neunzehn Jahre alt geworden, ließ sie sich nicht länger zurückhalten. Sie nahm eine Stelle als Gesellschafterin einer Witwe an, die in dem Ruf stand, sich mit niemandem lange vertragen zu können, und gewann durch Klugheit und Festigkeit des Benehmens bald ihre Gunst. So verflossen zwei Jahre,

als die Nachricht einer schweren Erkrankung ihrer Mutter sie erschreckte. Sofort eilte sie zu ihr, ging ganz in ihrer Pflege auf und wich bis zu ihrem letzten Atemzug nicht von ihrer Seite.

Nun erst sagte sie dem elterlichen Hause für immer Lebewohl. Sie lebte eine zeitlang bei ihrer Freundin Fanny und nahm deren Mutter einen Teil ihrer Arbeiten ab. Dann rettete sie ihre jüngere Schwester Elisa, die eine unglückliche Ehe an den Rand des Wahnsinnes getrieben hatte, und half ihr, nach abenteuerlicher Flucht, das verhaßte Band zu zerreißen. Mit dieser Schwester und mit ihrer Freundin eröffnete sie hierauf eine Schulanstalt in einem Vorort Londons, redlich bemüht, lehrend und lernend sich auf eigene Füße zu stellen. Auch hier aber blieb ihr ein ruhiges Einwurzeln auf sicherem Grunde versagt. Ihre Freundin folgte 1785, schon lungenleidend, einem Bewerber, der in Lissabon ansässig war, nach dem Süden. Das milde Klima brachte ihr nicht die erhoffte Besserung. Von quälender Sorge um die Entfernte verzehrt und immer bereit, für andere sich aufzuopfern, ließ Mary alles im Stich, entlieh sich das nötigste Reisegeld und segelte mitten im Winter nach Lissabon. Sie war kaum bei der Freundin eingetroffen, als eine vorzeitige Entbindung dieser und dem Kinde das Leben kostete. Kein härterer Schlag hätte Mary treffen können. Während der stürmischen Rückfahrt sah sie dem Tod mehr als einmal gefaßt ins Auge. Nach der Heimkehr fand sie sich umgeben von einer Wolke lastender Sorgen. Die Schulanstalt war während ihrer Abwesenheit gänzlich in Verfall geraten und mußte aufgegeben werden. Die

aufgelaufenen Schulden drückten. Die jüngeren Geschwister waren ohne Brot. Wohl oder übel entschloß sich Mary, eine gutbezahlte Stelle als Gouvernante im Hause des Lord Viscount Kingsborough anzunehmen.

Auf seinem Landgut in Irland, bei längerem Aufenthalt in der irischen Hauptstadt und in vornehmen Badeorten trat ihr eine neue Welt, die der eleganten aristokratischen Gesellschaft, entgegen. Mit ihrem eingeborenen Sinn für Natürlichkeit und mit ihrer Sehnsucht nach geistiger Anregung konnte sie an dem hier herrschenden konventionellen Zwang und an oberflächlicher Unterhaltung kein Gefallen finden. Doch wußte sie sich eine ihrer würdige Stellung zu erobern. Auch setzte sie es durch, daß sie bei der Erziehung der ihr anvertrauten Kinder ihren Grundsätzen folgen durfte. Nach einem Jahr fand Lady Kingsborough vermutlich, daß die Gouvernante allzusehr aus der Rolle eines höheren Dienstboten falle und ihr zu viel von der Zuneigung ihrer Kinder entziehe. Mary war herzlich froh, ihre Freiheit zurückgewonnen zu haben, aber sie sah sich wieder ohne Erwerb. Da faßte sie den für die damalige Zeit heroischen Entschluß, nur von ihrer Feder leben zu wollen.

Ein ehrenwerter Londoner Verleger namens Johnson, mit dem sie vorlängst in Verbindung getreten war, kam ihr bereitwillig zu Hilfe. Er hatte ihr schon 1787, unmittelbar ehe sie nach Irland ging, ihren ersten litterarischen Versuch, in richtiger Erkenntnis seines Wertes, abgenommen und zum Druck befördert. Es war eine Abhandlung unter dem Titel „Gedanken über Mädchenerziehung“. Sie enthält bereits viele Ideen des Hauptwerkes der gleichen Verfasserin im Keime.

Mit dem Honorar, das ihr für diesen Erstling zugeflossen war, hatte sie, ohne an sich zu denken, den Eltern ihrer entschlafenen Freundin aus der Not geholfen. Auch von dem, was sie nun durch die emsige Arbeit mehrerer Jahre in London verdiente, floß das wenigste in ihre Kasse. Sie sorgte für das Fortkommen ihrer jüngeren Geschwister. Sie unterstützte ihren darbenden Vater, den eine zweite Ehe nicht auf bessere Bahnen geführt hatte. Sie nahm eine siebenjährige Waise, deren Mutter ihr nahegestanden hatte, bei sich auf. Ihre eigenen Ansprüche an die äußeren Bequemlichkeiten des Lebens waren so bescheiden wie möglich. „Ich bin," schrieb sie einmal, „über Täuschungen und Phantasien hinaus. Ich lebe nur, um nützlich zu sein. Wohlthun muß jede Leere meines Herzens ausfüllen." Durchmustert man ihre Arbeiten aus jener Zeit, so sieht man freilich, daß es sich meistens nicht um Eigenes handelt. Das leichteste Mittel des Gelderwerbes war für sie das Übersetzen. Zu dem Zweck vervollkommnete sie sich im Französischen, erlernte sie das Deutsche und Italienische. Die Übersetzung des „Moralischen Elementarbuches" Salzmanns in Schnepfenthal diente zur Anknüpfung eines Briefwechsels mit diesem bekannten Pädagogen und wurde später von ihm durch die Veranstaltung der ersten Verdeutschung ihres Hauptwerkes vergolten. Von Lavaters Physiognomik machte sie nach der französischen Ausgabe einen Auszug, der jedoch in ihrem Pult verschlossen blieb. Manches kleinere Stück übertrug sie aus fremder Sprache für die Zeitschrift „Analytical Review", die Johnson 1788 begründete. Indessen fehlte es auch nicht an selbständigen Erzeugnissen

ihres rastlosen Geistes. Ein empfindsamer Roman, dem sie ihren Namen „Mary" zum Titel gab, war ein Freundschaftsdenkmal für die am Tejostrande schlummernde Fanny Blood. Eine anspruchslose Sammlung von „Originalerzählungen aus dem wirklichen Leben" sollte als Kinderbuch zugleich unterhalten und belehren. Eine didaktische Tendenz, im Hinblick vornehmlich auf ihr Geschlecht und verbunden mit dem Bekenntnis frommer Naturandacht, beherrscht auch mehrere andere Arbeiten, die man ihr zuschreiben darf.

Alles dies war noch nicht geeignet, ihr einen größeren Ruf zu verschaffen. Inzwischen versetzte das Weltereignis, der Ausbruch der französischen Revolution, die Gesellschaft, in welcher Mary verkehrte, und sie selbst nicht am wenigsten in fieberhafte Spannung. Das Haus des Buchhändlers Johnson war ein Sammelpunkt radikal gesinnter Bewunderer der von der Konstituante für das ganze Menschengeschlecht verkündeten politischen Heilslehre. Zu ihnen gehörte Thomas Paine, vormals in Nordamerika Kämpfer unter den Fahnen Washingtons, William Godwin, der spätere Anwalt der englischen Demokratie, Richard Price, der namhafte Dissenter-Geistliche. Es war eine Predigt Prices, die im Herbst 1790 Edmund Burkes epochemachende „Betrachtungen über die französische Revolution" hervorrief. Tief empört über das Vorgehen des whigistischen Parteiführers, das ihr mit vielen anderen als ein schmählicher Abfall erschien, schritt Mary Wollstonecraft allen voran, um ihn mit Leidenschaft zu bekämpfen. Ihre „Verteidigung der Menschenrechte" hob sie mit einem Schlag auf die Höhe einer litterarischen

Berühmtheit. Sie trat aus ihrem bisherigen Stillleben hervor und gestattete sich für Wohnung und Kleidung etwas mehr Aufwand. Bedeutende Fremde, wie Talleyrand, den eine diplomatische Mission an die Themse führte, suchten sie auf. Unter den in London ansässigen Freunden stand ihr der hochangesehene Züricher Maler Heinrich Füßli, ein alter Stammgast des Johnsonschen Hauses, wohl am nächsten.

Der doppelsinnige Titel ihrer gegen Burke gerichteten Schrift „A vindication of the rights of man" forderte Mary gleichsam dazu heraus, auch eine „Vindication of the rights of woman" zu versuchen. Die „Menschenrechte" waren im Grunde nur „Rechte des Mannes". Eine „Verteidigung der Rechte des Weibes" stand noch aus. Mary Wollstonecraft nahm sie in ihre Hand und gründete sich damit ein Denkmal, dauernder als Erz. In sechs Wochen warf sie, wenn Godwins Angaben zu trauen ist, mit fliegender Feder die in ihr glühenden Gedanken aufs Papier. Im Herbst 1791, wenn nicht früher, war das Manuskript des Werkes in Johnsons Händen. Bald darauf kam es, mit der Jahreszahl 1792 versehen, auf den Büchermarkt. Die Aufnahme der kühnen Schrift in England war eine sehr ungleichartige. Es fehlte ihr nicht an Lobsprüchen vorurteilsloser Geister. Aber das große Publikum, auch das der lesenden Frauen, hatte für „die philosophirende Schlange", wie Mary in Horace Walpoles Briefwechsel mit Hannah More genannt wird, nur Worte des Spottes und der Entrüstung.

Vielleicht war es das bittere Gefühl, im Vaterlande verkannt zu werden, das dazu beitrug, Mary zu einer

Reise nach Frankreich zu bestimmen. Dort war 1792 bereits eine Übersetzung ihres Werkes erschienen. Auch wirkte ihr lange gehegter Wunsch unzweifelhaft mit, das an der Seine spielende spannende Drama aus unmittelbarer Nähe zu verfolgen. Endlich sah sie wohl in zeitweiliger Entfernung das einzige Mittel, einem Kampfe zu entfliehen, in dem sie zu erliegen drohte. Aus ihrer Zuneigung zu dem um achtzehn Jahre älteren, mit einer Engländerin verheirateten Maler Füßli war allmählich eine platonische Liebe geworden, die ihrer feurigen Einbildungskraft und ihrem sehnenden Herzen nicht mehr genügte. Der vertraute Umgang mit dem Ehepaar Füßli wurde ihr zur Qual. Sie entwich ihr im December 1792, vorläufig in der Absicht, England nur anderthalb Monate zu meiden. In der That aber erstreckte sich ihre Abwesenheit auf mehrere Jahre. Sie erlebte auf feindlichem Boden den Ausbruch des Krieges zwischen der französischen Republik und ihrem Vaterland. Selbst der briefliche Verkehr mit den dort Zurückgebliebenen wurde schwierig. Statt einer erträumten Völkerverbrüderung sah sie ringsum den heftigsten Völkerkampf entbrannt, und die Steigerung der Schreckensherrschaft in Frankreich selbst, die unter ihren Augen vor sich ging, mußte ihren Enthusiasmus für das Schauspiel der Revolution bedeutend abkühlen. Dennoch bewahrte sie sich den optimistischen Glauben an den Sieg ihrer Ideale. Sie lernte, wogegen ihr religiöses Gefühl sich früher gesträubt hatte, auch das Böse „als gewaltigen Hebel" der Weltordnung betrachten. Sie sah mit dem alten Kant das „Phänomen in der Menschengeschichte" trotz seiner chaotischen Masse

von Verbrechen und Thorheiten als eine unvergeßliche Etappe auf der Bahn „des Fortschreitens zum Besseren". Dieser Gedanke bricht durch in ihrem Werk „Historische und moralische Übersicht des Ursprunges und der Ausbreitung der französischen Revolution", von dem 1794 der erste und leider einzige Band erschienen ist.

An Gelegenheit, kundige Zeugen der revolutionären Ereignisse zu befragen, konnte es ihr nicht fehlen. In Paris traf sie wieder mit Thomas Paine zusammen, der inzwischen französischer Ehrenbürger und in den Konvent gewählt worden war. Sie befreundete sich mit dem aus Zürich stammenden Ehepaar Johann Kaspar und Magdalene Schweizer, in deren Haus so viele Berühmtheiten der Revolution verkehrten. Sie bezauberte den preußischen Grafen Schlabrendorf, jenen geistreichen Sonderling, den nur der Sturz Robespierres vor der Guillotine rettete. Das Charakterbild, welches er von Mary entworfen hat, ergänzt und berichtigt dasjenige, das aus der Feder Magdalene Schweizers stammt. Man findet es in den von Heinrich Zschokke herausgegebenen „Reliquien Karl Gustav Jochmanns von Pernau". Hier heißt es im Anfang von Schlabrendorfs Darstellung: „Die Verfasserin der Vindication of the rights of woman glaubte, liebte und lebte, wie sie schrieb. Darum ward sie unglücklich; darum von ihrem eigenen Geschlecht verhöhnt. Sie wollte das Menschenrecht des Weibes in der bürgerlichen Welt gegen das harte Los wiederherstellen, welches ihm noch ohne Ausnahme in allen Staaten gewaltthätig durch die Stärke des Mannes, durch Willkür und Gesetzgebung

aufgezwungen wird. Und konnte sie dies verletzte, unterdrückte Recht nicht durch Überzeugung wiederherstellen, wollte sie es doch wenigstens sich selber nicht nehmen lassen. Damit trat sie aus dem Kreis der Vorurteile und des gesellschaftlichen Aberglaubens hinaus, und das Urteil der Welt wandte sich feindlich gegen die Unglückliche. Es ist gefährlich, dem grauen Ungeheuer der Volksansicht einen Krieg zu machen. Und doch war Mary das edelste, sittigste, sinnvollste Wesen, das ich kennen gelernt habe. Ich kannte sie schon vor meiner Gefangenschaft in der Schreckenszeit genau. Mary war, ohne blendende Schönheit zu sein, eine anmutsvolle Grazie. Ihr seelenvolles Gesicht war mehr als nur schöne Regelmäßigkeit. Es lag Zauber bei ihr in Blick, Stimme und Bewegung." Diesem Zauber konnte sich auch der unglückliche Georg Forster in seiner letzten Pariser Lebenszeit nicht entziehen.

Von allen Bekanntschaften, die sie in Paris anknüpfte, wurde keine für sie so wichtig und zugleich so verhängnisvoll wie die eines jungen Amerikaners, des Kapitäns Gilbert Imlay. Mit ihrem verwundeten Herzen flüchtete sie zu ihm, und ihr eigenes überströmendes Gefühl strafte die kühlen Auseinandersetzungen Lüge, die sie in ihrem Buch über die Rechte des Weibes dem Kapitel der Liebe gewidmet hatte. Man hat die Briefe, die sie an Imlay richtete, mit der „Neuen Heloise", mit „Werthers Leiden" verglichen. Damit hat man ihnen freilich zu viel Ehre angethan. Aber gewiß: höchst poetisch und naturwahr ist ihre Sprache, und sie durchläuft die ganze Tonleiter tiefsten Empfindens, vom sanftesten Hauch der Zärtlichkeit bis zum tosenden Sturm

der Verzweiflung. Dem Bunde der Liebenden fehlte die gesetzliche Bestätigung. Indessen nachdem der Konvent beschlossen hatte, alle in Frankreich lebenden Engländer bis zum Abschluß eines allgemeinen Friedens als Gefangene zu betrachten, nahm Mary Imlays Namen an, und der amerikanische Konsul gab ihr zu ihrem Schutze eine Beglaubigungsurkunde. Einige Wochen währte das glückliche Zusammenleben. Dann wurde Imlay durch kaufmännische Geschäfte, auf die er sich eingelassen, nach Havre abgerufen. Zu Anfang des Jahres 1794 folgte Mary ihm dorthin. Im Frühling gebar sie eine Tochter, der sie den teuren Namen der unvergessenen Jugendfreundin gab. Ihr ganzes Leben galt nun der Pflege des Kindes und dem häuslichen Behagen des Geliebten. Indessen schon nach einigen Monaten reiste dieser in Geschäftsangelegenheiten nach London, während Mary mit ihrem Töchterchen wieder in Paris ihren Wohnsitz aufschlug.

Imlays Rückkehr verzögert sich von Monat zu Monat. Seine Briefe werden spärlicher und kälter. Mary beginnt zu ahnen, daß sie ihr Herz einem Unwürdigen geschenkt hat. Zu den seelischen Qualen gesellen sich körperliche Leiden und materielle Sorgen. Nur der Gedanke an das Kind hält die Hinwelkende noch aufrecht. Im Frühling des Jahres 1795 betritt sie selbst wieder den englischen Boden. Untrügliche Zeichen sagen ihr, daß sie Imlays Liebe verloren hat. Sie fühlt das Leben als eine unerträgliche Last und beschließt, sie abzuwerfen. Aber sie rafft sich noch einmal auf, übernimmt sogar auf Imlays Zureden und in Imlays Auftrag die Abwicklung eines sehr

schwierigen Geschäftes in Norwegen. Sie durchzieht wochenlang mit ihrem kleinen Kind, und wochenlang von ihm getrennt, unter Gefahren und Beschwerden aller Art die skandinavischen Länder und sammelt dort den Stoff zu jenen merkwürdigen Reisebriefen, die ihre schriftstellerische Begabung von einer ganz neuen Seite zeigen. Nach England zurückgekehrt, läßt sie sich noch für kurze Zeit durch den süßen Wahn der Reue Imlays berücken. Dann entdeckt sie, daß er in die Netze einer Schauspielerin geraten ist. Das Maß ist voll. In einer stürmischen Novembernacht springt sie in die Themse. Vorbeifahrende Schiffer ziehen sie aus dem Wasser und bringen die Bewußtlose wieder zu sich. Sie trägt das Dasein weiter. Sie klammert sich sogar, um des Kindes willen, nochmals an trügerische Hoffnungen, weigert sich aber, für sich selbst aus der Hand des Unwürdigen das Geringste anzunehmen. Endlich im März 1796 bricht sie für immer mit Imlay und beginnt mit wiedererlangter Spannkraft ein neues Leben.

Wie vormals, so leisteten ihr auch jetzt treue Freunde Beistand. Der Buchhändler Johnson nahm ihre Briefe über Schweden, Norwegen, Dänemark in Verlag, und sie durfte darauf rechnen, durch weitere litterarische Arbeiten sich und ihr Kind zu erhalten. Nach all den schmerzlichen Erfahrungen, die sie gemacht, dachte sie schwerlich daran, jemals noch an der Seite eines Mannes glücklich zu werden. Doch wurde ihr dies wider Erwarten schnell zuteil. Jener William Godwin, den sie früher im Kreise der radikalen Denker flüchtig kennen gelernt hatte, traf wieder mit ihr zusammen.

Seine Schrift über die „politische Gerechtigkeit" und sein Roman „Caleb Williams" hatten ihm inzwischen einen bedeutenden Namen gemacht. Viele seiner Ideen deckten sich mit Marys Anschauungen. Früher waren sie sich freilich im persönlichen Verkehr mehr des Gegensatzes ihrer Naturen als der Stärke ihrer Gedankengemeinschaft bewußt geworden. Allmählich empfanden der pedantische vierzigjährige, bis dahin unverwundbare Hagestolz und die siebenunddreißigjährige, von romantischer Schwärmerei gründlich Geheilte den Zauber einer über die Grenzen guter Kameradschaft hinausgehenden wechselseitigen Zuneigung. Anfangs bezogen sie gemäß Godwins starren Begriffen von Unabhängigkeit keine gemeinsame Wohnung. Auch die Ceremonie der kirchlichen Trauung, gegen die Godwin sich aus Grundsatz erklärt hatte, fand erst statt, als Mary sich Mutter fühlte. Aber in der sogenannten guten Gesellschaft, welche die unverheiratete Mrs. Imlay ohne Skrupel geduldet hatte, nahmen viele an der Duldung der nun in aller Form verheirateten Mrs. Godwin Anstoß. Mary setzte sich mit Würde über diese neue bittere Lehre hinweg. Was sie dabei fühlte, gedachte sie in eine Tendenznovelle „Die Leiden des Weibes" zu verweben. Allein sie konnte dies praktische Gegenstück ihrer „Verteidigung der Rechte des Weibes" nicht mehr vollenden. Am 30. August 1797 gab sie einer Tochter das Leben. Für sie selbst war dies das Todesurteil. Am 10. September endeten ihre bis zuletzt standhaft ertragenen Qualen. Das Mädchen, ihr und Godwins Schmerzenskind, erhielt ihren Namen. Kaum zur reizenden Jungfrau erblüht schwur sie

am Grabe der Mutter dem jugendlichen Dichter Shelley ewige Treue, und Shelley unterließ es nicht, das Andenken der „der Erde Entrückten", die gleiches Recht für ihr „lange verachtetes und entehrtes" Geschlecht gefordert, in glühenden Versen zu feiern.

Blickt man zurück auf dies so kurze und so traurige Leben Mary Wollstonecrafts, so findet man unschwer in ihrem Hauptwerk manches autobiographische Element. Auch sie hätte von sich sagen können, daß sie mit dem Blut ihres Herzens und mit dem Saft ihrer Nerven geschrieben habe. Schon vor ihren eigensten schmerzlichen Erfahrungen hatte sie hinlänglich Gelegenheit gehabt, Betrachtungen über das Mißverhältnis der Rechte von Mann und Frau und über den Unterschied ihrer Ausrüstung für den Kampf des Lebens anzustellen. Das Bild der Hilflosigkeit ihrer Mutter und der Leiden ihrer Schwester Elisa war unauflöslich in die Erinnerungen ihrer Jugend verwoben. Noch stärker aber wirkte auf sie der Einfluß der ganzen geistigen Atmosphäre, in die sie in reiferen Jahren eingetreten war. Sie gab der Hoffnung Ausdruck, daß in ihrem „erleuchteten Zeitalter das göttliche Recht der Ehemänner ebensowohl wie das göttliche Recht der Könige ohne Gefahr bestritten werden dürfe".

Mit ihrem festen Glauben an den Sieg der Vernunft über die Gebrechen des Herkommens schloß sie sich der Schule revolutionärer Geister an, die den Zusammenbruch des ancien régime jenseits des Kanals als Vorboten einer schöneren Zukunft der ganzen Menschheit begrüßten. Dort aber ward mit der Erschütterung des Bestehenden auch die bisherige Rechtsstellung des weib-

lichen Geschlechtes einer gründlichen Kritik unterworfen. Der Elementargewalt der Revolution und dem Genius der heißblütigen Nation entsprechend, übersprang in Frankreich die Befürwortung der Gleichberechtigung der Frau sofort alle Schranken. Eine Flugschrift unter dem Titel „Cahiers des doléances et réclamations des femmes“ von 1789 forderte bereits Einräumung des Wahlrechtes und der Wählbarkeit der Frauen zur Vertretung ihrer Interessen. Ein Artikel aus der Feder Condorcets erklärte den Grundsatz der Gleichheit für vernichtet, wenn der Hälfte des Menschengeschlechtes das Recht versagt werde, an der Gesetzgebung teilzunehmen. Eine „Requête des dames à l'assemblée nationale“ von 1791 verlangte Abschaffung aller Privilegien der Männer, und diesen Privilegien ward sogar der ausschließliche Anspruch auf Bekleidung der Militärämter zugerechnet. Die durch ihre Schönheit, ihre Abenteuer und ihr Wirken berühmte Olympe de Gouges begehrte im Namen ihrer Mitschwestern eine besondere „Erklärung der Rechte der Frauen“, in welcher der epigrammatisch zugespitzte Satz vorkam: „Die Frau hat das Recht, auf das Schafott zu steigen, sie muß auch das Recht haben, die Rednertribüne zu betreten.“

Man darf jedoch nicht verkennen, daß Mary Wollstonecraft die Aufgabe, die sie beschäftigte, von einem viel höheren Gesichtspunkt aus ins Auge faßte. Auf der Liste ihrer Wünsche stand der Erwerb gleicher politischer Rechte für Mann und Frau in letzter Linie. Der Ausgangspunkt ihrer Betrachtungen war die Notwendigkeit einer durchgreifenden Änderung der Bildung des weiblichen Geschlechtes. Ihr Buch war Talleyrand zugeeignet,

was wir kaum begreifen würden, wüßten wir nicht, daß er als Mitglied der Konstituante in seinen Vorschlägen über die Reform des Unterrichtswesens der Frage der Mädchenerziehung nur acht kurze Paragraphen gewidmet hatte. Ihn und alle Leser mit ihm will Mary Wollstonecraft davon überzeugen, daß die moralischen und bürgerlichen Interessen der Menschheit eine Erziehung der Frau nicht zur schwachen, schutzbedürftigen Untergebenen des Mannes, sondern zu seiner selbständigen, einsichtigen Gefährtin fordern. „Laßt uns versuchen," ruft sie allen Frauen zu, „unseren Geist zu stärken, auf daß unser Kopf dem Herzen das Gleichgewicht zu halten vermöge. Wir wollen nicht länger unser ganzes Denken den unbedeutenden Vorkommnissen des Tages widmen, noch dem ausschließlichen Studium des Herzens unseres Liebhabers oder unseres Gatten." In der That ließ zu Marys Zeit die übliche Mädchenerziehung selbst in denjenigen Gesellschaftskreisen, in denen man sich der feinsten Bildung rühmte, sehr viel zu wünschen übrig. Auch in dem „Naturevangelium der Erziehung", wie Goethe Rousseaus „Emile" genannt hat, ist „Sophie", die dem Helden des pädagogischen Romans bestimmte Gattin, gleichsam nur Nebenfigur. Und so manches wahre Wort Rousseau bei der Schilderung seines Frauenideales ausspricht: es wird ihm doch derselbe Stempel minderen Wertes aufgeprägt, dessen sich Milton bedient, wenn er im „Verlorenen Paradies" Eva, das Weib, „den schönen Fehler der Schöpfung" nennt. Im Grunde rät Rousseau, das Mädchen im Zustand körperlicher und geistiger Inferiorität zu belassen. Denn es soll, im

Vertrauen auf die Macht seiner Reize, frühzeitig sich an die künftige Führung durch den Mann gewöhnen.

Dies ist es, wogegen Mary Wollstonecraft sich aufbäumt. Sie findet, freilich nicht ohne starke Übertreibung, daß Rousseaus System weiblicher Erziehung nur auf die Pflege der „koketten Künste" einer Odaliske hinausläuft, und verwahrt sich entrüstet gegen „diese Erniedrigung" ihres Geschlechtes. „Man muß den Frauen gestatten, vernünftige Geschöpfe zu sein," ruft sie aus, „und man muß sie dazu ermuntern, eigene Kraft zu erlangen." Mitunter glaubt man Ibsens Nora zu hören, die den Schmerzensruf ausstößt: „Unser Heim war nichts anderes wie ein Puppenheim." Ihre pädagogischen Erfahrungen bieten Mary Waffen, mit Rousseau auch andere Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die jüngst in dieser Frage das Wort genommen hatten, wie Fordyce, Gregory, Madame de Genlis, zu bekämpfen. Sie leugnet, daß die Natur dem Mädchen einen Hang zum Putz, zu Äußerlichkeiten und zur Gefallsucht eingepflanzt habe. Sie fordert, daß ihm die gleiche Ausbildung aller Körper- und Geisteskräfte zuteil werde wie dem Knaben. Sie entwirft einen ihrer Zeit weit vorauseilenden Plan unentgeltlicher „nationaler Erziehung" beider Geschlechter in gemeinsamen Volksschulen. Auch bricht sie eine Lanze für den gemeinsamen Unterricht in höheren Lehranstalten. „Würde man," glaubt sie einmal sagen zu dürfen, „Jünglingen und Mädchen gestatten, miteinander zu studieren, so würde sich beiden der anmutige Anstand einprägen, der die Sittsamkeit von selbst zum Gefolge hat, ohne Betonung der Unterschiede des Ge-

schlechtes, die den Geist erniedrigt. Die Gewöhnung an ein passendes Betragen macht alle Lehren von Höflichkeit und den ganzen trügerischen Formalismus des Dekorums überflüssig." Zwar hätte Mary, wie wir sie kennen, in Noras Lage schwerlich ihre Kinder im Stich gelassen. Aber dem nordischen Dichter sind ihre Worte gewiß aus der Seele geschrieben: „Die Ehe wird nicht heilig sein, bis nicht die Frau in gemeinsamer Erziehung mit dem Manne seine Gefährtin wird, statt seine Maitresse zu sein."

Nun hatte die Sache aber auch noch eine andere Seite. „Das Erziehungssystem, das ich so verwerflich finde," bemerkte Mary sehr richtig, „setzt voraus, was doch niemals sicher anzunehmen ist, daß Tugend uns vor den Gefahren des Lebens beschützt, und daß das Glück jedem wohlerzogenen weiblichen Wesen lächelnd einen Emile oder einen Telemach zuführt." Was wird aber, fragt sie, aus denen, auf welche das eine oder das andere nicht zutrifft? Sie schildert mit grellen, der Wirklichkeit entnommenen Farben das Elend der armen Witwe, die vor und während der Ehe nur zum Gefallen und zum Gehorsam angeleitet war, und die nun ohne Fähigkeit selbständigen Denkens und Handelns ihre Kinderschar durchbringen soll. Sie erinnert an das traurige Los des hilflosen Mädchens, das ohne Vermögen nach dem Tode der Eltern zurückbleibt, vielleicht eine zeitlang von der Gnade eines Bruders lebt, nach seiner Verheiratung aber als „Eindringling" betrachtet wird. Sie legt die Sonde in die tiefsten Wunden des socialen Körpers. Sie unternimmt eine edelmütige „Rettung" Gefallener, welche der Hunger dem Laster

in die Arme getrieben hat. „Asyle und Magdalenenhäuser sind nicht die richtigen Heilmittel. Die Welt braucht Gerechtigkeit, nicht Mitleid."

Mit einem Wort: sie faßt auch die ökonomische Seite der Frage aufs schärfste ins Auge, und wer hätte besser gewußt als sie, wie leicht eine Frau in die Lage kommen kann, für sich und andere das tägliche Brot verdienen zu müssen. Zugleich weist sie darauf hin, welche Befriedigung es gewährt, sich selbst mit eigener Kraft nach eigener Neigung einen Weg zu bahnen. Dies trifft auch für alle diejenigen zu, die den scharfen Stachel der Not nicht fühlen. Sie wirft die Frage auf: „Ist nicht der Staat sehr mangelhaft organisirt, der, gleichgiltig gegen das Wohl der Hälfte seiner Glieder, ehrlichen, unabhängigen Frauen keine Ermutigung zuteil werden läßt, achtbare Stellen auszufüllen?" Und sie giebt zu erwägen, wie viele Frauen ein unglückliches Dasein führen, die „als Ärzte ihren Beruf ausgeübt, einer Farm vorgestanden, ein kaufmännisches Geschäft betrieben und sich durch ihren Fleiß erhalten haben möchten". Es sind nur ein paar Beispiele der Berufe, die sie den Frauen eröffnet zu sehen wünscht. Ihr allgemeines Verlangen geht darauf, daß ihnen „eine bürgerliche Existenz im Staate" ermöglicht werde. Hier flicht sie denn auch den Wunsch ein, daß eine Umwandlung der Gesellschaft der Frau in Zukunft erlauben möge, die höchsten politischen Rechte mit dem Manne zu teilen: „Zwar glaube ich, daß die Frau im gewöhnlichen Geleise des Lebens durch Religion und Vernunft dazu berufen ist, die Pflichten der Gattin und Mutter zu erfüllen. Aber ich bedaure es tief, daß Frauen

höherer Begabung keine Gelegenheit haben, weitgesteckte Ziele des Gemeinwohls und der Freiheit zu verfolgen. Man wird eine Andeutung, die ich ein anderes Mal noch ausführen will, belächeln. Doch halte ich wirklich dafür, daß Frauen ihre Vertreterinnen haben sollten, statt willkürlich, ohne unmittelbaren Anteil an den politischen Verhandlungen, beherrscht zu werden."

Wie sich schon aus diesem Satz ergiebt, hatte Mary Wollstonecraft die Absicht, ihre Schrift durch einen zweiten Teil zu ergänzen. Dies erklärt manche merkliche Lücke, die in ihrer Schutzrede für die Gleichberechtigung ihres Geschlechtes klafft. Überhaupt aber darf man in derselben keine logische Geschlossenheit, keine strenge Folge der Gedanken suchen. Die Leidenschaft des Gefühls reißt die Verfasserin zu mancher störenden Abschweifung fort. Auch weiß sie die Klippen schwülstiger oder sentimentaler Phraseologie nicht immer zu vermeiden. Ein litterarisches Kunstwerk hat sie mit ihrer Schrift nicht geschaffen. Es liegt sehr nahe, eine berühmte Arbeit eines ihrer berühmtesten Landsleute, die so viele Jahrzehnte später erschien, mit der ihrigen zu vergleichen. John Stuart Mill hat in seinem Buche „Die Hörigkeit der Frau" seiner Vorläuferin auffallenderweise nicht gedacht. Aber viele seiner Ideen decken sich durchaus mit den ihrigen. Auch er verurteilt die „Treibhauserziehung", welche die Frau nur dazu abrichten soll, „dem Wohlbehagen ihres Herren zu dienen". Auch er fragt vorwurfsvoll: „Was wird aus den Frauen, die nicht Gelegenheit haben, den Beruf zu erfüllen, den man ihnen mit grausem Hohn als ihren einzigen nennt?" Auch er sieht in dem Kampf für die Gleich-

berechtigung beider Geschlechter einen Teil des gesamten Freiheitskampfes der neueren Zeit. Aber der philosophisch geschulte Denker faßt seine Aufgabe schärfer, mit viel kälterer Überlegung, mit weit weniger Aufwand glühender Rhetorik. Indessen wer wird es Mary Wollstonecraft verdenken, daß sie ihrem gepreßten Herzen mit heißen, sich überstürzenden Worten Luft machte? Der Ruhm, die Bahn gebrochen zu haben, wird ihr doch für immer verbleiben. Und wenn heute schon vieles von dem erfüllt worden ist oder der Erfüllung nahe scheint, was sie ersehnt und gefordert hat, so werden die Nachgeborenen, mit dem Dichter zu sprechen, beim Anblick des unaufhaltsam weiter rauschenden Stromes des Felsenquelles nicht vergessen, der mit frühem Führertritt seine Bruderquellen mit sich fortgerissen hat.

---

## Litterarische Notiz

Emma Rauchenstein-Clough, Ph. D.: A Study of Mary Wollstonecraft and the Rights of Women. London, Longmans Green & Co., 1898. — W. Lyon Blease: The emancipation of English women. London, Constable & Co., 1910. — Lilly Braun: Die Anfänge der Frauenbewegung (Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik, herausgegeben von Heinrich Braun. Band 13. 1899). — Léopold Lacour: Les origines du féminisme contemporain. Trois femmes de la Révolution. Paris, Plon-Nourrit, 1900. — Zu Seite 77 über Forsters Leidenschaft für Mary Wollstonecraft s. W. von Humboldts Mitteilung in einer der früher unterdrückten Stellen seines Briefwechsels mit Charlotte Diede nach A. Leitzmann: Die Freundin Wilhelm von Humboldts (Deutsche Rundschau 1909, 15. August, Nr. 22, S. 262). Vgl. Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin. Zum ersten Male nach den Originalen herausgegeben von Albert Leitzmann. Leipzig, Inselverlag, 1909, Band 2, S. 43.

---

4

# Moltke als Historiker

Meine Damen und Herren!

Gewöhnlich weckt das Bild des ernsten Mannes mit dem Cäsarkopf, der 1870 den deutschen Heeren auf Frankreichs Gefilden den unaufhaltsamen Siegeslauf vorgezeichnet hat, bei dem Betrachter nur bewundernde Erinnerungen an jene blutigen Triumphe männermordender Kämpfe. Daß er, wie Cäsar, sein Haupt auch mit dem friedlichen Lorbeer des Gelehrten und Schriftstellers geschmückt hat, wird seltener erwogen. Möge es mir erlaubt sein, Ihnen ins Gedächtnis zu rufen, was Moltke auf einem bestimmten wissenschaftlichen und litterarischen Gebiet, was er als Historiker in seinem langen Leben geleistet hat.

Es ist nicht schwer zu sagen, von welchem Ausgangspunkt der junge Moltke sich eben diesem Gebiete genähert hat, um auf ihm heimisch zu werden. Unzweifelhaft sprach eingeborene Neigung aufs stärkste dabei mit. Denn wie sich der Genius eines künftigen Erforschers der Natur schon im Knaben ankündigen mag, der Steine und Käfer sammelt, so giebt es auch einen früh entwickelten Trieb, beim Anblick verfallener Schlösser oder efeuumrankter Burgruinen dem Thun und Treiben früherer Geschlechter nachzugehen. Moltke aber fühlte

sich als Besucher der Berliner Kriegsschule durch die geistvollen Vorträge Karl Ritters noch besonders darauf hingewiesen, den Zusammenhang zwischen Erde und Menschenschicksal nie aus dem Auge zu verlieren. Die Arbeiten und Reisen, die er im Auftrage des Generalstabes zu machen hatte, beförderten diese Richtung. Aus dem Verständnis des Bodens erwuchs dem sinnigen, mit Meßtisch und Zeichenstift ausgerüsteten Officier das Verständnis der menschlichen Ansiedelungen und Einrichtungen. Wie er selbst einmal sagt: „Geschichtliche Begebenheiten gewinnen einen eigentümlichen Reiz, wenn wir die Örtlichkeit kennen, wo sie sich zugetragen. In den lebendigsten Farben treten sie dem vor die Seele, welcher sich auf ihrem eigentlichen Schauplatz befindet, und wie wir einen regeren Anteil nehmen an den Schicksalen eines Mannes, dessen Gesichtszüge wir kennen, ebenso prägen sich dem Gedächtnis die Vorgänge tiefer ein, deren räumliche Bedingungen wir anschauten. Geschichte und Ortskunde ergänzen sich wie die Begriffe von Zeit und Raum. Die Örtlichkeit ist das von einer längst vergangenen Begebenheit übrig gebliebene Stück Wirklichkeit. Sie ist sehr oft der fossile Knochenrest, aus dem das Gerippe der Begebenheit sich herstellen läßt, und das Bild, welches die Geschichte in halbverwischten Zügen überliefert, tritt durch sie in klarer Anschauung hervor."

Man hört aus diesen Worten den Mann, der keine Mühe scheute, die Wunderstadt am Bosporus und ihre Umgebung zum ersten Male mit unübertroffener Treue aufzunehmen, dessen Beiträge Kieperts berühmtem kleinasiatischen Kartenwerk zur höchsten Zierde gereich-

ten, dem es nicht Ruhe ließ, bis er unter sengender Sonnenglut die träumerische Einöde der Campagna anschaulich auf das Papier gebannt hatte. „Dem Terrain ein Geheimnis abzwingen", wie er sich gelegentlich ausdrückt, war für ihn nicht bloß Streben nach Erkenntnis der geologischen Bildung und der topographischen Verhältnisse, sondern auch Streben nach enger Verknüpfung der durch die Natur gegebenen Bedingungen mit der Folgereihe geschichtlicher Vorgänge. Da er nun das Glück hatte, in begünstigter Lage, körperlich und geistig gleich gut ausgerüstet, im Orient und Occident eine weite Bahn des Wanderns, Schauens und Lernens zu durchmessen, so häuften sich ihm die Funde des Wissens von dem, was Berg und Thal, Meer und Wüste erzählen, wie sich für andere die Auszüge aus Bibliotheken und Archiven zu häufen pflegen. Wer auf diesem Wege dazu gelangte, Historiker zu werden, konnte der üblichen Vorbildung in gelehrten Schulen und der modischen Abrichtung in Seminarien entraten. Mit den Alten durch Übersetzungen vertraut, im Besitz eines reichen Schatzes moderner Sprachen, konnte er unschwer aus der Litteratur ergänzen, was tief eindringende eigene Anschauung von Land und Leuten ihm enthüllte. Griff er aber selbst zur Feder, so ließ sich erwarten, daß seine Aufzeichnungen vom frischen Hauch des wirklichen Lebens durchweht sein würden, dessen verblaßtes Bild aus vergangenen Tagen beim Anblick des gegenwärtigen wieder Farbe gewann.

Auch ist es klar, daß ein Historiker von Moltkes Bildungsgang und Denkweise durchaus auf universale Betrachtung der Geschichte gerichtet sein mußte, die heute,

bei zunehmender Teilung und Zersplitterung der Arbeit, nur den wenigsten noch möglich und selbst genehm ist. Er durchstreifte im Gefolge des Sultans die Provinzen der europäischen Türkei. Er schritt am Euphrat den Spuren Alexanders des Großen nach und rühmte sich scherzend bei der Beobachtung des Durchbruches des Tigris durch die armenischen Berge Xenophon als nächsten Vorgänger gehabt zu haben. Er sah auf dem Kapitol die Gestalten der römischen Weltherrscher vor sich aufsteigen und gedachte in Sevilla der zerstörten großartigen Schöpfungen der Araber. Lange ehe er als Begleiter des Kronprinzen Friedrich Wilhelm im Schloß von Windsor und in den Tuilerien zu Gaste war, aus den Fenstern des Winterpalais auf die Wellen der Newa, von der Höhe des Kreml auf das heilige Moskau herabblickte, erklomm er die Kuppel der zum Islam bekehrten Sophienkirche, und über den Altären der Kathedrale von Cordova las er „mit Erstaunen die Verse des Kameltreibers von Mekka".

Was Wunder, wenn er die einzelne geschichtliche Erscheinung immer im Zusammenhang des ganzen Werdeganges zu begreifen suchte, wenn ihm die Vergleiche hervorstechender Persönlichkeiten oder großer Volkscharaktere, entscheidender Wendepunkte oder ausgeprägter Kulturformen in reichster Fülle zuströmten. Diesen großen universalhistorischen Zug hat er mit Ranke gemein, dessen Werke denn auch zu seiner Lieblingslektüre gehörten.

Und noch eine andere hiermit verknüpfte unschätzbare Eigenschaft teilt er mit dem Altmeister der Geschichtswissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts: die

Objektivität, die Ranke das Wort eingab: „Ich wünschte mein Selbst gleichsam auszulöschen, um nur die Dinge reden zu lassen.“ Heute scheint zwar mancher in deutschen Landen von dieser Sache wie von mancher anderen mit dem Sganarelle in Molières „Médecin malgré lui“ zu denken: „Nous avons changé tout cela.“ Die Meinung scheint da und dort Anklang zu finden, daß der Historiker nicht nur das gute Recht, sondern auch die heilige Pflicht habe, sein eigenes Fühlen in Haß und Liebe dem Leser mit Leidenschaft aufzudrängen. Bei dem Historiker Moltke würde man vergeblich nach solchen Ausbrüchen persönlichen Empfindens suchen. Dies befähigt ihn, auch dem Gegner gerecht zu werden, auch den ehrlichen Glauben anderer als gleichwertig anzuerkennen.

Sogar wo sein eigenes Wollen und Thun in Frage kommt, läßt er sich nicht zu stark gefärbten subjektiven Äußerungen hinreißen. Hätte man nicht den Bericht eines dritten, des Engländers Ainsworth: aus Moltkes Erzählung würde man es nicht erfahren, wie heftig er 1839 mit Hafis Pascha aneinandergeriet, als dieser angesichts des Heeres Mehemed Alis die weisen Ratschläge des preußischen Officiers verschmähte, um dafür mit der furchtbaren Niederlage von Nisib zu büßen. Nichts aber ist bezeichnender als die scheinbare Selbstkritik, die Moltke übt, indem er in seiner Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges eines der letzten und spannendsten Momente der Schlacht von Gravelotte gedenkt. Es handelt sich um den Angriff der vordersten Bataillone des zweiten preußischen Armeekorps gegen die Steinbrüche von Point du jour. In Wort und Bild ist häufig

dargestellt worden, wie Moltke mit gezogenem Degen die Sturmkolonnen führt. Dies gehört selbstverständlich ins Reich der Fabel, da unter allen Umständen dem Generalstabschef höhere Pflichten oblagen. Nur so viel ist richtig, daß er die Umgebung des Königs verlassen hatte und den Angriff des zweiten Armeekorps bis an den Ausgang des Hohlwegs nördlich von Gravelotte begleitete, wo ihn die Offiziere seines Gefolges daran erinnerten, sein Platz sei nicht im feindlichen Infanteriefeuer. Nun weiß man aber, daß jener Angriff des zweiten Armeekorps nur auf den Willen des Königs gegen den Rat Moltkes erfolgte, der den höheren Willen dulden mußte, aber seine Mißstimmung durch Entfernung aus unmittelbarer Nähe des Hauptquartiers kundgab. Wie spiegelt sich diese Sachlage in seiner Erzählung ab? „Lebhaft", berichtet er, „sprach sich der Wunsch der Pommern aus, heute noch an den Feind zu gelangen. Es wäre richtiger gewesen, wenn der zur Stelle anwesende Chef des Generalstabes der Armee dies Vorgehen in so später Abendstunde nicht gewährt hätte. Eine völlig intakte Kerntruppe konnte am folgenden Tage sehr erwünscht sein, an diesem Abend aber hier kaum noch einen entscheidenden Umschwung herbeiführen." Man sieht: weiter läßt sich die entsagungsvolle Objektivität nicht wohl treiben. Ja, man wird fragen dürfen, ob die ihr erlaubte Grenze hier nicht schon überschritten worden ist.

Zu allem Genannten kommt, was der geschichtlichen Darstellung allein Dauer verleihen kann: der Zauber der Form, über den Moltke, wie kaum ein zweiter, zu gebieten wußte. Er meinte, seinem Leben

sei keine künstlerische Seite abzugewinnen. Aber er reiht sich als Mann der Feder nicht minder denn als Spieler auf dem Schachbrett des Krieges den größten Künstlern aller Zeiten an. Schärfste Logik und glühende Einbildungskraft stehen bei ihm im seltensten Verein. Er weiß die trockene statistische Aufzählung durch packende Bilder und dichterische Beschreibungen zu beleben. Er hat ein feines Ohr für den wohlklingenden Tonfall der Sätze und wählt mit Bedacht die jedesmal passendsten Beiworte. Dabei hütet er sich vor ermüdender Kleinmalerei. Der kürzeste Ausdruck ist ihm, dem zum Befehlen berufenen Soldaten, der liebste. Mitunter, zumal in den allgemeinen Betrachtungen, erscheint das Gefüge seiner Worte wie in Erz gegossen. Es ließen sich epigrammatische Aussprüche von taciteischem Gepräge, die geflügelte Worte zu werden verdienten, aus ihnen zusammenstellen. Der ganze Mann mit seinem klaren und raschen Blick, mit seinem warmen Empfinden und mit seinem abwägenden Ernst tritt uns auch in dem Schriftsteller entgegen. Das Wort „Le style c'est l'homme“ wird hier im vollsten Sinne zur Wahrheit.

Aber auch ein Moltke konnte nicht ohne Mühe die Stufe erklimmen, die er als Historiker einnimmt. Man ersieht aus der Entstehungsgeschichte seiner Jugendwerke, daß er es sich nicht leicht werden ließ. Diese Arbeiten waren teilweise Kinder der Not. Der junge Moltke hatte jahrelang als Lieutenant ein schmales Einkommen. Wie er seiner Mutter gelegentlich bekennt, sah es „mit seinen Hemden sehr traurig aus“, und die Schneiderrechnung konnte mitunter nur ratenweise ab-

bezahlt werden. Hilfstruppen in Gestalt von Honoraren für litterarische Leistungen waren daher sehr erwünscht. Zu diesem Behuf wurde die „herkulische Arbeit“ einer Übersetzung der beinahe 6000 Seiten Großoktav von Gibbons Geschichte des Verfalls und Sturzes des römischen Reiches unternommen: eine Arbeit, die freilich nie im Druck erschien, da der Verleger, mit dem Moltke es zu thun hatte, nicht Wort hielt. Auch die kleine Schrift „Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung seit ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I.“, mit der er 1831 zum ersten Male als historischer Autor auftrat, wäre vielleicht der Welt vorenthalten geblieben, wenn nicht, wie er scherzend der Mutter schrieb, „ein ungestümer Schuhmacher mit wissenschaftlichem Eifer auf die Herausgabe gedrängt hätte“. Aber den Anstoß zu ihrer Abfassung gab der Wunsch, sich über die tieferen Gründe der eben erlebten belgischen Revolution klar zu werden. Wie ernst es der jugendliche Autor mit seiner Aufgabe nahm, geht aus den Worten hervor: „Ich habe über tausend Pagina in Quart und an viertausend in Oktav durchgelesen.“ Freilich darf man von der kleinen Broschüre, die aus diesen Studien erwuchs, nicht mehr als einen kurzen Abriß der belgisch-holländischen Geschichte während der letzten drei Jahrhunderte erwarten. Dieser aber ist im wesentlichen richtig und ansprechend. Auch fehlt es nicht an allgemeinen Bemerkungen, welche die innere Reife des Schriftstellers bezeugen, ohne seiner konservativen Gesinnung zu widersprechen. So erklärt er: „Institutionen, die für die Gegenwart bestehen, dürfen nicht für die Ewigkeit geschaffen sein,“

betont aber: „Die Regierung muß es sein, welche die Revolution auf einem gesetzlichen Wege durchführt.“

Höhere Anforderungen stellte der Historiker Moltke an sich selbst in seiner nächsten, 1832 erschienenen Arbeit: „Darstellung der inneren Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in Polen.“ Als der Censor sie gelesen hatte, wollte er „gar nicht glauben, daß der Verfasser ein bescheidener Sekonde-Lieutenant sei; er habe geglaubt, es sei ein Mann, der sich so schon seine fünfzig Jahre in der Welt umgesehen“. Auch diese Schrift war durch die Zeitverhältnisse, das Interesse an der Geschichte der Revolution und des Heldenkampfes Polens gegen die Heere des Zaren Nikolaus, hervorgerufen. Ein monatelanger Aufenthalt in den polnischen Bezirken der Provinz Posen, wo es topographische Aufgaben zu lösen galt, hatte Moltke mit den Eigentümlichkeiten polnischen Wesens vertraut gemacht, und aus der Litteratur suchte er sich das Brauchbarste heraus, um in dem Labyrinth der Geschichte des unglücklichen Volkes den leitenden Faden zu gewinnen.

Im Alter hat er zwar, überbescheiden, seine Schrift nur „zur unerschöpflichen Spreu“ rechnen wollen, da sie „zumeist aus besseren Werken excerpirt“ worden sei. Im ganzen und großen half ihm dabei ein sicherer Takt. Er erkannte als Grundübel des alten polnischen Staates die Adelsherrschaft und wußte ihre unheilvollen Folgen mit scharfem Griffel zu zeichnen. Genial bei aller Kürze ist die Skizze der Verhältnisse des Königreiches Polen von 1815—1830 und meisterhaft der stolze Hinweis auf die Bauernbefreiung und ihre Wir-

kungen im Bereich einer der drei Teilungsmächte, in Preußen. In dieser Schrift häufen sich die klassisch geformten Denksätze, so wenn es von den zur Erhebung gegen die russische Zwingherrschaft Getriebenen heißt: „Weil sie selbst das Unschuldige nicht öffentlich äußern durften, so thaten sie das Schuldigste insgeheim." Aber auch der breite Strom farbenreicher Schilderung wallt prachtvoll einher, so daß man unwillkürlich an das glänzende Vorbild Schillers gemahnt wird. Als Muster dieser Art mag die Einleitung zur Darstellung des polnischen Reichstags von 1764 gelten, auf dem Stanislaus Poniatowski unter dem Druck russischer Bajonette zum König gewählt wurde.

Es ist höchst auffallend, daß ein so feingebildeter und umsichtiger Schriftsteller sich dazu verführen ließ, über die Juden im allgemeinen und die polnischen insbesondere Nachrichten in Umlauf zu setzen, die er nur aus den trübsten Quellen geschöpft haben konnte. Dahin gehört die Versicherung, die Juden ständen unter einem „ungekannten Oberhaupte, welches in Asien hauset, durch das Gesetz zum beständigen Umherirren von Ort zu Ort verpflichtet, den sie den Fürsten der Sklaverei nennen". Auch manche ehrenrührige, in ihrer Allgemeinheit sehr ungerechte Beschuldigung wird gegen diese vermeintlichen Unterthanen des ungekannten asiatischen Oberhauptes geschleudert. Ein Stöcker hat nachmals aus diesen Äußerungen jugendlicher Unkenntnis und Leichtgläubigkeit Kapital zu schlagen gesucht. Als aber 1884 der Herausgeber der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" Moltkes so gut wie vergessene Arbeit über Polen wieder abdrucken wollte, erteilte der Feldmarschall, wie

ich aus bester Quelle weiß, seine Erlaubnis dazu nur unter der Bedingung, daß diese wie andere Stellen gestrichen würden. Jedenfalls ist es eine falsche Pietät zu nennen, daß nach seinem Tode, ohne mit einem Worte dieses Vorgangs zu gedenken, der ursprüngliche Text in seine Gesammelten Schriften aufgenommen ist.

Neun Jahre vergingen, ehe Moltke wieder mit einem Druckwerk auf den Plan trat, das, wenn auch nicht historiographisch im eigentlichen Sinn, das Gebiet der Geschichte doch aufs engste berührt. Es waren die „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei": die reifste Frucht jenes vierjährigen Aufenthaltes im Reiche des Halbmondes. Karl Ritter leitete die Briefe mit einem anerkennenden Vorwort ein. Da das Buch aus einer Familien- und Freundeskorrespondenz entstanden ist, so bewahrt es den vollen Duft lebendiger Anschauung des Erzählers. Mit dieser aber verbindet sich jene Kraft historischer Phantasie, die von Nahem zu Entferntem die sicheren Fäden zieht. Mag der unermüdliche Beobachter den Zustand des Ackerbaues schildern oder die Lage des Handels, die Sklaverei des Morgenlandes oder die Stellung der Frau, Tracht und Baukunst, Paschawirtschaft und Kriegsverfassung: immer sucht er die tieferen Wurzeln des Angeschauten zu ergründen und die Aufgabe des Kulturhistorikers so weit wie möglich zu fassen. Nicht wenige seiner geschichtlich-antiquarischen Angaben entlehnte er freilich dem ihm wohl vertrauten Gibbon. Aber der Kenner weiß, daß Moltke selbst für das Verständnis antiker Schriftsteller, für die Hindeutung auf mannichfaltige Denkmale des Altertums Unverächtliches geleistet hat.

Sogar seine Erörterungen über die Lage Trojas sind für die damalige Zeit von Wert, wenn sie auch nachmals durch die Forschungen seines Landsmannes Schliemann überholt wurden. Ein Entdecker wie dieser, erschloß er auf kühnen Fahrten und Ritten die Erkenntnis von Ländern uralter Civilisation, die beim ergreifenden Wechsel der Zeiten in beinahe vorhistorische Zustände des Hirten- und Nomadenlebens zurückgeworfen waren.

Alles in allem hat man nicht Unrecht gehabt zu sagen: Wie Goethes italienische Reise uns Deutsche gleichsam heimisch gemacht hat in dem Lande, wo die Citronen blühen, so sind Moltkes Briefe vorzüglich geeignet, unserem Empfinden ein gutes Stück Orient nahe zu bringen. Was ihnen noch einen eigenen Reiz verleiht, ist der leichte Hauch erquickenden Humors, der hier und da über dem Bilde historischer und landschaftlicher Eindrücke schwebt. Ich wähle als Beispiel dafür die herrliche Stelle aus dem von einer Expedition im Euphratthal an einen Kameraden geschriebenen Briefe: „In einer sternenhellen Nacht stand ich unlängst auf den Trümmern des alten Römerschlosses Zeugma. Der Euphrat glitzerte tief unten in einer felsigen Schlucht, und sein Rauschen erfüllte die Stille des Abends. Da schritten Cyrus und Alexander, Xenophon, Cäsar und Julian im Mondschein vorüber; von diesem selben Punkte hatten sie das Reich des Chosroes jenseits des Stromes gesehen und gerade so gesehen; denn die Natur ist hier von Stein und ändert sich nicht. Da beschloß ich, dem Andenken des großen Römervolkes die goldenen Trauben zu opfern, die sie zuerst nach Gallien gebracht, und die ich von ihres weiten Reiches

westlicher Grenze bis zur östlichen getragen. Ich schleuderte die Flasche von der Höhe hinab; sie tauchte, tanzte und glitt den Strom entlang, dem indischen Weltmeere zu. Sie vermuten aber sehr richtig, daß ich sie zuvor geleert hatte. Ich stand da wie der alte Zecher: ‚Trank letzte Lebensglut — und warf den heiligen Becher — hinunter in die Flut. — Ich sah ihn stürzen, trinken — des Euphrat gelbe Flut, die Augen thäten mir sinken.‘ Ich trank nie einen Tropfen mehr. Die Flasche hatte einen Fehler gehabt: sie war die letzte gewesen.“

Wenn je ein Buch die Bezeichnung eines klassischen verdient hat, so ist es dieses. Mit Beschämung muß man daran denken, daß es in dem Lande, in dem Bücher viel verliehen, aber wenig gekauft werden, erst nach 36 Jahren, als der Verfasser ein berühmter Feldherr geworden war, die zweite Auflage erlebte. In die Heimat zurückgekehrt, bewahrte Moltke den türkischen Angelegenheiten die wärmste Teilnahme und bezeugte sie auch mit der Feder. Niemand wird einige Aufsätze über die orientalische Frage, die er in den Jahren 1841—1844 der Allgemeinen Zeitung zuwandte, ohne Bewunderung seines politisch-historischen Scharfblickes lesen können. Die Zerstückelung des türkischen Reiches, die er hier als unabwendbar hinstellt, ist seitdem fortgeschritten, aber auch der Satz bleibt noch bestehen: „Nicht in der Eroberung der Türkei liegt die Schwierigkeit, sondern in der Teilung des Eroberten, und namentlich ist Konstantinopel der Edelstein in diesem reichen Geschmeide, welcher, an sich unteilbar, wertvoller ist als der ganze Rest.“ Die Zukunft muß lehren, ob „die Schöpfung eines christlich-byzantinischen Reiches

zu Konstantinopel" die Lösung des Problems sein wird, die Moltke damals für „die einzig mögliche" hielt. Bis jetzt ist es wenig wahrscheinlich.

Rein geschichtlich ist die 1845 erschienene Darstellung des russisch-türkischen Feldzuges in der europäischen Türkei 1828 und 1829, unübertrefflich an Klarheit und Genauigkeit, wie sie von einem so überlegenen Kenner des Gegenstandes und des Schauplatzes der Ereignisse zu erwarten waren. Daß der preußische Generalstabsofficier über die Schuld, die der Zar an Fehlern des Feldzugs hatte, leise andeutend hinweggeht, ist begreiflich. Das Werk, für welches das Tagebuch des preußischen Generalstabsofficiers Panzer von 1829 eine Hauptquelle bildete, ist ganz im Geiste Karls von Clausewitz, des großen Vorgängers Moltkes auf militärwissenschaftlichem Gebiet, geschrieben. Nicht nur der Fachmann wird hier die zuverlässigste Führung finden. Auch dem Laien werden viele Partieen des Buches, wie die Schilderung der Dobrudscha und Bulgariens oder die Erzählung des Balkanübergangs der Russen, Genuß und Belehrung zugleich gewähren. In der Einleitung sticht der Satz hervor, „daß Östreich unabweisbar früher oder später die Aufgabe zu lösen haben werde, den Untergang des osmanischen Reiches zu verhindern oder den Gang dieses vielleicht unvermeidlichen Weltereignisses zu regeln".

Aber wie hätte ein Moltke über der Beschäftigung mit den Dingen weit hinten in der Türkei die ihm so viel näher liegenden geschichtlichen Vorgänge Westeuropas vernachlässigen sollen. Das Jahr 1840, das die Niederlage Thiers', des Ministers Louis Philipps,

in der orientalischen Frage herbeiführte, entfesselte in Paris den Kriegsruf nach dem Rhein, dem das deutsche Echo „Sie sollen ihn nicht haben“ antwortete. Moltke ließ, als Thiers schon gestürzt und die Gefahr eines Krieges geschwunden war, in der Deutschen Vierteljahrsschrift (1841) einen Aufsatz über die westliche Grenzfrage erscheinen, der sich zu dem Satze zuspitzte: „Es kommt nur darauf an, ob Deutschland stark genug ist, um die widerrechtlichen Ansprüche Frankreichs unter allen Umständen mit Gewalt zurückzuweisen.“ Er geht bis auf die Zeiten der Römerherrschaft und der Völkerwanderung zurück, um tiefeingewurzelte französische Geschichtslegenden zu widerlegen. Er zieht aus der unglücklichen Lehre von Jahrhunderten den Schluß: „Alles, was Frankreich erwarb, erwarb es auf Kosten Deutschlands.“ Er mahnt sein Volk, „die so oft gefährdete Westgrenze aufs äußerste zu befestigen“ und „sich nicht in sich selbst zu verfeinden“. „Wenn Frankreich,“ ruft er aus, „jene Verträge von 1814 und 1815 nicht mehr anerkennt, die einzigen Rechtstitel, die ihm seinen alten Raub an Deutschland sichern, so sollten wir uns in dem festen Entschluß vereinigen, jene Verträge nie wieder zur Basis eines neuen Friedens zu machen, sondern das Schwert nicht eher wieder in die Scheide zu stecken, bis Frankreich seine ganze Schuld an uns bezahlt hat.“ Nicht jedes Urteil, das in Moltkes Aufsatz über große Ereignisse, wie z. B. die französische Revolution, gefällt wird, kann uneingeschränkt bestehen. Aber die Sicherheit der geschichtlichen Beweisführung hat etwas Hinreißendes, und mitunter glaubt man ein Rauschen der künftigen Heldenthaten zu

hören, die Moltkes vaterländischem Sehnen Erfüllung brachten.

Er wurde dazu erkoren, Geschichte zu machen, statt sie nur zu schreiben. Vor den Anforderungen des praktischen Berufes traten die wissenschaftlichen Bestrebungen zurück. Indessen auch als Generalstabschef während der Jahre 1857—1864 fand Moltke noch zu historischen Arbeiten Zeit. Das zuerst 1862 veröffentlichte, vielbewunderte Werk der historischen Abteilung des preußischen Generalstabs über den italienischen Krieg von 1859 rührt größtenteils von seiner Hand. Nur zu Bruchstücken gedieh ein historischer Wegweiser durch die Campagna, den er im Anschluß an Niebuhr und mit Verwertung eigener an Ort und Stelle vorgenommener Forschungen herzustellen geplant hatte. Andere Wege waren es, die seine Hand 1864, 1866 und 1870 in drei Kriegen zu weisen hatte. Sie haben in der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabs ihre historische Bearbeitung gefunden, unter Moltkes Augen und Aufsicht. Ein verläßlicher Zeuge, der General von Verdy, hat berichtet, daß die einzelnen Moltke vorgelegten Abschnitte sorgfältig von ihm geprüft wurden. „Vielfach wurde daraus eine vollständige Umarbeitung des Abschnittes, indem er die Ereignisse alle in seiner klassischen Weise zusammendrängte, was ihm unwesentlich erschien, fortließ, jede Wiederholung strich und namentlich in wenigen kurzen Sätzen eine Zusammenstellung der Hauptpunkte hinzufügte, indem er dabei bemerkte: ‚Die richtige historische Darstellung giebt die schärfste Kritik.‘“ Indessen wage ich nicht, länger bei der Betrachtung dieser Werke zu

verweilen. Ihre Beurteilung setzt zunächst mir fehlende fachmännische Kenntnisse voraus. Sodann ist es dem Uneingeweihten nicht möglich, die verschiedenen Hände, die an jenen Arbeiten mitgewirkt haben, zu unterscheiden. Doch darf man wohl als sicher annehmen, daß die Einleitung der Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges mit ihrer großartigen Überschau der politischen Lage, der Streitkräfte der Gegner und des Schauplatzes der folgenden Kämpfe von Moltke allein herrührt.

Eben dies läßt sich mit Bestimmtheit von dem Hauptinhalt einer Geschichte des Krieges gegen Dänemark 1848/49 sagen, die erst nach Moltkes Tod vom Großen Generalstab herausgegeben worden ist. Sie verleugnet in ihren politischen Teilen durchaus nicht den konservativen Beurteiler der Revolutionsjahre und Friedrich Wilhelms IV., schärft aber die von jedem Parteistandpunkt aus unanfechtbare Lehre ein: „Der Ausgang des Feldzugs bildet ein bleibendes Denkmal der Ohnmacht Deutschlands, solange in seinem Inneren die Interessen zweier Großmächte sich kreuzten.“ Übrigens hat die Kritik zahlreiche Irrtümer in denjenigen Teilen des Werkes nachgewiesen, welche die politischen Verhältnisse und die Kämpfe der schleswig-holsteinischen Truppen behandeln. Indessen für den Abdruck solcher Irrtümer tragen wesentlich die Herausgeber die Verantwortlichkeit. Wie sie selbst im Vorwort äußern, hätte Moltke vermutlich seine Arbeit vor der Veröffentlichung „mit bessernder Hand durchmustert“. „Eine Studie über den Feldzug 1809 in Baiern“, in der jedoch sehr wichtige Quellen noch nicht benutzt werden konnten, ein Aufsatz über die Schlacht von Solferino, eine kurze Übersicht

über den Feldzug von 1864 gegen Dänemark, Betrachtungen über das Gefecht von Trautenau und die zunächst folgenden Kämpfe sind gleichfalls erst nach Moltkes Tod ans Licht gekommen.

Dasselbe gilt von der als dritter Band seiner gesammelten Schriften erschienenen gedrängten Darstellung des Deutsch-Französischen Krieges, die der Siebenundachtzigjährige auf Bitten seines Neffen unternahm. Im Grunde war es eine Abschlagszahlung auf das verwandtschaftliche Ersuchen, aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen einige Aufzeichnungen zu machen. Dies lehnte er stets mit den Worten ab: „Alles, was ich Sachliches geschrieben habe und was des Aufhebens wert ist, liegt im Archiv des Generalstabes. Meine persönlichen Erlebnisse sind besser mit mir begraben." So ist das Buch denn wesentlich nur ein Auszug aus dem Generalstabswerk, vom Standpunkte des Leiters der deutschen Kriegsmacht aus geschrieben. Volkstümlich wird man es nicht nennen dürfen. Dafür ist es zu kalt und zu farblos. Auf die Charakteristik einzelner Heerführer wird völlig verzichtet, Lob nur selten, seltener noch Tadel ausgesprochen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Wer hier eine Kritik von Steinmetz erwarten wollte, der 1870, wie man weiß, von dem 1866 erworbenen Ruhm so viel einbüßte, würde sich sehr enttäuscht finden. Hier gilt Moltkes Wort: „Was in einer Kriegsgeschichte publicirt wird, ist stets nach dem Erfolg appretirt, aber es ist eine Pflicht der Pietät und der Vaterlandsliebe, gewisse Prestigen nicht zu zerstören, welche die Siege unserer Armee an gewisse Persönlichkeiten knüpfen." Wie diplomatisch Moltke als Geschicht-

schreiber des Krieges 1870/71 verfahren ist, lehrt nichts besser als ein Vergleich mit den sehr offenherzigen Äußerungen in den Tagebüchern des Feldmarschalls von Blumenthal oder in den Briefen des Generals von Stosch.

„Facta loquuntur“ könnte als Motto auf den Titel des Moltkeschen Buches gesetzt werden. Nur die Einleitung trägt eine individuelle Färbung und erlaubt einen Blick in Moltkes Innere. „Es sind vergangene Zeiten,“ hebt er an, „als für dynastische Zwecke kleine Heere von Berufssoldaten ins Feld zogen, um eine Stadt, einen Landstrich zu erobern, dann in die Winterquartiere rückten oder Frieden schlossen. Die Kriege der Gegenwart rufen die ganzen Völker zu den Waffen, kaum eine Familie, welche nicht in Mitleidenschaft gezogen wird ... Überhaupt ist es nicht mehr der Ehrgeiz der Fürsten, es sind die Stimmungen der Völker, das Unbehagen über innere Zustände, das Treiben der Parteien, besonders ihrer Wortführer, welche den Frieden gefährden.“ Es ist derselbe Gedanke, den er schon 1841 in einem jener Aufsätze zur orientalischen Frage ausgesprochen hatte: „Ist in unseren Tagen ein spanischer Erbfolgekrieg pour les beaux yeux de Madame möglich? Durfte Holland wegen einer Provinz, Neapel wegen des Schwefelmonopols, Portugal wegen der Dueroschiffahrt den Frieden brechen?“ Aber mehr als das. In jenem Aufsatz wagt er das Wort: „Wir bekennen uns offen zu der vielfach verspotteten Idee des allgemeinen europäischen Friedens. Nicht als ob von jetzt an blutige und lange Kämpfe nicht mehr stattfinden könnten, als ob man die Armeen verabschieden, die

Kanonen zu Eisenbahnschienen umgießen sollte, nein! Aber ist nicht der ganze Gang der Weltgeschichte eine Annäherung zu jenem Frieden? Der Gedanke liegt so nahe, die Milliarde, welche Europa jährlich seine Militärbudgets kosten, die Millionen Männer im rüstigsten Mannesalter, welche es ihren Geschäften entreißen muß, um sie für einen eventuellen Kriegsfall zu erziehen, alle diese unermeßlichen Kräfte mehr und mehr produktiv zu nutzen. Sollte Europa, sei es in Jahrzehnten oder in Jahrhunderten, nicht die gegenseitige Entwaffnung erleben?"

Es ist von Wert, diese Worte jenen anderen gegenüberzustellen, die der greise Feldmarschall 1880 nach Empfang des Handbuches „Les lois de la guerre sur terre“ dem Übersender Bluntschli schrieb: „Der ewige Friede ist ein Traum und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden der Menschen: Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens." Hier scheint ein unlösbarer Widerspruch zu klaffen. Und doch: vielleicht sind beide Äußerungen nicht so unvereinbar, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Auch 1841 will Moltke die Behauptung nicht für „ganz ungegründet" halten, daß, „wenn es keinen Krieg mehr gäbe, die Menschheit ihre moralische Energie einbüßen würde". Aber er fügt hinzu: „Je seltener der Krieg in Europa wird, je nötiger wird es, für die übersprudelnde Kraft der jungen Generation ein Feld der Thätigkeit zu finden." Er sieht dies Feld in fremden Weltteilen, wo noch Eroberungen im Namen der Civilisation zu machen seien. Wenn Moltke nach seiner

Kenntnis der menschlichen Natur, wie sie sich dem Historiker enthüllt hatte, den ewigen Frieden für einen Traum hielt, so umspannte sein Blick vielleicht den ganzen Erdball und die ganze Zukunft des Menschengeschlechtes. Für die Völker Europas, oder sagen wir, für die Völker europäischer Kultur, mag er doch stets, „sei es in Jahrzehnten oder in Jahrhunderten", das Ziel als erreichbar erachtet haben, auf das der Friedensruf hindeutet: „Die Waffen nieder!" Mit keinem tröstlicheren Gedanken könnte man von Moltke, dem Historiker, als einem nicht bloß rückwärts gewandten Propheten, Abschied nehmen.

---

### Litterarische Notiz

Max Jähns: Feldmarschall Moltke (Geisteshelden. Eine Sammlung von Biographien, herausgegeben von Dr. A. Bettelheim). Berlin, E. Hofmann & Co. 1894, 1900. — Ernst Curtius: Gedächtnisrede auf den General-Feldmarschall Grafen Moltke, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin am 2. Juli 1891 (Abdruck in den Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen H. von Moltke. Berlin 1892, Band 5, S. 314—335). — Christian Belger: General-Feldmarschall Moltkes Verdienste um das klassische Altertum (Preußische Jahrbücher, Band 51, 1883). — Gustav Hirschfeld: Moltke und der Orient zugleich als Einleitung zur sechsten Auflage von Moltkes Briefen aus der Türkei. Berlin, Mittler 1893. — Richard Schmidt: Moltkes militärische Werke III. Kriegsgeschichtliche Arbeiten, II. Teil. Herausgegeben vom Großen Generalstab. Abteilung für Kriegsgeschichte. Berlin, Mittler & Sohn 1899 (Historische Vierteljahrschrift 1905, S. 268—272). — Alessandro Luzio: Moltke e la guerra di 1859 (Studi e Bozzetti di Storia letteraria e politica. Mailand, L. F. Cogliati 1910. II. 229—261). — H. Hansen: Bemerkungen zu Moltkes Geschichte des Krieges von 1848/49 gegen Dänemark (Zeitschrift der Gesellschaft für

Schleswig-Holsteinische Geschichte, Band 42, S. 372—401, 1912). — Zu S. 198, 199, betreffend den Wiederabdruck der Moltkeschen Schrift über Polen in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" 1884 und die Weglassung mancher Stellen der Originalausgabe von 1832 s. meinen Artikel „Moltke als Historiker" in der Wochenschrift „Die Nation" 1884, 22. November, Zweiter Jahrgang Nr. 8, S. 95, 96. — Gefälliger brieflicher Mitteilung des Herrn Geh. Hofrat J. Kürschner vom 12. September 1895 entnehme ich die Notiz: „Moltke hat ausdrücklich die Weglassung der beim Abdruck gefallenen Stellen für die Gestattung des Abdrucks zur Bedingung gemacht." Manche der auf die Juden bezüglichen Stellen in der ersten Ausgabe der Schrift Moltkes von 1832 stimmen, wie ich finde, fast wörtlich überein mit solchen eines Aufsatzes, betitelt „Die polnischen Juden" im „Morgenblatt" von 1831 Nr. 111—113, 116, 117. Dieser Aufsatz also hat Moltke ohne Zweifel vorgelegen.

# Abhandlungen



1

# Mirabeau und Lavater

Der stürmische Tribun der Konstituante und der fromme Prediger der Peterskirche in Zürich, das von sinnlichen Leidenschaften verzehrte Weltkind und der dem Übersinnlichen zugewandte Schwärmer: was haben die beiden nach ihrem Lebenslauf und nach ihrem Naturell so grundverschiedenen Söhne des achtzehnten Jahrhunderts miteinander zu schaffen? Ihre Wege würden sich schwerlich gekreuzt haben, wenn sich dem einen nicht die Versuchung geboten hätte, gegen den anderen einen hämischen Angriff zu richten, der in der deutschen und französischen Schriftstellerwelt nicht geringes Aufsehen machte.

Im Frühling des Jahres 1786 erschien in Berlin bei dem Buchhändler de La Garde auf der Jägerstraße eine kleine Schrift: „Lettre du Comte de Mirabeau à M . . . . sur M. M. Cagliostro et Lavater“[1]). Mirabeau weilte erst seit etwa zwei Monaten in der preußischen

[1]) Ich kenne zwei Ausgaben: eine von 75 durchgehenden Seiten, am Schluß „Berlin, 25 Mars 1786“, eine andere von 48 Seiten der „Lettre“ und XIII Seiten des „Appendix“ mit dem „Avis“ auf der Rückseite des Titels: „Une traduction de cette lettre est sous presse et paraîtra immédiatement.“ Die deutsche Übersetzung 103 Seiten 12° mit einigen Zuthaten und stillschweigenden Verbesserungen „Berlin und Libau bey de Lagarde & Friedrich 1786.“

Hauptstadt, wo er mit der ihm eigenen Virtuosität seinen Gesichtskreis zu erweitern und neue Eindrücke in sich aufzunehmen wußte. Noch saß damals Cagliostro als Gefangener in der Bastille. Sein Schicksal, seine Vergangenheit, seine Reden und Handlungen, alles dies, verwoben in den Skandal des „Halsbandprocesses", beschäftigte, wie Mirabeau wußte, die Pariser Gesellschaft aufs lebhafteste. Eine Schrift, in der von dem Wundermann gesprochen wurde, mußte Anklang finden. Ihr Erfolg konnte noch größer sein, wenn dem Namen Cagliostros der Name Lavaters beigesellt wurde. Denn seit dem Erscheinen der französischen Ausgabe der „Physiognomischen Fragmente" war Lavater auch in Frankreich eine berühmte Persönlichkeit geworden. Nun wäre es denkbar gewesen, daß Mirabeau sich darauf beschränkt hätte, die bisherigen Beziehungen Lavaters zu Cagliostro zu beleuchten. Man weiß, daß Lavater den sicilianischen Abenteurer mehrmals in Straßburg und Basel gesprochen hatte. Dann hatte er, seiner eigenen Erzählung nach, „einige Fragen an ihn geschrieben, die nicht beantwortet, und einige Versprechen von ihm erhalten, die nicht erfüllt werden konnten". Er stand „in keiner Art von besonderer Liäson zu ihm", bekannte aber doch: „Ich glaube, die Natur formt nur alle Jahrhunderte eine Gestalt wie diese." In einem Brief an Goethe nannte er ihn „einen höchst originellen, kraftvollen, unerhabenen und in gewissem Betracht unaussprechlich gemeinen Menschen", fügte aber hinzu: „Ich glaube ganz ruhig provisionell, was er sagt, obgleich ich sicher bin, daß der Mann oft über seinen Glauben hinaus will und an-

prellt"[1]). Es hätte an sich genug Reiz gehabt, Lavater als Bewunderer Cagliostros bloßzustellen. Aber Mirabeau begnügt sich nicht damit. Er hält sogar mit seinem Urteil darüber, ob Cagliostro nur ein Schwindler sei, noch zurück. Hingegen giebt er ziemlich deutlich zu verstehen, daß Lavater in die Reihe der Betrüger, besten Falles der betrogenen Betrüger, eingeordnet werden müsse.

„Dieser Lavater," läßt er sich aus, „der im eisigen Norden der glühendsten Verzückungen des Südens fähig ist, ein wunderliches Gemisch von Gelehrsamkeit und Unwissenheit, von Aberglauben und Gottlosigkeit (impiété), von Geist und Wahnsinn, Frömmler und Zauberer, galant und rigoristisch, wollüstig und mystisch, intrigant und arbeitsam, dieser Lavater, der mit 36 Jahren 80 Bände geschrieben hat[2]), ist vielleicht eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten des Jahrhunderts." Er giebt zwar zu, daß in den „vier enormen Bänden poetischer Prosa" über die Kunst der Physiognomik „einige geniale Wendungen" vorkommen. Um so unbarmherziger verurteilt er dafür den „apokalyptischen Gallimathias" des Werkes „Pontius Pilatus", dessen vier Duodezbände ihm im Handumdrehen zu „fünf Quartbänden" werden. Er wirft dem Verfasser eine „außerordentliche Eitelkeit" vor, die mit dem „Ehrgeiz,

[1]) Alles Nähere über Lavaters Verhältnis zu Cagliostro bei Funck: Lavater und Cagliostro, in Nord und Süd. Oktober 1897, und bei Langmesser: Jakob Sarasin (Züricher Dissertation 1899).

[2]) Mirabeau spricht mit Bezug auf Meusel: „Das gelehrte Deutschland" von 1783. Damals war aber Lavater 42 Jahre alt. Auch die Zählung der „Bände" ist ganz willkürlich.

Haupt einer Sekte zu werden", verbunden sei. Er behauptet, dieser Ehrgeiz verführe Lavater zur Anwendung von Kunstgriffen, die „in den Augen der Moral ebenso verwerflich sind wie in denen der Vernunft". Doch macht er den Zusatz: „Die Intrigue schließt die Aufrichtigkeit bei ihm nicht aus. Er glaubt blindlings an alle Träumereien und selbst an die bizarrsten Märchen, die er unermüdlich ausposaunt."

Zum Beweise seiner Behauptungen hebt Mirabeau als „Fundamentalprincip" Lavaters hervor „die feste Überzeugung, daß jeder wahre Christ Wunder verrichten soll und wirklich Wunder verrichtet". „Nach seiner Meinung sind von den Zeiten der Apostel bis auf den heutigen Tag auf ununterbrochene Weise Wunder geschehen und geschehen noch immer fort. Nur verbergen sie sich bescheiden in tiefes Dunkel, woraus Herr Lavater sie herauszuziehen sucht." Er spottet: „Herr Lavater hat selbst schon mehrmals versucht, Wunder zu tun, ... aber er hat immer die traurige Erfahrung gemacht, daß sein Glaube die Größe eines Senfkorns noch nicht erreicht hat, und die Rhätischen Alpen beweisen zur Genüge, daß er noch keine Berge versetzen kann." Er rückt ihm vor, daß er dem „Exjesuiten und Teufelsbanner Gaßner gehuldigt", den „Todtenerwecker Schrepfer verteidigt", „an die Wunder einer Magd im Kanton Luzern, einer Prophetin in Biel, einer Bäuerin bei Zürich" (gemeint ist Katharina Rinderknecht) und „eines Bauern St. Martin im Dorfe Schierbach (gemeint ist Martin Keil von Schlierbach) geglaubt habe". Die Bemerkung, daß dieser Bauer „seine Wunder besonders im Schlaf verrichtet und der gute Pastor La-

vater, um ihn besser zu beobachten, oft bei ihm im Bett gelegen habe", veranlaßt ihn, dem Leser höchst lascive Anzüglichkeiten aufzutischen. Am längsten verweilt er, wie sich denken läßt, bei Lavaters Verhalten zur Lehre Mesmers vom tierischen Magnetismus. Er legt ihm das Wort in den Mund, der Magnetismus sei eine geheime Kraft der Natur, durch die man mit gleichem Erfolg auf die materielle und immaterielle Welt wirken könne, und bringt den bekannten Brief Lavaters an den Hofmedikus Marcard in Hannover über die Wirkungen des Magnetismus auf seine Frau wörtlich zum Abdruck[1]). „Das ist der Mann," ruft er aus, „der an Wunderthäter glaubt und glauben macht, der sie aufweckt, anstachelt, empfiehlt und ankündigt ... Und solch ein Mann übt in seinem Vaterlande und außerhalb desselben, in Städten und Dörfern, in den Brüderschaften und an den Höfen einen Einfluß aus, wie Sokrates und Plato ihn niemals ausgeübt haben."

Wer, der Lavaters Thun und Denken nicht nur mit den Augen seines Schwiegersohnes und ersten Biographen Georg Geßner, sondern unbefangen nachprüfend betrachtet, könnte leugnen, daß in Mirabeaus Worten ein nicht unbedeutender Kern von Wahrheit

[1]) Man findet ihn u. a. mit Marcards Antwort bei E. Sierke: Schwärmer und Schwindler zu Ende des 18. Jahrhunderts, 1874, S. 198—205; vgl. daselbst S. 29—32 Lavaters Briefe an Swedenborg, S. 197 über sein Verhältnis zu Mesmer, S. 280 über sein Verhältnis zu Gaßner. Im übrigen s. die Angaben bei Muncker: J. K. Lavater, 1883, S. 39 ff., und in der Züricher Denkschrift. J. C. Lavater. Zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages. Herausgegeben von der Stiftung von Schnyder von Wartensee. Zürich, A. Müller 1902.

steckt! Goethe, der den Züricher Freund noch 1779 der Geliebten, Frau von Stein, als „Blüte der Menschheit, das Beste vom Besten“ gepriesen hatte, schrieb ihr drei Jahre später, lange ehe er vollkommen mit dem Verfasser des „Pontius Pilatus“ brach, im Hinblick auf dies Buch: „In meinen Augen knüpft sich bei Lavater der höchste Menschenverstand und der grasseste Aberglauben durch das feinste und unauflöslichste Band zusammen.“ [1]) Johann Ulrich Hegner, der Lavater wie wenige kannte und das Wesen des „edlen Christenmannes“ zum Gegenstand eindringenden Studiums gemacht hatte, beklagte noch im Alter „seine unsinnigen Verirrungen der Wundersucht“ [2]). Selbst in der „Denkschrift“, die zur hundertsten Wiederkehr von Lavaters Todestag am Ort seines Wirkens erschienen ist, haben die wohlwollenden Darsteller seines religiösen und philosophischen Strebens mit Urteilen wie den folgenden nicht zurückhalten können: „Wie nahe mußte einer Natur wie der seinigen die Täuschung liegen, Steigerungen des Gefühles und der Phantasie für Quellen religiöser Kraft zu halten!“ — „Sein Glaube an übernatürliche Gebetswirkungen und Offenbarungen wird immer phantastischer. Hand in Hand damit geht die fast unbegreifliche Leichtgläubigkeit, mit der er auf die Schwindeleien angeblicher Propheten, Geisterseher und Wunderthäter eingeht ... Es ist die Bahn trüber,

---

[1]) Als Ergänzung der Veröffentlichung von Funck: Goethe und Lavater. Schriften der Goethe-Gesellschaft. 1901, s. Funck: Lavater und Goethe, in der Züricher Denkschrift von 1902.

[2]) S. Hedwig Waser: Johann Kaspar Lavater nach Ulrich Hegners handschriftlichen Aufzeichnungen u. s. w. (Züricher Dissertation.) Zürich, Schabelitz 1894, S. 75.

wüster Schwärmerei, auf die er sich begiebt[1])." Was aber Mirabeaus Schrift zum Pamphlet stempelt, ist, daß er Wahres und Falsches vermengt, auf jeden Versuch psychologischer Erklärung verzichtet und sein zunächst für französische Gaumen bestimmtes Gericht mit dem Pfeffer beißender Zweideutigkeiten zu würzen nicht verschmäht.

Dem Charakter des Pamphletes entspricht denn auch, daß Mirabeau als letzten Pfeil seinem Köcher die Beschuldigung entnimmt, Lavater stehe im Bunde mit den Jesuiten. Freilich hält er diese Annahme für „weit weniger erwiesen als seinen Aberwitz und seinen dämonographischen Fanatismus". Indessen ist es ihm verdächtig, daß „Lavater, der protestantische Prediger, in den Cirkularbriefen, mit denen er seine Anhänger häufig erbaut, das Gebetbuch eines gewissen Pater Sailer, eines Jesuiten von Ingolstadt, als ein unumgänglich notwendiges Werk, als einen köstlichen Schatz von Licht und Wahrheit anpreist, ja, sogar seinen protestantischen Korrespondenten den Rückkauf um das Doppelte verspricht, wenn sie bereuen sollten, es gekauft zu haben". Von der wahren Denkungsart des Lavater befreundeten, hochverdienten Johann Michael Sailer[2]), den die Exjesuiten mit bitterem Haß verfolgten, hatte Mirabeau keine Ahnung. Er wagte es, sein

---

[1]) In der oben S. 217 angeführten „Denkschrift" die Beiträge von G. von Schultheß-Rechberg: Lavater als religiöse Persönlichkeit, und von Heinrich Maier: Lavater als Philosoph, besonders S. 209 und 459.

[2]) S. zum Zweck rascher Orientirung den Artikel von Reusch in der Allg. Deutschen Biographie, Bd. XXX, S. 178 bis 192.

„Lese- und Betbuch“ als „getränkt mit den inneren und äußeren Grundsätzen der Gesellschaft Jesu und selbst mit ultramontanen Maximen“ zu brandmarken. Hier ließ sich nun wieder die Brücke von Lavater zu Cagliostro schlagen. Cagliostro, hatte Mirabeau zu berichten, wurde mitunter als ein Werkzeug der Jesuiten angesehen, deren Trachten dahin gehe, in protestantischen Ländern Proselyten zu werben oder Einfluß zu gewinnen[1]). Lavater, der Bewunderer Cagliostros, zog vielleicht insgeheim mit ihm an einem Strange. Das ganze Pamphlet mündete aus in die Forderung allgemeiner Toleranz. „Duldet Cagliostro, duldet Lavater, duldet Sailer, aber duldet auch die, welche sie als Wahnwitzige angeben, da es ihnen widersteht, sie für Schurken zu erklären.“

Fragt man, woher Mirabeau seine Kunde über Lavater schöpft, so wird man von vornherein nicht glauben, daß er sich die Mühe genommen habe, Lavaters zahlreiche Schriften selbst zu lesen. Dies war, ganz abgesehen von seiner mangelhaften Kenntnis der deutschen Sprache, nicht seine Art zu arbeiten[2]). Den

[1]) Er bezieht sich auf des Göttinger Professor Meiners' Briefe über die Schweiz. 1784. Bd. II, S. 300, ruft ihn aber S. 47 ganz widersinnig (s. Meiners a. a. O., Bd. I, S. 44 ff.) zum Zeugen gegen Lavater auf.

[2]) „Wir sind sehr zuverlässig versichert worden, daß der Herr Graf ein deutsches Buch weder lesen noch verstehen kann; hingegen hat er sich mit vielen Kosten eine Anzahl deutscher Bücher übersetzen oder in Auszug bringen lassen, woraus er denn schöpft, was er über Deutschland weiß.“ S. Allg. Deutsche Bibliothek, Anhang zu Band 53—85, S. 1479. (Anzeige von Mirabeaus Schrift: Herr Moses Mendelssohn.) Anders Dohm: Denkwürdigkeiten, Bd. V, S. 400: „Er nahm Unterricht in unserer Sprache

„Pontius Pilatus", dessen Bändezahl und Format er falsch angiebt, hat er offenbar nie zu Gesicht bekommen. Ihm genügt zunächst ein Hinweis auf eine in Meusels „Gelehrtem Deutschland" von 1783 abgedruckte Liste. Sodann bezieht er sich, unter beinahe wörtlicher Entlehnung der stärksten Stellen, auf das bekannte, in Berlin und Leipzig verlegte, satirische „Sendschreiben" des Züricher Schulmannes Johann Jakob Hottinger von 1775, das ehemals so viel Staub aufgewirbelt hatte. Vor allem aber haben ihm die Zeitschriften der Berliner Wortführer der „Aufklärung", in deren Kreisen er ein gern gesehener Gast war, unschätzbare Dienste geleistet[1]. Er führt ausdrücklich einige Artikel der von Gedike und Biester herausgegebenen „Berlinischen Monatsschrift" an. Darunter ist der im Januarheft 1786 erschienene „Beschluß von Biesters Antwort an Herrn Professor Garve", mit seinen heftigen Ausfällen gegen Lavater. Noch viel ergiebiger ist aber offenbar für Mirabeaus Zwecke Christoph Friedrich Nicolais „Allgemeine Deutsche Bibliothek" gewesen. Auch diese Zeitschrift wird mehrmals von ihm als Quelle genannt. Hier hat er Lavaters Brief an Marcard gefunden. Hier ist ihm das brauchbare Material aus Hottingers „Sendschreiben" in den Wurf gekommen (s. Allg. D. Bibliothek XXVI, S. 596 ff.; vgl. XXX, S. 311 ff. „Von Gebets- und Glaubenskraft. Zehn

und gelangte bald dahin, daß er deutsche Schriften ziemlich fertig lesen und deutsche Rede verstehen konnte."

[1]) S. die Würdigung dieser heute oft unterschätzten Zeitschriften in Ludwig Geiger: Berlin 1686—1840. (Paetel. 1895.) Bd. I, S. 426 ff., 462 ff.

Schriften"). Hier (LI, S. 99 ff., LXVIII, S. 45 ff., XXIX, S. 469, XXV, S. 171) hat er eine scharfe Kritik des „Pontius Pilatus" und die an Lavater scherzhaft gerichtete Aufforderung, durch die Kraft seines Glaubens Berge zu versetzen, lesen können. Aber nicht nur ist Nicolais Zeitschrift das Hauptarsenal, dem er seine Waffen entlehnt. Nicolai selbst muß ihm, als er seine Schrift abfaßte, zur Hand gegangen sein. Nur so läßt sich verstehen, daß Mirabeau in einer Anmerkung seinen Lesern mitteilen kann, eine ausführliche Widerlegung Garves, des Breslauer Popularphilosophen, der sich gegen die Jesuitenfurcht der Berliner Aufklärer gewandt hatte, sei als Anhang zu Nicolais Beschreibung seiner Reise durch Deutschland und die Schweiz zu erwarten[1]).

Ich bin sogar imstande, die Annahme der Bundesgenossenschaft Mirabeaus und Nicolais durch ein noch stärkeres Zeugnis zu stützen[2]). Im Nachlaß Nicolais (Band 15), der auf der Königlichen Bibliothek in Berlin aufbewahrt wird, befindet sich folgender an Nicolai gerichtete Brief des mit Mirabeau bekannten Staatsmannes und Schriftstellers Dohm vom 21. März 1786:

Der Graf von Mirabeau will einen Brief über Cagliostro drucken lassen, worin er es wahrscheinlich macht, daß dieser ein Werkzeug der Jesuiten sei und auch erwähnt, daß er mit Lavater zusammenhange. Ich habe ihm bei dieser Gelegenheit gesagt, daß Lavater in einem erzkatholischen Buche des Jesuiten Sailer sehr gerühmt sei und daß dagegen dieses

[1]) S. den Anhang zu Bd. VII der Reisebeschreibung Nicolais (1786), daselbst S. 85 ff. die auf Lavater bezüglichen Stellen.

[2]) Dies danke ich einer Mitteilung meines Freundes Ludwig Geiger.

Buch wieder von Lavater sehr empfohlen werde an seine Anhänger, welches von einem protestantischen Prediger äußerst frappant sei. Ich sollte denken, daß der Graf Mirabeau von dieser Anekdote unbedenklich Gebrauch machen könnte, und er verspricht, weder mich noch weniger Sie hierbei gegen irgend jemand zu erwähnen. Da die Lavaterschen Cirkularbriefe in so vielen Händen sind, so hat auch leicht einer davon an den Grafen Mirabeau kommen oder [er] sonst das Factum erfahren können. Und es ist gewiß, daß es in Frankreich Sensation machen wird, auch bei unseren Großen, die Ihre Antwort an Garve leider nicht lesen werden. Indessen habe ich doch nicht eher darin willigen wollen, daß Graf Mirabeau davon diesen Gebrauch mache, ehe Sie drin willigen. Haben Sie also etwas Erhebliches dagegen, so schreiben Sie es ihm selbst mit zwei Zeilen, wo nicht, so schreiben Sie ihm den Titel des Sailerschen Buches und wenn Sie wollen ohngefähr den Inhalt der Empfehlung desselben auf.

Man wird schwerlich in Zweifel ziehen wollen, daß Nicolai der Aufforderung Dohms gefolgt ist. Ihm konnte es nur erwünscht sein, Mirabeau bei seinem Angriff gegen Lavater die Hand zu führen. Allem Vermuten nach wird er den händelsüchtigen Franzosen in seinem Kampfeifer überhaupt weidlich bestärkt haben.

In diesem Licht gesehen erscheint Mirabeaus Schrift als ein Glied in der Kette von Feindseligkeiten, mit denen die nüchternen, kritischen, nicht selten hyperkritischen Fanatiker der Aufklärung in Berlin, und allen voran Nicolai, den Züricher, in phantastischen Ausbrüchen schwelgenden Schriftsteller seit geraumer Zeit bedachten. Indessen, will man Nicolais Übereifer vollkommen verstehen, so muß man die Geschichte seiner persönlichen Beziehungen zu Lavater etwas genauer ins Auge fassen. Es wäre ganz irrig, zu glauben, beide

Männer seien von Anfang an durch eine tiefe Kluft getrennt gewesen. Im Gegenteil: es wiederholt sich hier die Erscheinung, die in Lavaters Lebensgeschichte nichts Ungewöhnliches ist. Er weiß anzuziehen, selbst zu fesseln, bis der Faden sich lockert, um sich endlich für immer zu lösen. Eine lange Reihe von Briefen Nicolais an Lavater hat sich erhalten, denen nicht wenige der Antworten Lavaters zur Ergänzung dienen[1]). Der Briefwechsel reicht bis zum Jahr 1768 zurück. Damals erklärte sich Nicolai, der Buchhändler, bereit, eine Anzahl von Exemplaren der „Schweizerlieder" Lavaters zu übernehmen, wenn in Berlin „ein Debit zu hoffen wäre". Den Buchhändler geht u. a. gleichfalls Lavaters Bitte vom 10. Juni 1771 an, „etwas von seiner geringen Arbeit ohne Entgelt in Verlag zu nehmen". Nicolai antwortet am 6. Juli 1771, er sei jetzt nicht in der Lage, seinen Verlag zu verstärken, werde aber keinesfalls ohne Honorarzahlung ein Werk übernehmen. Schon vorher (10. Mai 1771) hat er sich Lavaters Dank verdient durch den Rat, den er seinem Berufsgenossen, dem Buchhändler Hartknoch in Riga, erteilt, ein gegen Lavater gerichtetes „Traktätchen" nicht zu veröffentlichen. Als Herausgeber der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" ist Nicolai 1768 für einige von „Offenherzigkeit" zeugende Bemerkungen Lavaters erkenntlich.

---

[1]) Die im folgenden benutzten Briefe Nicolais wie die der übrigen Korrespondenten Lavaters liegen im Original in der Stadtbibliothek Zürich. Daselbst finden sich viele der Antworten Lavaters in Kopie. Für seinen Briefwechsel mit Nicolai konnten zur Ergänzung einige Stücke aus Bd. 44 von Nicolais Nachlaß, im Besitz der Königl. Bibliothek Berlin, herangezogen werden.

Denn „Offenherzigkeit setzt Achtung voraus". Er erhält durch Lavater eine Platte des Portraits von Zimmermann[1]) und dankt ihm im voraus für das Versprechen, ihm eine Zeichnung der Köpfe von Geßner und Hans Kaspar Hirzel senden zu wollen, welche die „Bibliothek" zieren soll. Er schickt das erste Stück von Band XV seiner Zeitschrift, das mit Lavaters Bild, von Zimmermann dem Herausgeber übermittelt, geschmückt ist, nach Zürich. Er wünscht „mit vielen Freunden der Wahrheit", daß der bekannte Streithandel, der 1769 dem ihm so nahestehenden Moses Mendelssohn durch Lavaters taktlosen Bekehrungseifer aufgedrungen war, „nicht weiter fortgesetzt werde", will aber Lavater nicht abraten, „öffentlich zu sagen, was er zu seiner Verantwortung für richtig halte"[2]) u. s. w.

In allen diesen ersten Zeugnissen des brieflichen Verkehrs beider Männer herrscht der Ton größter Höflichkeit. Nicolai redet Lavater „Euer Hochwürden" an oder „Hochwürdiger, insonders Hochzuverehrender Herr". Lavater erwidert: „Mein redlicher, verehrungswürdiger Gönner" oder „Mein werthester Herr Nicolai". Sehr merkwürdig erscheint ihr Gedankenaustausch über den „Werther". Nicolai sendet Lavater am 17. Januar

[1]) Der bekannte Arzt und Popularphilosoph Johann Georg Zimmermann, der Freund Lavaters, der dessen erste Vorlesung von der Physiognomik zum Druck beförderte. Vgl. über ihn und die im folgenden Genannten die Allg. Deutsche Biographie.

[2]) Vgl. Allg. Deutsche Bibliothek, Bd. XIII, S. 370—396. In einem der Briefe Lavaters (21. December 1771) heißt es: „Mit tiefem Bedauern höre ich, daß H. Moses sich übel befindet; wie viel liegt allen Freunden der Weltweisheit und der Litteratur an der Erhaltung dieses lieben Mannes."

1775 (irrtümlich steht in dem Original „1774") seine berüchtigte Parodie „Freuden des jungen Werthers" mit den Begleitworten:

Ich sende Euer Hochehrwürden nebst des XXIII. Bandes zweitem Stücke der Allgemeinen Deutschen Bibliothek zugleich ein paar flüchtige Bogen, deren gute Absicht wenigstens gewiß einigermaßen Ihren Beyfall haben wird. Niemand kann die Leiden des jungen Werthers, als Werk des Geistes betrachtet, mehr schätzen, ja bewundern, als ich selbst. Aber gewisse hingeworfene Grundsätze werden der menschlichen Gesellschaft gewiß schädlich, wenn sie nicht als Raisonemens eines vorausgesetzten schwärmerischen Charakters, sondern als festgesetzte Wahrheiten betrachtet werden. Ich glaube, der Verfasser habe sie nur auf die erste Art verstanden wissen wollen, aber fast alle Recensenten, besonders die Frankfurter und Hamburger, verstehen sie auf die letztere Art. Dies hat mich auf den Gedanken gebracht, der Sache eine ein wenig andere Wendung zu geben[1]).

Und Lavater, dessen Seelengemeinschaft mit Goethe damals so innig wie möglich war, antwortet, gar nicht etwa entrüstet, am 23. Februar 1775:

Die Freud' macht hier viel Bewegung und Freude. Geßner ist am besten damit zufrieden. Ich, der ich einiges anderst wünschte, muß doch gestehen, daß Unvergleichlichkeiten in dieser Brochure sind. Ob Ihr Zweck dadurch erreicht werden wird? Ich zweifle, so wie ich zweifle, ob Werther die izt neuerlich vorgefallenen Selbstmorde veranlaßt habe.

Dann fährt er fort:

Und was soll ich von Ihrer Recension meiner physiognomischen Brochure sagen? Wirklich erstaun' ich über die Mühe, die Sie sich genommen! über Ihre beyspiellose Billig-

---

[1]) Man vgl. dazu ähnliche Äußerungen Nicolais bei Appell: Werther und seine Zeit. S. 121 ff., 176.

keit und so manche scharfsinnige Bemerkung! so manche treffende Rechtfertigung. Ich kann nichts weiter sagen als ich dank' Ihnen und Zimmermann u. s. w.

Jenes zweite Stück des XXIII. Bandes der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek", das Nicolai zugleich mit seiner Parodie nach Zürich sandte, enthielt nämlich seine sehr ausführliche Anzeige der zwei Vorlesungen Lavaters „Von der Physiognomik" (Leipzig 1772), den Vorläufern der „Physiognomischen Fragmente". Dieser Gegenstand, die Beschäftigung mit den Fragen der Physiognomik, bildete in den siebziger Jahren den Hauptinhalt der Korrespondenz Nicolais und Lavaters. Man kann deutlich verfolgen, wie Nicolai, der „selbst über zwanzig Jahre lang physiognomische Beobachtungen gemacht", an Lavaters Bestrebungen den lebhaftesten Anteil nimmt. Er sendet ihm von Chodowiecki gezeichnete Profile, darunter sein eigenes, Schattenrisse, Gipsabgüsse, kritische Bemerkungen und Ergebnisse seiner Studien. Lavaters Unternehmen erfüllt ihn mit aufrichtiger Bewunderung. Offen gesteht er ihm (8. Oktober 1773):

Ich denke über die Belehrung meines Freundes Moses, über Ihr Tagebuch,-über Ihre Aussichten ganz anders als Sie[1] ... Aber hingegen in der Physiognomik ist es, als ob eine gleichgestimmte Saite zugleich erklänge.

Allmählich jedoch wachsen seine kritischen Bedenken gegen Lavaters Verfahren. Sie treffen hier und da

[1]) Über Moses Mendelssohn s. o. S. 225. Mit den beiden anderen Stichworten spielt Nicolai an auf Lavaters „Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst" 1771 und auf die „Aussichten in die Ewigkeit" 1768 ff.

dieselben schwachen Punkte, die man bis auf die neueste Zeit in Lavaters physiognomischen Versuchen aufgewiesen hat: „seine ‚geniale‘ Naivetät“, seine „Philosophie der Kraftsprüche“, welche „die mangelnde Gewalt der Gründe ersetzen muß“, seine „phantastische und willkürliche Psychologie“, seinen Verzicht auf „sorgfältig empirische Erforschung der thatsächlichen Zusammenhänge zwischen physischem und seelischem Sein und Geschehen“[1]). So schreibt Nicolai am 30. April 1776 an Lavater:

Die feyerlichsten, gefühlvollsten Stellen thun auf die meisten Ihrer Leser eine ganz widrige Wirkung. Sie hatten dabey Dinge im Sinn, die sich nicht ausdrücken lassen. Der Leser hat nur das Bild und die Worte, verlangt verständige Erläuterung und findet sie nicht ... Meine Idee war, daß Ihren Fragmenten durch mehr Ordnung, Beziehung, Zusammenhang eine viel größere Vollkommenheit zuwachsen würde.

Und am 11. Juli 1776:

... Sie meinen, daß der größte Theil Ihrer Leser nur von Empfindung lebt. Es kann seyn. Auch ich selbst lebe von Empfindung mehr, als Sie wohl denken. Aber bedenken Sie nur, daß Empfindung und Ausdruck der Empfindung sehr unterschieden ist. Bedenken Sie, daß Sie die Nachwelt, wenn die erste Hitze vorüber ist, nur nach dem Ausdrucke beurtheilt. Bedenken Sie den Fortgang der Wissenschaft, der nur durch Ordnung und Präcision erhalten werden kann ...

Manche Einwürfe hatte Nicolai bereits bei der Anzeige der beiden physiognomischen Vorträge Lavaters

[1]) S. Heinrich Maier: Lavater als Philosoph und Physiognomiker, in der „Züricher Denkschrift“ von 1902, besonders S. 409, 440, 484.

durchschimmern lassen. Strenger schon war seine Sprache bei der Anzeige der beiden ersten „Versuche der physiognomischen Fragmente" (Allg. Deutsche Bibliothek 1776 XXIX, S. 379—414). Indessen Lavater hielt sich an Nicolais hinlänglich bezeugtes Interesse für seine Arbeit und nahm ihm seine „Aufrichtigkeit nicht übel". Es bezeichnet seine Denkweise, wenn er dem Berliner Kritiker schreibt (21. Mai 1776):

Unsere Art zu sehen ist so verschieden, muß so verschieden seyn als unsre Stirnen. Nur dies — vergessen Sie die Mannichfaltigkeit meines Publikums nicht, so viele ohne Nicolais Augenknochen kaufen das Werk ... Es ist unmenschlich, diesen nichts zu geben und diese leben nur von Empfindung. Am Ende? ... Ich appellire immer aufs Ende ... und aufs Ganze der Leserwelt. Viele Gäste, viele Trachten. Genug wenn jeder gut und genug hat, obgleich ihm einige Trachten widrig sind.

Anderes aber, was dem Herausgeber der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" aufs Kerbholz zu schreiben war, schmerzt ihn. Er äußert (21. Mai 1776) hinsichtlich der Anzeige des „Sendschreibens" Hottingers und der sich anreihenden Litteratur von Streitschriften „in aller Sanftheit":

Alle Welt und Hottinger selbst muß Ihre Anzeige, Auszüge und Nichtauszüge parthehisch finden, obgleich viel leicht der Verfasser unparthehisch zu seyn geglaubt oder geträumt haben mag. Nur möcht' ich wissen, wenn ich gethan hätte, was mir gethan worden — ich gelogen hätte, erweislich gelogen, was dann Nicolai gesagt hätte? hätte sagen müssen? Aber ich will kein Wort mehr sagen.

Ähnlich heißt es am 25. Oktober 1777:

Über andere Dinge, so sehr ich Ursache hätte, mich höchlich bey Ihnen zu beklagen, weil der Impertinenzen gewisser

Leute, die Religion haben wollen und die ersten Grundsätze der flächsten Gerechtigkeit vergessen, kein Maß ist, i z t kein Wort und n i e kein Wort. Nur das E i n e, — so wahr Sie dies lesen, — wenn Sie u n s i c h t b a r mich handeln und schreiben und reden hörten und sähen, Sie würden sagen: non putarem ...

Nicolai verteidigt sich gegen die Vorwürfe Lavaters vom 21. Mai 1776 in einem Brief, von dem sich nur ein undatirtes Bruchstück erhalten hat:

... Daß die Verfasser der Bibliothek frey über alle Vorfälle ihre Meinung sagen, ist nöthig und wird auch nie unterbleiben ... Was mich selbst en particulier betrifft, so weiß ich von den eigentlichen Streitigkeiten mit Ihren Zürcher Landsleuten nicht ein Wort. Ich nehme die facta so, wie sie glaubwürdige Leute erzählen, und Ihre Schriften, so wie sie da liegen, ohne Partheylichkeit nach dem Eindrucke, den sie bey einer sorgfältigen Lesung auf mich gemacht haben. Daß ich mit vielen Ihrer Schriften und Schritte sehr unzufrieden bin, wissen Sie von mir selbst, durch Herrn Steiner[1]) und durch Herrn Zimmermann ... Darf ich es sagen: Sie haben zu den meisten Anfällen, die auf Sie geschehen, selbst Gelegenheit gegeben ... Geradezu — deutlich — weniger feyerlich wünschte ich Sie oft ... Sie sehen, ... ich verhehle meine Gedanken nicht. Aber Gott weiß es, daß ich niemandem weh thun will. Ihnen am wenigsten. Wahrheit suche ich und suche sie mit Eifer ...

Man sieht: eine allmähliche Entfremdung beider Männer bahnte sich schon zu Ende der siebziger Jahre an. Indessen, als Nicolai 1781 mit seinem ältesten Sohn die Schweiz besuchte, versäumte er nicht, bei Lavater vorzusprechen. Er verbrachte, wie sich aus dem weiteren Briefwechsel beider Männer ergiebt,

[1]) Gemeint ist ohne Zweifel der Buchhändler Heinrich Steiner in Winterthur.

„einen angenehmen Tag" mit Lavater in seinem „Weinberghäuschen" in Enge[1]) und in Richterswil bei Lavaters Freund, dem Arzt Doktor Hotze. Damals muß Lavater über die Anonymität gewisser Artikel der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" bei Nicolai Klage geführt haben. Drei Jahre nachher brachen sie für immer. Den äußeren Anlaß zum Bruch gab der Abdruck einiger als „sehr zuverlässig" bezeichneter Briefauszüge über Lessings Tod im fünften Stück des in Dessau und Leipzig erscheinenden „Kirchenboten für Religionsfreunde aller Kirchen" vom Jahre 1782. Unter anderem war hier von schönen Frauen die Rede, die in Lessings letzten Stunden beständig um ihn gewesen seien. Ferner hieß es: „Verdruß und Ausschweifungen waren die Ursachen seines Todes." „Ja, er starb am Verdruß, den ihm seine unreligiösen Schriften zuzogen, die er bereute — wie man versichert. Auch glaub' ich Ihnen gesagt zu haben, daß das Volk ihn außer dem Kirchhof begraben haben wollte" u. s. w. Es entspann sich darüber eine Korrespondenz zwischen Nicolai und dem in Braunschweig am Collegium Carolinum angestellten Litterarhistoriker Eschenburg, die bruchstückweise in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" abgedruckt wurde. Eschenburg ließ sich hier, ohne Nennung seines Namens, folgendermaßen vernehmen:

Lange sind mir solche Schändlichkeiten nicht vorgekommen, so armselig, so jämmerlich aus halbwahren und durchaus falschen, zum Theil aber erdichteten Märchen zusammengestoppelt. Und mich dünkt, diese Märchen haben zu sehr

---

[1]) In Nicolais Nachlaß findet sich noch ein Schreiben Lavaters „6. August 1781", durch das er Nicolai in sein „Rebhäuslein" einlud.

das Gepräge der Falschheit, der niedrigsten Verläumdung, als daß sie solchen Männern, wie die Herausgeber des Kirchenboten seyn wollen und seyn sollten, nur einen Augenblick hätten wahrscheinlich und aufnehmenswerth dünken können. Und nun vollends diesen Briefen den Namen sehr zuverlässiger zu geben! Was kann die Herren Lavater und Pfenninger dazu bewogen, was kann sie hiezu berechtigt haben? Wenn der elende Mensch, der diese Nachrichten zusammen zu stoppeln Blödsinn oder Bosheit genug hatte, ... wenn dieser Elende ... Herz hat sich zu nennen, so will auch ich namentlich auftreten, und ihn seiner Unwahrheit zeihen[1]).

Den „Kirchenboten" hatte die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" als ein Blatt, das „den Aberglauben verbreite", und durch das „die Jesuiten sich Einfluß zu verschaffen suchten", überhaupt auf dem Strich. Für seine Herausgeber hielt Eschenburg, und Nicolai mit ihm, Lavater und Lavaters Busenfreund, den Züricher Geistlichen Johann Konrad Pfenninger. Dieser hat sich in der That in der letzten Nummer des „Kirchenboten", die überhaupt erschienen ist, durch eine Erklärung vom 4. Februar 1786 als Herausgeber der Zeitschrift bekannt[2]). Nun war für Nicolai sein inniges Verhältnis zu Lessing mit Recht der Stolz seines Lebens. Was

---

[1]) S. Allg. Deutsche Bibliothek. 1783. Bd. LV, S. 289 ff.; vgl. daselbst S. 373 ff., Bd. LVI, S. 290, Bd. LI, S. 114 ff. und Erich Schmidt: Lessing. Zweite Auflage. Bd. II, S. 639.

[2]) Kirchenbote. 1785. S. 528, 529 mit dem Bemerken: „Ich erkläre noch einmal am Ende des Buchs als ein ehrlicher Mann, daß Lavater keinerlei Antheil an der Herausgabe dieses Journals hatte." Ein vollständiges Exemplar des „Kirchenboten", als Geschenk der Kirchenpflege St. Peter, besitzt seit 1901 die Stadtbibliothek Zürich.

Wunder, wenn ihn die Verleumdungen, die Lessings Andenken beschmutzten, aufs tiefste empörten!

Wir wissen, daß Lavater dem Herausgeber der Papiere des „Wolfenbütteler Ungenannten", dem Dichter des „Nathan" keineswegs durchaus holdgesinnt war. In einer „Synodalrede" hatte er das „Lessingsche Antichristentum" denuncirt. „Ist niemand," schrieb er am 1. Juli 1778 Friedrich Jacobi, „der dem erzseelenlosen Sophisten Lessing die Scham entblößt?" Und einige Wochen nach Lessings Tod, am 17. März 1781, äußerte er gegen denselben Freund:

Von Lessing und den Gründen Ihrer Untröstlichkeit wünscht' ich was zu wissen. Ich verehrt' in ihm den Gelehrten, den Mann von erstaunlichem Verstande, den körnigen, klassischen Schriftsteller. Aber mehr nicht. Nie — nie — schon vor zehn Jahren nicht, fand ich weder Ame noch Genie in ihm und seinen Schriften. Ein ganzer Mann schien er mir — aber zu wenig Mensch[1]).

Indessen, mit der Herausgabe des „Kirchenboten" seines Freundes Pfenninger hatte er, obwohl er ihm Beiträge zuführte, persönlich nichts zu schaffen. Statt diese Thatsache einfach festzustellen, erhob Lavater in einer Erklärung und in einem Schreiben vom 3. März 1784 bei Nicolai Beschwerde:

Ich ersuche Sie, mein hochgeschätzter Herr Nicolai, die anliegende Lossagung von aller Theilnahme an dem Kirchenboten[2]) in Ihre Allgemeine Deutsche Bibliothek einzurücken...

---

[1]) S. die Züricher Denkschrift von 1902, S. 459, 462, 491, Anm. 186; daselbst zu Zöppritz: Aus F. H. Jacobis Nachlaß Bd. I, S. 44 die Korrektur des Datums und des Wortes Akme statt Ame nach der auf der Züricher Stadtbibliothek befindlichen Kopie.

[2]) Leider liegt sie nicht vor. Nicolai hatte einer eigenhändigen Notiz nach keine Kopie behalten. Der Wortlaut von Lavaters

Ich kann nicht zweifeln: Sie werden sie billig und vernünftig finden. Wie sie aber immer beschaffen seyn möchte: Mein Name steht dabey und ich bin, seit ich das Vergnügen hatte, Sie zu sehen, noch immer in demselben Gedanken und werde, so lange Sonn und Mond mir auf- und untergehen, gewiß davon nicht abzubringen seyn: ... daß die Fälle äußerst selten sind, daß sich ein weiser, guter, ehrlicher Mann in der peinlichen Notwendigkeit befindet, eine Zeit lang seinen Namen zu verschweigen, wenn er sich genöthigt sieht, über einen genannten, besonders öffentlichen Mann etwas Nachtheiliges zu sagen ... daß auf jeder Rezension, jeder Anzeige Ihrer Bibliothek, in welcher ein ungezogener Bube hinter dem Vorhange auf einen genannten, ehrlichen Mann Koth sprüzt oder mit der Peitsche schlägt, ein unaufheblicher Verdacht von Kleinsinnigkeit und lichtscheuer Schalkheit ruht.

Folgt die Mahnung, alle Mitarbeiter der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" zu verpflichten, nur mit Namen unterschriebene, wirkliche Recensionen, die in einem Tone sprechen, wie „ein gesitteter Mensch in einer gesitteten Gesellschaft über einen oder mit einem gegenwärtigen Menschen sprechen würde", künftig zur Aufnahme zu senden, und zum Schluß die Frage:

Meynen Sie, mein lieber Herr Nicolai, Ihre Bibliothek, ... Ihr Ruhm ... und was mehr ist als beydes, Ihr Herz würde dabey verlieren oder gewinnen? Wenn Sie mir einmal hierauf antworten sollten, so haben Sie die Güte, es so zu thun, wie Sie es thäten, wenn Sie mit meinem Bruder, mit Doctor Hoze und mir zu Richtersweil am Tische säßen.

Allein, Nicolai lehnte, wie seine Antwort vom 18. April 1784 bezeugt, die Aufnahme von Lavaters

---

Schreiben in seinem Nachlaß (mit dem Datum „2. März") weicht von dem in Nicolais Nachlaß erhaltenen Brief „3. März", dem ich folge, hie und da ab.

Erklärung ab. „Es müßte," erwiderte er ihm, „noch eine Deutsche Bibliothek bloß für solche unnütze Zankschriften geschrieben werden." Sodann aber fuhr er gröberes Geschütz auf:

Obgleich Ihr Namen darunter stehet, so sehe ich nicht, daß Sie das Geringste zur Sache Gehörige ... sagen ... Es ist einmal gewiß, daß die Nachrichten von Lessings Tode, die in dem Kirchenboten stehen, bloß plumpe Lügen sind und eine schändliche Verläumdung des guten Namens dieses großen Gelehrten und guten Mannes. Hier ist die Frage: erkennen Sie solche für schändliche Lügen oder nicht? Gehen Sie nicht um den Brey, sondern sagen Ja oder Nein. Sagen Sie: Es sind nicht Lügen, so beweisen Sie es oder lassen Sie den namenlosen Pasquillanten, der meinen seligen Freund nach seinem Tode noch hat schänden wollen, auftreten, sich namentlich nennen und den Beweis führen. In diesem Falle wird der Verfasser des Briefes ... sich auch nennen und dann werden Sie, mein lieber Herr Diakon, den Namen eines durch Schriften und rechtschaffene Denkungsart ehrwürdigen Mannes sehen, und nicht, wie Sie in Ihrem Schreiben sagen, einen ungezogenen Buben, der hinter einem Vorhange auf einen ehrlichen Mann Koth sprizt.

In diesem Tone geht es noch eine Weile fort. Offenbar war Nicolais Meinung, daß Lavater an der Herausgabe des „Kirchenboten" beteiligt sei, noch nicht erschüttert. Indem er Lavaters Vorschläge, die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" durch Einwirkung auf die Mitarbeiter „vermeinter Maßen zu verbessern", von sich wies, fügte er geflissentlich hinzu:

Du siehest den Splitter in deines Bruders Auge und siehest nicht den Balken in deinem eigenen Auge! Mir selbst wird in dem Kirchenboten sehr ungerecht begegnet ... Es scheint der Geist darin zu herrschen, als ob man in Gottes

Namen sehr wohl verläumden könne und Leuten wie Lessing und andere freidenkende Leute [sic!] gar wohl alles Böse zutrauen könnte. Hingegen sucht man ganz sachte auszubreiten, als ob von so genannten frommen Seelen, Pietisten, Rosenkreutzern, Stillen im Lande und anderen solchen Schleichern nichts als Gutes vorausgesetzt werden müsse. Ich glaube nicht, daß Sie an allen solchen Äußerungen schuld sind. Aber Sie haben vielleicht zu viel Zutrauen zu nichtswürdigen Leuten, welche Ihr Zutrauen mißbrauchen. Dahin gehört auch der Pasquillant, der Ihnen über meines seligen Freundes Tod eine so schändliche Nachricht geschrieben hat, die er nie beweisen kann ... Ich versichere Sie, mein lieber Herr Diakon, daß ich mich des angenehmen Tages in Richterswyl und auf Ihrem Weinberghäuschen noch mit großem Vergnügen erinnere. Ich liebe Sie herzlich Ihrer vielen guten Eigenschaften wegen, aber ich sehe es schon lange, daß Sie theils von Ihrer eigenen Einbildungskraft, theils von schlechten Leuten, welche auf Sie würken, ohne daß Sie es wissen, einen sehr schiefen Weg geführt werden. Vielleicht ist Ihnen der Zuruf eines wahren Freundes, der Sie aus dem Schlummer weckt, in dem Sie so vielerley träumen, sehr nützlich. Er muß vielleicht etwas rauh seyn, damit Sie zusammenfahren und erwachen.

Lavater beklagte sich nunmehr in einem Brief vom 28. April 1784 über Nicolais Verfahren und betonte nochmals, daß er an der Herausgabe des „Kirchenboten" keinen Anteil habe[1]). Nicolai bezieht sich darauf in einem langen Schreiben vom 15. Mai 1784, in dem er sagt:

Mir war nicht bewußt, daß Sie sich öffentlich von einem Antheil an der Herausgabe des Kirchenboten losgesagt hatten,

[1]) Im „Kirchenboten" selbst, 1784 September und Oktober, S. 673, wurde dies nachmals erklärt. Zugleich wurden hier (S. 672) die „zuverlässig genannten Nachrichten über Lessing ... förmlich als unzuverlässig widerrufen".

und gewiß hat der Verfasser des Briefes auch nichts davon gewußt, sonst würde er Sie gewiß auch nicht genannt haben. Wenn Sie sonst weiter nichts sagen wollten, als daß Sie nicht der Herausgeber des Kirchenboten wären, so konnten Sie es in zwey Worten deutlich und ohne Umschweife sagen. Damit Sie sehen, daß ich nicht unbillig bin, so will ich dies im nächsten Stück der Bibliothek kurz anzeigen[1]). Aber... daß Sie ... hierbei das schändliche Pasquill vom Tode meines seligen Freundes Lessing zu billigen schienen und den rechtschaffenen Mann, der sich wider diese falsche Nachricht erklärte, mit harten Worten angriffen, war ungerecht und ganz am unrechten Orte.

Nicolai ließ hierauf noch schärfere Ausdrücke folgen, um mit dem Kraftwort zu schließen:

Es behagt Ihnen vielleicht wohl, daß Sie auf die weit ausgebreitete Zahl der Schwärmer und Frömmler würken können, aber Sie verlieren täglich mehr die Hochachtung des aufgeklärtesten Theils der Nation. Und ist Ihnen derselbe noch etwas werth, so hören Sie auf, Schriften herauszugeben, welche weder Sinn noch Unsinn sind, welche den Menschen die Köpfe verdrehen und wahrhaftig nichts Gutes stiften u. s. w.

Man würde es begreifen, daß Lavater den Briefwechsel nun sofort abgebrochen hätte. Er ging jedoch noch eine Weile fort. Der Ton wurde beiderseits immer gereizter. Schließlich sandte Lavater einen Brief Nicolais mit folgendem kurzem Begleitschreiben, dessen Entwurf sich unter seinen Papieren erhalten hat, zurück:

So bestimmt wie möglich sag' ich Ihnen, mein Herr Nicolai, daß ich bey meinem letzten reifen Entschlusse bleibe, abzubrechen. Hier also Ihr Brief vom 26. Oktober 1784 zurück. Sollt' ich gefehlt haben, ich begreife nicht wie? so wählen Sie Schiedsrichter. Mit Ihnen verlier' ich kein

[1]) So geschah es auch. Vgl. Allg. Deutsche Bibliothek. Bd. LVII. Erstes Stück. S. 309.

Wort mehr. Alles, was ich Ihnen noch zu sagen habe, steht in beyliegender gedruckter Vorrede zum IV. Bande des Pilatus[1]) und damit Punktum.

Zürich. Freytags, den 19. Nov. 1784

Joh. Casp. Lavater.

Hält man sich alles Mitgeteilte vor Augen, so versteht man erst recht, mit welchem Vergnügen Nicolai es sich angelegen sein ließ, Mirabeau bei seinem Feldzug gegen Lavater Munition zuzuführen. Jedenfalls hat Nicolai der mit den Buchstaben Rz. unterzeichneten Besprechung von Mirabeaus Schrift auch sehr gern in seiner „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" (Anhang zu Band LIII bis LXXXVIII 3, S. 1605—1609) Aufnahme gewährt. Zwar kann der Recensent nicht umhin, Mirabeaus grundfalsche Ansichten über Sailers Sinnesart zu berichtigen. Übrigens aber erwähnt er nicht ohne Behagen, daß „der Herr Graf gar nicht säuberlich mit Herrn Lavater verfährt" und bemerkt ohne Widerspruch: „Man sollte so viel Unsinn bey einem so hochberühmten Schwärmer kaum suchen." Eine andere deutsche Recension der Schrift Mirabeaus aus der Feder des Philologen Heyne in den „Göttingischen Anzeigen" 1786 (Bd. II, S. 773) drückte sich etwas höflicher aus[2]): „Noch keinen Franzosen kannten wir,

[1]) Die Stelle lautet Nr. 4 der „Mottos aus gedruckten Werken und Briefen": „Die Nachwelt richtet unparteiisch und strenge. Sie weiß nichts von Zeitungslob (nichts von Bibliotheken voll Tadel), sondern richtet den Schriftsteller nach seinen Schriften. F. N."

[2]) Heynes Autorschaft ergiebt sich aus folgender Stelle eines Briefes von Meiners an Lavater (Züricher Stadtbibliothek): „Göttingen 12. November 1786 ... Reichardts Schrift habe ich mit Vergnügen gelesen und Heynen zum Rezensiren zugeschickt, der auch den [sic] Letter de Mirabeau angezeigt hatte." Heynes Anzeige

der von der deutschen Litteratur so viel Kenntnis hatte ... wenn wir gleich von einer anderen Seite wenig dabei gewinnen, daß seine Nation mit unsren deutschen Schwärmereyen und Thorheiten mehr bekannt gemacht wird." Immerhin bedauerte Heyne, die beiden Namen Cagliostro und Lavater „nebeneinander gestellt zu sehen".

Inzwischen stellten sich in deutschen Landen auch Verteidiger Lavaters ein. Der eine war ein rühmlich bekannter Fürst: Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg (1748—1820, regierender Fürst seit 1766), der längst mit Lavater in freundschaftlichen Beziehungen stand[1]). Lavater war im Sommer 1774 bei Gelegenheit jener Reise, die ihn in Goethes Elternhaus führte, einer Aufforderung des jungen Fürsten gefolgt, ihn in seinem nahen Schloß aufzusuchen. Wenige Monate später machte der Landgraf ihm bei seiner Schweizerreise seinen Gegenbesuch in Zürich. Im Sommer 1782 sah Lavater den fürstlichen Freund und seine Familie

---

der Schrift von Reichardt steht in den Göttingischen Anzeigen. 1786. Bd. III, S. 1897.

[1]) Vgl. Karl Schwartz, Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg. Rudolstadt 1878. Drei Bände. Schwartz beklagt Bd. I, S. 95, daß Lavaters an den Landgrafen gerichtete Briefe durch einen unglücklichen Zufall verbrannt worden seien. Indessen befinden sich viele derselben in Kopie auf der Züricher Stadtbibliothek. S. zur Ergänzung und zur Verbesserung von Schwartz ferner die zahlreiche Stücke der Korrespondenz Lavaters und des Landgrafen enthaltende Schrift von Karl Blümlein: Lavater und das Haus Hessen-Homburg (mit Briefen aus dem Goethekreise). Kommissionsverlag J. Baer & Co., Frankfurt a. M. 1913, namentlich S. 51 ff. und S. 68 ff. Deutsche Übersetzung der „Lettre à M. le Comte de Mirabeau" aus der Handschrift des Landgrafen: Grundlage der bei Streng erschienenen Übersetzung.

in Homburg wieder. „Mit solchen rechtschaffenen, durchaus frommen Menschen“ — schrieb er bald darauf (10. August) an Goethe — „besetzt Gott einstens seine schönsten Plätze des Himmels.“ Was sich von der Korrespondenz des Landgrafen mit Lavater im Original und in Kopieen erhalten hat, bezeugt die Vertraulichkeit ihrer Beziehungen. Lavater rät ihm am 25. März 1775, „um den Naturfehler seiner Sprache loszuwerden“[1]), inkognito zum Pfarrer Gaßner zu reisen und sich von diesem „im Namen Jesu Christi“ kuriren zu lassen. „In einer Stunde können Sie, werden Sie ganz frey redend, ganz gesund zurückkehren.“ Er sendet ihm eigene und empfiehlt ihm anderer Schriften. Er widmet ihm mit einer gefühlvollen Zueignung den dritten Band seiner „Physiognomischen Fragmente“. „O Bester,“ schreibt er ihm einmal (26. November 1776), „dürfte ich Ihnen mein Haus mit aller seiner Bürgerlichkeit anbieten, keine Seele sollt's inne werden als Pfenninger.“ Der Landgraf seinerseits nennt Lavater in einem am 15. September 1774 an seine Mutter gerichteten Brief „un homme unique“. Er läßt ihn an Familienereignissen, die ihn aufs tiefste berühren, teilnehmen. Er übernimmt 1779 und 1780 nach der Geburt von zwei Töchtern Lavaters Patenstelle. Im Jahre 1786, bald nach dem Erscheinen von Mirabeaus Schrift, brachte Lavater seinen Sohn Heinrich auf die Universität Göttingen und unternahm selbst eine Reise nach Bremen, die sich zu einem wahren Triumphzug gestaltete.

[1]) „Er stottert immer, wenn er was sagen will.“ Lavaters Tagebuch über die Reise von 1774 s. Funck: Goethe und Lavater, S. 319.

Damals traf er auf dem Wege von Süddeutschland nach dem Norden mit dem fürstlichen Freund wieder zusammen. Dieser fühlte sich aufs neue zu dem so gröblich Mitgenommenen hingezogen und säumte nicht lange, für ihn in die Schranken zu treten.

Seine Schutzschrift, in französischer Sprache verfaßt[1]), wendet sich unmittelbar an „den Sohn des berühmten ‚Menschenfreundes', der durch seine beißende Verunglimpfung der Ehre, des guten Rufes, des Charakters Lavaters die milden und humanen Grundsätze seines Vaters verleugnet". Er wirft ihm vor, Äußerungen Lavaters karikirt, unbewiesene Anekdoten zu seinen Ungunsten nachgesprochen, vor allem „die Reinheit seiner Sitten" schmachvoll befleckt zu haben. Er widerlegt grobe Irrtümer Mirabeaus, bezichtigt ihn des leichtgläubigen Zutrauens zu einem „Feinde Lavaters", beschwört ihn, öffentlich Abbitte zu leisten, um nicht die Achtung aller Edeldenkenden zu verscherzen. Die Anonymität des Landgrafen von Homburg blieb nicht gewahrt. In den „Göttingischen Anzeigen" (1786. Nr.199) ward er rühmend als Autor genannt. Von zwei deutschen Übersetzungen, die seine Schrift erlebte, verschwieg zwar die erste seinen Namen, aber die zweite machte dank einer Vorbemerkung des Übersetzers kein Geheimnis daraus[2]). Er selbst dachte sehr bescheiden von

[1]) Lettre à Monsieur le Comte de Mirabeau au sujet d'une brochure contre M. Lavater. A Francfort sur le Mein Chez Jean Philippe Streng. MDCCLXXXVI. 16 S. Züricher Stadtbibliothek XVIII. 1353, mit dem handschriftlichen Vermerk „Von dem Landgrafen zu Hessen-Homburg".

[2]) Schreiben an den Herrn Grafen von Mirabeau, seine Beschuldigungen gegen den Herrn

seiner Leistung. „Sie konnten," schrieb er am 7. December 1786 an Lavater, „nicht viel von meiner Feder erwarten und werden es noch tief unter der Erwartung finden ... Wenn Sie es nur nicht in Absicht des Herzens unter der Erwartung finden." Lavater aber titulirte ihn in seiner Antwort vom 20. December: „Erzlieber, erzehrlicher, erzedler Landgraf."

Neben dem fürstlichen Beschützer Lavaters trat ein anderer Kämpe für ihn auf den Plan: der Königsberger Johann Friedrich Reichardt. Reichardt, der vielseitige Musiker und fruchtbare Schriftsteller, der königlich preußische Kapellmeister, der gastfreie Hausherr von Giebichenstein, der weitberühmte Reisende, ist eine zu bekannte Persönlichkeit, als daß es nötig wäre, hier über sein Leben zu berichten[1]). Mit Lavater, dessen geistliche Dichtungen dem Komponisten dienten, stand er schon seit Jahren in herzlichster Verbindung. Das erste Stück ihrer Korrespondenz, das sich in Zürich erhalten hat, ist ein Brief Reichardts vom 11. Juni 1781, die Antwort auf ein Schreiben Lavaters, den er bereits

Lavater betreffend. Frankfurt am Mayn bey J. P. Streng. 1786. 23 S. Züricher Stadtbibliothek Miscellanea XVII. 575. (Abdruck bei Schwartz a. a. O., Bd. II, S. 153—162, dem, wie er Bd I, S. 95 sagt, kein Exemplar des französischen Originals erreichbar war.) — Schreiben an den Herrn Grafen von Mirabeau bey Gelegenheit eines kleinen Aufsatzes wider Herrn Lavater. Aus dem Französischen. Bremen 1787. 19 S. Züricher Stadtbibliothek, Sp. 177i (mit dem Manuskriptvermerk: „von Friedrich Gildemeister U. J. übersetzt").

[1]) S. den Artikel Reichardt in der „Allg. Deutschen Biographie", Bd. XXVII, S. 629—648, von Schletterer. Derselbe hat 1865 den ersten Band einer ausführlichen Biographie Reichardts herausgegeben.

mit dem brüderlichen Du anredet. Zwei Jahre später trafen sie in Heidelberg zusammen, verbrachten dann gemeinsam ein paar Wochen im Bade Teinach und reisten miteinander nach Zürich. Von dort begab sich Reichardt, um den von Friedrich dem Großen ihm erteilten Urlaub auszunutzen, nach Italien. „Du Lieber," schrieb er damals Lavater am 4. August von Mailand aus, „bleibst meinem Herzen ewig theuer, du bist der wahrste, unverschrockenste, liebevollste Mensch, den ich kenne." Auf einen ähnlichen Ton ist die ganze Korrespondenz Reichardts mit Lavater gestimmt. Bei aller Ungleichheit waren sie einander „herzgut", wie sie in einem gemeinsamen Briefchen (Zürich, 22. Juli 1783) Frau von Türckheim, Goethes „Lili", wissen ließen. Auch fehlt es in ihrem Briefwechsel nicht an gelegentlichen Bemerkungen über Goethe selbst. So schreibt Reichardt aus Berlin am 20. Januar 1785:

... Es liegt doch wohl nicht ein Brief von Dir für mich in Weimar? wohin ich verwichenen Sommer nicht kam: denn ich traf Göthe mit dem Herzoge aufm Harz. Der Mensch wird mir doch mit jedem Mahle daß ich ihn sehe immer wichtiger und lieber, seine ächte Kraft und Mannheit thut mir so wohl, füllt so viel leeres, so viel unerwiedertes Streben und Sehnen in mir, daß es mir gewaltig schwer wird, Aug in Aug mit ihm so steif und ruhig zu bleiben, wie er die Menschen nun einmahl in seiner izigen Lage vor sich stehen sehen mag. Wir kommen uns auch gewiß noch einst näher, sey es nun wo und wie es will ...

Der Sommer des Jahres 1786 bot beiden Freunden Gelegenheit, sich wieder einmal mündlich auszusprechen. Lavater berührte bei jener schon erwähnten Reise mit seinem Sohne Heinrich die oberrheinischen Gegenden.

Reichardt kam von Paris aus, wo er sich um die Annahme zweier Opern bemüht hatte, mit seiner Frau ebendahin. Vermutlich war Karlsruhe der Ort des Zusammentreffens. Sie setzten ihren Weg nach Norddeutschland fort, Lavater, um seinen Sohn in Göttingen zu installiren und seine Freunde in Bremen zu besuchen, Reichardt, um seine Frau nach ihrer Geburtsstadt Hamburg zu geleiten. In Seesen trennten sie sich[1]). Höchst wahrscheinlich hatte Reichardt schon in Paris die Schmähschrift Mirabeaus zu Gesicht bekommen und bereits eine Gegenschrift geplant, wenn nicht entworfen. Der Gegenstand wird zwischen ihm und Lavater ausführlich verhandelt worden sein. Danach muß Lavater, den seine Reise u. a. an den Hof des ihm nahestehenden Herzogs von Dessau führte[2]), von dort Reichardt in einem nicht mehr erhaltenen Schreiben weitere Winke gegeben haben. Nach Zürich heimgekehrt, fuhr er fort, ihn mit guten Ratschlägen für sein Vorhaben zu versehen. Dies alles, was für die Entwicklungsgeschichte der Reichardtschen Schrift in Betracht kommt, ergiebt sich aus den folgenden Briefen:

Lavater an Reichardt, 29. Juli 1786.

Lieber Reichardt!

So eben komm' ich in Zürich an — finde deinen Brief nach Dessau geschrieben in Zürich. Es ist schwer deine Frage

---

1) „Seesen, 26. Juni. Izt scheiden die Reichardts auch." Notiz Lavaters in dem für seinen Sohn geführten Tagebuch „Noli me nolle".

2) Vgl. A. Hosäus: J. K. Lavaters Beziehungen zu Herzog Franz und Herzogin Luise von Anhalt-Dessau. (Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte. Bd. V, S. 4. 1888.)

wegen der Publikation der Briefe[1]) mit Ja oder Nein zu beantworten. Ich will Dir das eine und andere sagen; dann thue, was Du willst ... 1) Die Briefe, die Du hast, haben mit denen, die Pfenninger als Cirkularschreiben an einige Freunde abgehen ließ, nicht die mindeste Gemeinschaft und diese (Pfenningerschen) allein sind es, worauf Nicolai und Mirabeau sich beziehen, von diesen, den meinigen, weiß er nichts, und die Pfenningerschen kenn' ich nicht. Ich habe nie keine Silbe davon gesehen. 2) Die, welche Du hast, sind nur ein Theil derer, die ich von Zeit zu Zeit an etwa 15—20 Freunde circuliren lasse. 3) Ich fürchte, einige derer, an die sie geschrieben worden, möchten, wenn auch die Namen weggelassen würden, erkannt und beleidigt werden ... Sodann noch Eins, was ich, ni fallor, Heischen[2]) bat, dich zu bedenken. Nachdem ich nun weiß, daß Du so gut warst und den schönen, edlen, deiner würdigen Gedanken hattest, mich zu vertheidigen — ob es nicht den mir fatalen Schein haben könnte, als ob ich Dich dazu aufgefordert hätte? Du weißest, daß dem nicht so ist — aber das Publikum. Überlege alles und dann handle deiner Klugheit und deinem Sittengefühle gemäß ... Pfenningers Appellation[3]) ist nöthig, in jedem Fall der Publikation und Nicht-Publikation[4]), gelesen zu werden. —

## Reichardt an Lavater, Hamburg, 6. August 1786.

... Deinen lieben Brief aus Dessau hab' ich erhalten und in diesem Augenblick auch den aus Zürich ... Ich habe nun

[1]) Gemeint sind die Lavaterschen Cirkularbriefe. Nicolai: Beschreibung einer Reise u. s. w., Bd. VII, Anhang S. 89, hatte geschrieben: „Herr Pfenninger oder wer sonst der Koncipient der Zirkelbriefe ist.“ Mirabeau dagegen spricht immer nur von Lavater.

[2]) Der Straßburger Theologe Gottfried Heisch; s. die „Züricher Denkschrift“ von 1902, Register.

[3]) Konrad Pfenninger: Appellation an den Menschenverstand gewisse Vorfälle, Schriften und Personen betreffend. Hamburg 1776.

[4]) Nämlich der Cirkularbriefe.

Pfenningers Appellation, deinen ganzen Pilatus und alles, was Du sonst mir genannt, gelesen und in meiner Schrift come [sic] il faut benuzt und werde, nachdem ich alle deine Einwendungen recht beherzigt habe, von dem Manuscript nur die Stellen alle benutzen, die mir zur letzten Bekräftigung des schon Gesagten dienen können und die auch wirklich keinen Einzigen der Menschen, die Du so gerne schonen willst, so wenig Schonung sie auch verdienen, öffentlich kränken sollen. Ich hätte freilich klüger gethan Dir von meinem Vorhaben nichts zu sagen, nun muß ich freilich das nie ganz aus den Augen verlieren, daß Du darum weißt, doch ist in meiner Schrift auch dafür gesorgt, daß so leicht keiner auf den Verdacht kommen soll, als hättest Du sie veranlaßt. Für den Teufel, der alles weiß wie er nichts weiß, und seine Gesellen ist nun wohl schwerlich auf irgend eine Weise hinlänglich zu sorgen ... Auch kann ich mich, bis die Schrift das ihrige gewirkt hat, nicht so laut als ihren Verfasser bekannt machen. Erst muß sie rein wirken, was sie aus sich selbst wirken kann, dann steh' ich gerne meinen Mann und aller Welt. Morgen soll der Druck begonnen werden ...

Indessen wurde Reichardt seinem Entschluß untreu, sich nicht als Verfasser zu nennen. Vielmehr trugen das von ihm veröffentlichte „Schreiben an den Grafen von Mirabeau" und das „Berlin, 6. September 1786" datirte Vorwort desselben seinen vollen Namen[1]). „Ich kann nicht schweigen, da alles schweigt," heißt es in diesem Vorwort. Die Schrift des Landgrafen von Homburg kann also Reichardt noch nicht vorgelegen haben[2]).

[1]) Schreiben an den Grafen von Mirabeau, von Johann Friedrich Reichardt, Königl. Preuß. Capellmeister. Lavater betreffend. In Commission bey Benjamin Gottlob Hoffmann in Hamburg und bey Mazdorf in Berlin. 12°. 96 S.

[2]) Demnach irrte Lavater, wenn er am 19. August 1786 Reichardt schrieb: „Des Landgrafen von Homburg Anti-Mirabeau wirst Du gelesen haben."

Seine eigene Verteidigung des Freundes ist viel ausführlicher als die des Homburgers. Er zieht ganze Seiten aus Meiners' „Briefen über die Schweiz" aus, um Mirabeau zu beweisen, daß das Zeugnis des Göttinger Gelehrten nicht, wie er angenommen hatte, gegen Lavater, sondern vielmehr für ihn spreche. Desgleichen wiederholt er ganze Sätze aus Lavaters „Rechenschaft an seine Freunde über Magnetismus, Cagliostro, geheime Gesellschaften u. s. w., Erstes Blatt", einer Schrift, die, nach seiner freilich gewagten Annahme, „früher in Berlin war, als Mirabeaus Brief dort gedruckt wurde" [1]). Er bringt Lavaters Erklärung über die Anschuldigungen Hottingers, wie sie sich in seinen kleineren prosaischen Schriften und früher in Pfenningers „Appellation an den Menschenverstand" fand, wörtlich zum Abdruck. Er kopirt sogar „ein paar treffende, sinnvolle Bemerkungen" aus dem „Pontius Pilatus", die seiner Überzeugung nach auch für Mirabeau und seine „Berliner Führer" gelten. Daß der des Deutschen wenig kundige Fremdling, dessen thatsächliche Angaben so viel Falsches enthielten, diesen Führern seine ganze Weisheit verdankt, zieht Reichardt keinen Augenblick in Zweifel. Aus den „Anekdoten und Schmähungen", die sie ihm zu übersetzen für gut fanden, schuf sich der Franzose mit „Hilfe eigener Phantasie" das Zerrbild Lavaters, „das alle, die Lavatern kennen, mit Abscheu, und selbst alle edle Menschen, die ihn auch nicht kennen, mit Indignation erfüllen muß". Reichardt nennt Nicolai geradezu mit Namen. Er weist schlagend

[1]) Sie datirt vom 16. Februar (ein Nachtrag vom 26. Februar) 1786.

nach, daß Mirabeau die Probebogen von Nicolais Schrift gegen Garve (s. o. S. 222), Nicolai selbst noch übertrumpfend, benutzt habe. Er giebt zu verstehen, daß Nicolai auch bei der Übersetzung von Mirabeaus Schrift ins Deutsche die Hand im Spiel gehabt haben möge. Seine Schutzrede für den Züricher Freund ist zugleich eine Anklage gegen den Berliner Wächter der Aufklärung.

Allein Reichardt weiß auch einen überraschenden Grund persönlichen Widerwillens Mirabeaus anzugeben der den nach Deutschland Gekommenen zuerst dazu verführt habe, durch Verunglimpfung Lavaters „seine Leidenschaft abzukühlen". Er erzählt nämlich, eine Züricher Dame M. S., die sich zur Zeit der Reisevorbereitungen Mirabeaus in Paris aufgehalten, habe enthusiastisch über ihn an Lavater geschrieben und von diesem für ihn einen Empfehlungsbrief an den Herzog von W. erbeten. Lavater, im Begriff, dem Herzog zu schreiben, habe sich damit begnügt, „die Schilderung der M. S. von Mirabeau" einzuflechten. Endlich aber, von der Dame gedrängt, Mirabeau etwas Schriftliches in die Hand zu geben, habe er einen versiegelten Zettel des Inhalts: „Frachtbrief für den Grafen von Mirabeau" übersandt. „Diesen (Zettel)," schließt Reichardt seinen Bericht, „soll der Herr Graf sich haben verdollmetschen lassen und den Inhalt sehr übel aufgenommen haben, auch in W. sich so unanständig über L. geäußert haben, daß der edle H. sich genöthigt gesehen, laut zu fragen, ob der Wagen des Herrn Grafen noch nicht da wäre."

Mirabeau hat bald danach „jede Einzelheit" dieser

Erzählung für eine „unverschämte Lüge" erklärt. Er hat ihr die Thatsache gegenübergestellt, daß er nie in Weimar am Hofe Karl Augusts — denn um diesen Herzog handelt es sich — erschienen sei. Was er zugab, war nur dies, durch einen befreundeten Schweizer, namens Schweizer, „der seinen Wunsch, mit Goethe in Verbindung zu treten, gekannt, für den Souverän dieses Ministers einen Brief in Berlin erhalten zu haben". Allein dies sei „lange Zeit" nach der Niederschrift seiner Arbeit über Cagliostro und Lavater geschehen. Auch habe er den Brief Herrn Schweizer mit der Versicherung zurückgegeben, „nicht bescheiden genug zu sein, um zu glauben, sein Name bedürfe der Empfehlung eines Lavater". So viel war richtig: Mirabeau war nicht nach Weimar gelangt, lernte auch bei seinem damaligen Aufenthalt in Deutschland Karl August nicht kennen. Übrigens aber nahm er es, wie so häufig, mit der Wahrheit durchaus nicht genau. Lavater hatte in der That schon am 1. Februar 1786 auf Bitten einer jungen Freundin, der Frau des in Paris ansässigen Johann Kaspar Schweizer, mit ihren eigenen lobenden Worten Mirabeau brieflich dem Herzog Karl August empfohlen[1]). Mirabeau wünschte aber noch einen per-

[1]) Lavater an Karl August, 1. Februar 1786 (Kopie): „Soeben erhalt ich ein Billet von der von Paris zurückgekommenen Schweizer, worin sie mich bittet ‚Um ein Briefchen an den Herzog von Weimar für den Graf Mirabeau, Sohn des Marquis du Mirabeau, qui a écrit l'Ami des Homes (sic!). Er hält sich in Frankfurt auf und schrieb mir, seiner Freundin, daß man den Herzog auch dort erwarte. Ich versprach ihm in Ihrem Namen auch ein paar Worte an den Herzog. Der Herzog wird sich dieses Mannes freuen. Das ist ein außerordentlicher Mann!' Ich habe nun meinem Auftrag genug getan."

sönlich abzugebenden Empfehlungsbrief, und Schweizer ersuchte Lavater auch darum. Hierauf willfahrte Lavater, indem er sich, ohne ein weiteres Wort, seinem Ausdruck nach „wie in einem Frachtbrief" auf seine erste Empfehlung bezog. Sehr möglich, daß Mirabeau dies krumm genommen hat. Immerhin war hierin nicht die Ursache seines Auftretens gegen Lavater zu suchen. Vielmehr traf Schweizer den Nagel auf den Kopf, als er nach dem Erscheinen von Mirabeaus Pamphlet sich gedrungen fühlte, einen Entschuldigungsbrief (6. Mai 1786) an Lavater zu richten:

Noch muß ich, meiner Frau wegen, beifügen, daß sie sich erinnert, daß nichts Gewisseres ist als Mirabeaus gute Gesinnungen gegen Sie, dazumal als er sich noch mit uns in Paris befand. Die Berliner Gelehrten müssen diese Umstimmung veranlaßt haben, und seine eigene äußerst freie Denkungsart hat ihn wahrscheinlich bald bei Lesung von Schriften, die er in Paris nicht fand, zu dieser heftigen Äußerung gereizt"[1]).

---

[1]) Über das Ehepaar Schweizer s. J. C. Schweizer. Ein Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution. Von David Heß. Eingeleitet und herausgegeben von J. Bächtold. Berlin, W. Hertz. 1884. Frédéric Barbey; Jean Gaspard Schweizer in dem Werk Suisses hors de Suisse. Lausanne, Payot 1914. — Alles Nähere über Lavaters Korrespondenz mit dem Ehepaar Schweizer in betreff Mirabeaus bei G. Finsler, Lavaters Beziehungen zu Paris in den Revolutionsjahren 1789—1795 (Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich 1898.) Fäsi & Beer, Zürich 1898. Von der Ausstellung des Empfehlungsbriefes für Karl August nimmt auch Heinrich Meister, der Freund Lavaters und der Bekannte der Familie Schweizer, in einer für Mirabeau wenig schmeichelhaften Besprechung seiner Schrift (Correspondance littéraire ed. Tourneux. XIV, 395—400. Juin 1786) Notiz.

Lavater fand es nicht angezeigt, sich gegen Mirabeau zur Wehr zu setzen. Dem Herzog Karl August schrieb er am 5. Mai 1786:

... Ist wohl Mirabeau, den ich Ihnen aus der Schweitzerin Mund empfahl und dem ich meinen Frachtbrief an Sie mitgab, bey Ihnen gewesen? Er soll ein garstig Pamphlet wider mich geschrieben haben ... Transeat cum ceteris.

Dieselbe verächtliche Phrase kehrt in einem seiner Briefe an Schweizer vom gleichen Tage wieder: „Transeat cum ceteris! war mein erstes Wort und wird mein letztes sein" u. s. w. Dagegen Mirabeaus Hintermänner, die Berliner und der „Anekdotenjäger" Leuchsenring, Goethes „Pater Brey", den er für ihren Hauptzuträger hielt, sollten von ihm hören[1]). Er bemühte sich, wiewohl vergeblich, durch den Göttinger Freund Meiners in der „Berlinischen Monatsschrift" widerlegen zu lassen, was von seiner Anpreisung des Sailerschen Gebetbuches für Protestanten in Umlauf gesetzt worden war[2]). Er machte selbst ein „zweites Blatt" einer „Rechenschaft an seine Freunde" druckfertig, in dem er sich ausschließlich gegen die „Elendigkeiten" verwahrte, „ein Begünstiger des Katholicismus" und „ein heimliches

[1]) Die in der Züricher Stadtbibliothek enthaltene Korrespondenz Lavaters und Leuchsenrings schließt mit einem würdigen Absagebrief Lavaters vom 25. August 1786. Vgl. Geßner: Leben Lavaters. Bd. III, S. 5, 8. — F. H. Jacobi: Auserlesener Briefwechsel. Bd. II, S. 399 ff. — Zöppritz: Aus F. H. Jacobis Nachlaß. Bd. I, S. 83 ff., 104 ff.

[2]) Meiners an Lavater, 30. Juli 1786; Beilage: Gedicke an Meiners, 15. Juli 1786. Übrigens leugnete Nicolai in seinen „Anmerkungen über das zweyte Blatt von Herrn J. C. Lavaters Rechenschaft". 1787. S. 190, seit dem Frühling 1785 „die geringste Verbindung" mit Leuchsenring gehabt zu haben.

Werkzeug der Jesuiten" zu sein. Noch vor dem Erscheinen jenes zweiten Blattes seiner „Rechenschaft" ließ er in den „Hamburgschen Korrespondenten" und in die „Neue Hamburgische Zeitung" eine gegen Nicolai gerichtete Erklärung einrücken. Kein anderer als Reichardt hatte diese Veröffentlichung in den Hamburger Blättern besorgt[1]). Er konnte in seinem „Schreiben an den Grafen Mirabeau" (S. 86) noch Bezug darauf nehmen.

Wie sehr er durch diese Verteidigungsschrift Lavater im großen und ganzen befriedigte, beweist dessen Dankbrief vom 28. Oktober (irrig in der Kopie: „Dec.") 1786:

Danken kann und mag ich Dir nicht, lieber, braver, edler, muthiger Reichardt, für die deiner so würdige, vielen meiner Freunde so wohlthuende und gewiß auch den Edleren meiner Gegner lehrreiche und nützliche Vertheidigungs-Schrift. Sie scheint mir gelassen, würdig und wohl belegt zu seyn. Nur weniges hätt' ich weggewünscht z. E. die nicht ganz richtige Anekdote mit dem Herzog von Weymar, die ich selbst ehemals so erzählen hörte, die aber, weil Mirabeau nie in Weymar war, nicht ganz wahr seyn kann. Gewiß ist's, daß der Herzog von ihm als einem schlechten Menschen sprach. Du weißest, wie die geringste Blöße, die man Leuten solcher Art giebt, sie triumphiren macht. Kannst Du dies in der französischen Ausgabe noch ändern[2]), so thu's doch. Sodann sind einige wichtige Druckfehler eingeschlichen ... Für zwey Dinge nur bin ich bange, Lieber, Getreuer; Eins, daß Hottinger, dem ich,

---

[1]) Lavater an Reichardt, 19. August 1786. Man findet Lavaters Erklärung vom gleichen Datum nebst Nicolais Gegenerklärung abgedruckt in der Allg. Deutschen Bibliothek, Bd. LXVIII, S. 617 ff.

[2]) Eine solche, am Schluß von Reichardt angekündigt, ist meines Wissens nie erschienen.

eh ichs las, der Aufschrift gemäß die Broschüre mit etwas anderm, das ich ihm eben zu senden hatte, sandte, in neue peinliche Verlegenheit gesetzt werden wird. Er ist mit den Urhebern des Sendschreibens, seinen Verführern, so innigst verwebt, daß er nun in gleicher Noth seyn wird, von dieser Broschüre zu reden oder zu schweigen, davon reden oder sie lesen zu hören. Ich danke dir übrigens, daß Du des Knaben geschont hast[1]).

Das andre, was mir bange macht, ist die Voraussicht, daß Du um meinetwillen nicht wenig zu leiden haben wirst. Doch deine Vorrede tröstet mich und dein Lohn ist in Dir selbst. Meine Freunde mögen Dir statt meiner danken. — Hier eine noch als handschriftlich anzusehende Beylage, die ich dem zweyten Blatte Rechenschaft beyzufügen, vielleicht noch etwas abzukürzen gedenke. Ich möchte Punktum machen mit Nicolai, dem Leuchsenring, dieser Erzgrillenfänger, um ihm keinen härteren Namen zu geben, vermuthlich die Anekdote in die Küche gejagt hat. Dieser unbelehrliche Schwärmer hat sich so geckisch, hart und zudringlich gegen mich bewiesen, daß ich ihm verbieten mußte, mir weiter ein Wort zu schreiben. Ein leichtgläubigerer Anekdotenjäger geht nicht auf der unendlichen Erde herum. Er ist's, wie mir Jacobi als zuverlässig schreibt[2]), der alle die Stänkereyen angefangen und die hundertfache Vertheilung der Sailerschen Gebetbücher nach Berlin als die zuverlässigste Sache hinübergelogen oder geleichtglaubelt hat... Übrigens soll mich alles, was Freunde für mich, Feinde wider mich thun, klüger machen und fester und unerschrockener und weltverachtender ...

Ist's wohl wahr, daß der neue König unserm uns verewigenden Mirabeau aufgetragen, seinen Vorfahren zu verewigen? Du hast über diese Zeit große Last getragen. Ich

[1]) Reichardt hatte S. 43 gegen Mirabeau behauptet, Hottinger habe das „Sendschreiben" selbst „schon bereut". Dies bestritt Hottinger, s. Berlinische Monatsschrift. 1786. Bd. VIII, S. 575—580. Vgl. daselbst Bd. IX, S. 191—194, Erklärung und Gegenerklärung Reichardts und Hottingers.

[2]) S. o. S. 251, Anm. 1.



dachte oft an Dich. Sage mir auch etwas vom neuen Könige. ...

N. S. Hättest Du doch dem armen Sünder eine goldne Brücke zu einem ehrenvollen Rückwege bauen können — vielleicht wär' Er noch zu belehren gewesen. Doch mit der Belehrung der Nicolaiten ist's eine dornige Sache.

Man wird bemerkt haben, daß Lavater zweimal von „dem neuen König" spricht. Er meint damit Friedrich Wilhelm II., den Nachfolger Friedrichs des Großen, dessen Augen sich am 17. August 1786 geschlossen hatten. Für den Künstler Reichardt schien der Thronwechsel nur Günstiges anzukündigen. Denn im Gegensatz zu der Geschmacksrichtung seines Vorgängers huldigte Friedrich Wilhelm II. vorzugsweise dem deutschen Genius. Dagegen konnten sich die hitzigen Vorkämpfer der Aufklärung von dem königlichen Bruder der Bischoffswerder und Wöllner im Orden der Rosenkreuzer nichts Gutes versprechen. Hierauf zielten die Andeutungen, die Reichardt am 6. November 1786 Lavater zukommen ließ:

Berlin, den 6. November 86.

Eben erhalte ich Deinen lieben Brief, der mir desto mehr Freude macht, je weniger ich ihn erwartete. Ich glaubte, Du müßtest mich den Zeitungen nach in Paris glauben und erst vor kurzem bat ich Heisch es Dir gelegentlich wissen zu lassen, daß ich hier sey; ich war damals noch nicht frey genug Dir zu schreiben, einerseits plagte mich ein ruhrartiger Durchlauf, der mich vom halben Wege nach Paris hin zurück trieb, dann auch war ich mit dem Könige und neuen Einrichtungen für unsre verdoppelte Capelle beschäftigt[1]). Nur noch heute, einige Stunden vor Ankunft deines lieben Briefes kam ich

[1]) Die beiden Kapellen, die frühere königliche und kronprinzliche, wurden unter Reichardts Leitung vereinigt.

von Potsdam, wo ich 3 Tage mit dem Könige war. Da fand ich auch den Fürsten von Dessau, der mich recht natürlich freundlich empfing und mir auch herzlich für die kleine Schrift dankte. Über alles lieb ist's mir, daß Du, Lieber, damit zufrieden bist. Deine Erinnerungen sollen zur französischen Übersetzung, deren Druck noch nicht begonnen, gewiß benuzt werden ... Doch all dies ist's nicht, weshalb ich so schnell die Feder ergriff, über das süße Freundesgeschwäz vergeß ich die Hauptsache. Du mußt ja den letzten Absatz Deiner gedruckten Anzeige nicht öffentlich, am wenigsten hier bekannt werden lassen[1]). Vor drei Monath noch war das der rechte Weg, nun aber nicht, deine Ehre leidet beim großen Haufen dadurch. Hör', wie die Sachen hier stehen. Unser izige, brave, herzgute König ist in allem, was Religion und Publicität über Religionssachen betrifft, ganz das Gegentheil von dem vorigen. Er äußert sich darüber frey und öffentlich wie ein braver Mann und Du kannst dir denken, wie die egoistischen politisch-oekonomistischen Geistesaufklärer zittern und beben, daß ihr Reich zu Ende geht. Riefst Du izt von der Seite Hülfe herbey, würden die Hunde freilich, vielleicht schon gleich auf den ersten Schreck, schweigen d. h. öffentlich schweigen. Wie unendlich nachtheiliger wär dir izt aber nicht in solcher Lage ihr Schweigen als es dir all ihr Bellen seyn kann. Philosophie und gesunde Vernunft schweigen dann, in ihrem Sinn, vor dem mit dem Schwerdt bewaffneten Aberglauben. Um Gottes Willen also von d e r Drohung izt kein Wort. Aber das sag' ihnen: nennte N i c o l a i nicht seinen Mann, so

---

[1]) Lavater hatte in einem vom 14. Oktober 1786 datirten, für seine Freunde als Manuskript gedruckten Blatt Nicolai gedroht, falls sein Angeber sich nicht im Laufe des Jahres nennen werde, sich an „ein gehöriges berlinsches Departement" wenden zu wollen, um den „leichtgläubigen Herausgeber solcher Personal-Schmähungen" zum Beweise oder zum Widerruf oder zur Angabe des Namens seines Hintermannes zu zwingen. S. N i c o l a i: Anmerkungen über das zweyte Blatt von Herrn J. C. Lavaters Rechenschaft u. s. w., und N i c o l a i: Beschreibung einer Reise u. s. w. Bd. VIII, Anhang, S. 60, 61.

würdest Du länger nicht einen deiner in Berlin lebenden Freunde zurückhalten, ihn, der die Bekantwerdung seines Nahmens wie eine Todsünde scheute, nicht nur zu nennen, sondern ihn ganz wie und wer er ist, der Welt öffentlich darzustellen. Und ich steh dir dafür, Leuchsenrings Treiben soll wenigstens in Deutschland ein Ende haben, und Du sollst ihn dir auf zeitlebens vom Halse geschafft sehen. Und damit gut! Und nun noch einige Antwort. Des Homburgers Schrift kenn' ich noch nicht. Mirabeau ist von unserem Könige sehr verachtet, er sieht ihn nie. Den Tag nach Antritt seiner Regierung überreichte der Esel ihm eine Schrift l'art de regner betitelt[1]). Der König lächelte und sagte: „nun werd' ich's ja noch lernen". Er fängt's in allem vortrefflich an. Gott geb' ihm Muth und Stärke und Dauer so auszudauern und sein Volk wird weit glücklicher durch ihn seyn als es wenigstens die letzte Zeit unter seinem Vorfahren war. Bis izt treibt er die Arbeitsamkeit viel zu weit, das ist ganz ohnmöglich, daß er so lange fortfahren kann. Gott gebe nur, daß ihm übermäßige Anstrengung nicht das Geschäft selbst verleidet ...

Hiermit verschwindet Mirabeaus Name aus der Korrespondenz Reichardts und Lavaters. Mirabeau seinerseits ließ sich nicht zum Schweigen bringen. Während seines zweiten Aufenthaltes in Berlin, den er dazu benutzte, vor dem neuen König als physiokratischer Marquis Posa aufzutreten, verfaßte er seine Schrift „Über Moses Mendelssohn". Hier konnte er durch einen ungezwungenen Übergang auf Lavater, „den

[1]) Anspielung auf Mirabeaus Lettre remise à Frédéric Guillaume Roi Regnant de Prusse le jour de son avénement au trône. Berlin 1787. S. alles Nähere darüber in meiner Biographie Mirabeaus, Berlin, S. Cronbach 1889, Bd. I, S. 205 ff. Französische Übersetzung, Paris, Librairie E. Bouillon 1895, I, 251 bis 253.

Großlama von Zürich", zurückkommen[1]). Alles, was inzwischen in der fortdauernden Fehde der „Nicolaiten" gegen Lavater vorgebracht war, wurde von ihm verwertet. Zugleich versetzte er den beiden Verteidigern Lavaters Hiebe. Der Landgraf von Homburg, „ein in seinem Fürstenberuf so aufgeklärter und achtungswerter Fürst", kam noch leidlich weg. Um so schlimmer fuhr „ein gewisser Besessener (Energumène) namens Reichardt, ein Musiker von bestrittenem Verdienst, ein platter Litterat, kläglicher Schwätzer und gut- oder schlechtgläubiger Visionär". Noch einmal führte er 1788 im fünften Bande seines großen Werkes „De la Monarchie Prussienne" S. 70, 87, wo er auf die „geheimen Gesellschaften" zu sprechen kam, seinen Lesern den „ehrgeizigen, wundersüchtigen Schweizer Prediger" vor Augen, „der sich besonders unter den Frauen eine Partei gemacht ..., und dessen Anhänger unter den Visionären nach Tausenden und Millionen zählen". Selbst die Geschichte der verdächtigen „Anpreisung der asketischen Werke des Exjesuiten Sailer" tauchte hier wieder auf. Schließlich wurde sogar in der „Histoire secrète de la Cour de Berlin", jener so großes Aufsehen erregenden Veröffentlichung der verstümmelten Geheimberichte Mirabeaus, Lavaters Name mit Spott

[1]) Ohne Zweifel schwebte ihm der „Dalai-Lama" in Leuchsenrings „Mährchen" (s. Berlinische Monatsschrift 1787, Bd. IX, S. 567—574) vor, unter dem Lavater gemeint war. Auch in einem Spottlied, das sich auf Lavaters Aufenthalt in Bremen bezog, hieß es: „Da ward mit sonderlicher Ehr, Als ob's der Dalailama wär, Dem theuren Gast hofiret." S. S. C. Lappenbergs Apologie Lavaters. 1787. S. 168. — Stadtbibliothek Zürich Sp. 180 f.

übergossen. Die Leser der Geheimberichte sollten erfahren, daß der Herzog von Dessau, „dessen einziger Reiz in Geschmack an Visionen und Mystik besteht", an den Züricher Prediger „bei Gelegenheit seiner Bremer Reise die dringendsten Bitten richtete, bei ihm vorzusprechen, damit er ihn anbeten könne („afin qu'il pût l'adorer")[1]).

Lavater ließ sich alles dies nicht anfechten. Aber als Mirabeau geendet, machte er nach einem von Schweizer ihm übersandten Abguß der Todtenmaske in der physiognomischen Abschätzung seines dämonischen Gegners seinem Herzen Luft:

Ich hatte mir ihn ungefähr so, nur b ö s e r und g e i s t r e i c h e r vorgestellt. Man sieht gleich den Mann von e n t s e t z l i c h e r Kraft, von eiserner V e r m e s s e n h e i t (audace), von unerschöpflichem R e i c h t h u m, von alles verachtender D e t e r m i n i r t h e i t. — Ich für mich allein aber sage mit physiognomischer Intuitionsgewißheit, daß ich n u r Außerordentlichkeit — nicht G r ö ß e in diesem Gesicht, dieser Gesichtsform, dieser Stirn und dieser Nase

---

[1]) Histoire secrète de la Cour de Berlin. 1789. Bd. I, S. 290 (16. Oktober 1786). Vgl. o. S. 244 Anm. 2. Eine andere auf Lavater bezügliche Stelle, die sich in dem Geheimbericht vom 31. Oktober 1786 befunden hatte, wurde beim Druck ausgelassen. Sie lautet: „On a fait paraître ici un petit libelle contre moi au sujet de Lavater qui prouve assez qu'on ne croit pas le règne des visionnaires passé. C'est le maître de la chapelle du roi qui en est l'auteur. J'ai dit hautement que la dédicace en était ou devait être: ‚Par charité rendez-moi ridicule pour établir ma réputation' mais que je n'aurais pas cette charité." S. H. W e l s c h i n g e r: La mission secrète de Mirabeau à Berlin. Paris, Plon. 1900, p. 326. Die höchst mangelhafte Ausgabe Welschingers wird hoffentlich durch die Erich Wilds ersetzt werden. Vorläufig ist zu verweisen auf E. W i l d: Mirabeaus geheime diplomatische Sendung nach Berlin. Heidelberg, Winter. 1900.

finde — nur Kraft ohne Ruhe, Reichthum ohne plane Einfachheit — nur Witz ohne tiefstille, für sich selbst allein innig genießende Weisheit — nur Herzhaftigkeit, Scham vergessende Vermessenheit — Gewaltsamkeit, Verachtungskraft — Leidenschaftlichkeit, drückende Stärke — ohne eigentlichen reinen Heldenmut. Ja ich finde einen Zug, der ganz entscheidend ist für Exaltation, die so oft für Genie geht und nur Karikatur davon ist — und nicht nur an Narrheit grenzt, sondern oft in Narrheit übergehen muß. Von der Fülle körperlicher Temperamentskraft spreche ich nicht, weil diese gar zu auffallend ist; die Möglichkeit des Esprit de détail hatt' ich in Mirabeau nicht vermutet, bis ich seine Larve sah[1]).

In Zürich hat sich Mirabeaus Todtenmaske bisher nicht auffinden lassen. Könnte man ihrer noch habhaft werden, so würde man in ihr das letzte Zeugnis der Beziehungen jener beiden geistigen Antipoden besitzen, deren Charakterbild heute nicht mehr in der Geschichte schwankt.

---

[1]) Finsler a. a. O., S. 33*.

2

# Talleyrands Memoiren

Selten ist das Erscheinen von Memoiren mit solcher Spannung erwartet worden, wie das der Memoiren Talleyrands. Von dem eingeweihten Staatsmann, der so viele Wandlungen in seinem langen Leben durchgemacht hat, hoffte man wichtige politische Aufklärungen zu erhalten. Von dem geistreichen Beobachter und Spötter durfte man eine Bereicherung des Schatzes epigrammatisch zugespitzter Aussprüche erwarten, die unter seinem Namen gehen.

Einer derselben, der freilich schon vor ihm geprägt worden war, lautet bekanntlich: „Die Sprache ist dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen." Der lebende Talleyrand hielt sich daran; vielleicht aber hatte er doch eine Ausnahme von der Regel gemacht, indem er dem Papiere anvertraute, was erst Jahrzehnte nach seinem Tode das Licht der Welt erblicken sollte.

Indessen als das lange vorher angekündigte Werk, vom Herzog von Broglie herausgegeben und eingeleitet, endlich zu erscheinen begann, war die Enttäuschung nicht gering. Zunächst wurden 1891 die beiden ersten Bände veröffentlicht, die bis zum Anfang des Jahres 1815 reichen. Dann folgten gleichfalls 1891 zwei weitere

Bände nach. Ein fünfter schloß die Reihe 1892 ab[1]). Überblickt man das Ganze, so bemerkt man sofort, daß die überwiegende Masse durchaus nicht den Charakter von Memoiren an sich trägt, sondern aus mannichfaltigen Aktenstücken besteht. Nicht weniger als 450 Seiten des zweiten und dritten Bandes enthalten die diplomatische Korrespondenz aus der Zeit des Wiener Kongresses. Der Schluß des dritten Bandes und der vierte und fünfte, mit Ausnahme einiger Stücke anderen Inhalts und gewisser eingeschobener Abschnitte in der Form überleitender Erzählung, umfassen Depeschen, Instruktionen, Briefe, sei es Talleyrands, sei es an seine Adresse gerichtet oder selbst keines von beiden, aus der Zeit seiner Gesandtschaft in London 1830—1834. Niemand wird den hohen historischen Wert dieser Aktenstücke leugnen. Auch wird eine bedeutende Anzahl derselben hier zum erstenmal mitgeteilt[2]). Sehr viele aber waren bereits bekannt.

Das Verbot, vor einem bestimmten Zeitraum die hinterlassenen Denkwürdigkeiten Talleyrands zu veröffentlichen, hat nicht hindern können, daß ein guter Teil Rahm von der Milch vorher abgeschöpft wurde. Die diplomatische Korrespondenz vom Wiener Kongreß,

---

[1]) Mémoires du prince de Talleyrand publiés avec une préface et des notes par le duc de Broglie de l'Académie française. Paris, Calmann Lévy, 1891, 1892. 5 Bde.

[2]) Einige sind, wie der Anhang zum fünften Bande lehrt, vom Herausgeber, dem Herzog von Broglie, nicht nur Papieren Talleyrands, sondern auch dem Archive seines eigenen Hauses entnommen. In der Zeitschrift „La Révolution Française" Juli 1911, S. 58—61, hat Cl. Perroud eine Reihe von Flüchtigkeiten und Unrichtigkeiten in den Noten des Herzogs von Broglie nachgewiesen.

wie von der Londoner Gesandtschaft nach der Gründung des Julikönigtums ruht selbstverständlich auch im Archive der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris. Dort hat ein findiger und betriebsamer Gelehrter, G. Pallain, sie für zwei Editionen nutzbar machen dürfen. Die eine „Correspondance inédite du prince de Talleyrand et du Roi Louis XVIII. pendant le congrès de Vienne“ liegt bereits seit 1881 vor und ist auch in vorzüglicher deutscher Übersetzung (von Bailleu) zugänglich. Die andere „Ambassade de Talleyrand à Londres 1830 bis 1834“ ist in einem ersten Bande (Paris, E. Plon 1891) bis zum Juli 1831 gediehen. Der Unterschied in der Wiedergabe von Aktenstücken hier wie dort besteht darin, daß im Archive die Depeschen Talleyrands im Original, die ihm erteilten Weisungen im Koncept liegen, während es sich mit den betreffenden Stücken seines Nachlasses umgekehrt verhält. Indessen sind solche Varianten nicht bedeutend genug, als daß der doppelte Abdruck sich lohnte. Nimmt man dazu, daß manches sonstige Aktenstück auch an anderer Stelle, z. B. im Briefwechsel Talleyrands mit Louis Philipp und Madame Adelaide (Comtesse de Mirabeau: Le Prince de Talleyrand et la maison d'Orléans, Paris, Plon 1890) zu lesen ist, daß das Interesse der urkundlichen Aufschlüsse beim heutigen Stande der historischen Litteratur nicht mehr dasselbe sein kann wie vor fünfzig oder vor dreißig Jahren, so schrumpft die Bedeutung dieser Aktenmasse unzweifelhaft zusammen.

Wenden wir uns nunmehr zu dem Reste der fünf Bände, so finden wir uns genötigt, nochmals drei Abschnitte von den Memoiren im eigentlichen Sinne ab-

zuziehen. Die beiden historischen Essays über den Herzog von Choiseul und über den Herzog von Orléans lösen sich ganz von Talleyrands eigener Lebensgeschichte los. Sie sind äußerst reizvoll, durch eine Fülle feiner Bemerkungen geschmückt, mit leichter, genialer Hand hingeworfen. In dem Essay über Orléans findet sich auch ein mit scharfem Griffel gezeichnetes Charakterbild von Sieyès. Leider versagt sich der Portraitist Philipp Egalités, „merkwürdige und wenig bekannte einzelne Züge seines Lebens und seines Charakters“ in das Gemälde aufzunehmen. Auch bricht seine Darstellung eben an dem Punkte ab, wo die Thätigkeit des Herzogs in der Revolution zu beleuchten gewesen wäre. Dafür verfehlt Talleyrand aber nicht, hervorzuheben, daß „eine privilegirte Natur aus dem ältesten Sohne des Herzogs und aus seiner Tochter höhere Wesen gemacht habe“. Jener war der spätere König Louis Philipp, diese Madame Adelaide, die Talleyrand kaum geringeren Dank zu zollen hatten als er ihnen.

Ein dritter Abschnitt hängt wenigstens mit Talleyrands Denkwürdigkeiten insofern zusammen, als er sich darin gegen zwei Beschuldigungen, die wider ihn erhoben worden waren, vor der Nachwelt zu rechtfertigen sucht. Savary, der Herzog von Rovigo, hatte ihn bezichtigt, Napoleon zur Erschießung des Herzogs von Enghien angestachelt zu haben. Ein Abenteurer, Marquis de Maubreuil, hatte angedeutet, daß Talleyrand sich seiner habe bedienen wollen, um Napoleon während der Reise nach Elba aus dem Wege zu räumen. Über die thörichten Bosheiten eines Maubreuil waren nur wenig Worte zu verlieren. Savarys

Anschuldigung dagegen, die 1823 viel Staub aufgewirbelt hatte, sollte ausführlicher widerlegt werden. Talleyrand hatte damals von Ludwig XVIII. in einem entrüsteten Schreiben verlangt, seinem Ankläger vor den Pairs gegenübergestellt zu werden. Dies schlug der König ab, „um nicht ärgerliche Debatten zu entfesseln und schmerzliche Erinnerungen zu wecken". Zugleich aber ließ er ihm durch den Minister Villèle versichern, daß die Anklage des Herzogs von Rovigo keinen Eindruck auf ihn gemacht habe, und verbot diesem, ferner bei Hofe zu erscheinen. Talleyrand nahm die betreffenden Aktenstücke aus dem Jahre 1823 in sein Manuskript auf, fügte einige andere aus dem Jahre 1804, die zu seiner Entlastung dienen sollten, hinzu und betonte, daß der verhängnisvolle Spruch, dem der bourbonische Prinz zum Opfer fiel, ganz ohne sein Zutun gefaßt worden sei, was niemand in Frage gestellt hatte. Aber der Vorwurf, den seine Freundin, Madame de Rémusat, ihm macht, daß er nicht den Mut gehabt, seine Stimme gegen Napoleons Blutbefehl zu erheben, wiegt allein schon schwer genug. Noch schwerer wiegen die Zeugnisse, die Boulay de la Meurthe und Welschinger in ihren Schriften über den Herzog von Enghien zusammengestellt haben, selbst wenn man Grund hat, einen angeblichen Brief Talleyrands vom 8. März 1804 für gefälscht zu halten.

Nach so vielen Abzügen bleibt ein verhältnismäßig kleiner Teil der fünf Bände für die Memoiren übrig. Diese selbst aber umfassen streng genommen Talleyrands Leben nur bis zum Sturze seines Ministeriums

im Jahre 1815 nach der zweiten Restauration. Von da bis zur Juli-Revolution klafft leider eine Lücke, die auszufüllen Talleyrand unnötig erscheinen mochte, weil er, abgesehen von seinem Auftreten in der Pairskammer, während dieses Zeitraumes nicht auf der Bühne des öffentlichen Lebens stand. Die Regierung Louis Philipps führte ihn auf diese zurück. Allein wieviel er selbst dazu beigetragen hatte, Louis Philipp die Wege zu ebnen, verschwieg er gänzlich[1]). Sodann zog er vor, statt einer zusammenhängenden Schilderung seiner Thätigkeit auf dem Gesandtschaftsposten in London die Urkunden sprechen zu lassen und sie nur durch ziemlich trockene Berichterstattung zu verknüpfen. Selten gewinnt sie durch die Charakteristik der Staatsmänner, mit denen der greise Gesandte Louis Philipps zu tun hatte, oder durch geschichtliche Rückblicke etwas individuelle Färbung. Ganz anders verhält es sich mit jenem zusammenhängenden Stück der autobiographischen Aufzeichnungen, in denen sich die Gestalt des Erzählers vom Hintergrunde des ancien régime, der revolutionären Epoche, des Kaiserreiches und der beiden Restaurationen abhebt. Dies allein ist des Namens von Memoiren würdig. Nur ihm kann eine Stelle in der Reihe von Werken dieser Gattung historischer Litteratur eingeräumt werden, an denen die Franzosen so reich sind. Vermutlich aber wird diese Stelle eine ziemlich bescheidene sein. Denn der Gehalt an neuer Kunde ist zu gering, die Verschleierung und Verschiebung des Thatsächlichen zu deutlich, die künstlerische

[1]) S. Mantoux: Talleyrand en 1830. (Revue Historique 1902. LXXVIII. S. 266—287).

Fassung zu ungleich, als daß von einem Meisterwerk die Rede sein dürfte.

Am wenigsten treffen diese Ausstellungen Talleyrands Jugendgeschichte und die Schilderung seines Mannesalters bis zum Ausbruch der Revolution. Hier giebt er sich als liebenswürdiger Plauderer, geschmeidig und anziehend, wie ihn der Verfasser der „Galerie des états généraux" einst unter der Maske des Amène gezeichnet hatte. Die Darstellung der Kindheit, der geistigen Entwicklung, erster unschuldiger Liebe[1]) und freundschaftlicher Herzensbündnisse gleitet anmutig am Auge des Lesers vorüber. Demnächst folgt man dem genußfähigen, verschmitzten Weltkinde, das Abbé de Perigord hieß, in die Kreise vornehmer Geselligkeit und auf das Gebiet der Politik und des Finanzwesens. Man atmet etwas von der Luft jener verführerischen Zeit vor dem Sturm, in der allein, wie der alte Talleyrand nicht ohne cynisches Bedauern gestand, empfunden werden konnte, was „Luft des Lebens" bedeutete. Es ist begreiflich, daß er hier wie auch sonst über seine galanten Beziehungen und über seine Leidenschaft, sich die Taschen mit Gold zu füllen wie füllen zu lassen, hinweggeht. Weniger verzeihlich ist es, daß er Mirabeau, dem er einst so nahe gestanden hatte, nur einmal ganz gelegentlich erwähnt. Auch zwischen dem Inhalt früher bekannt gewordener Jugendbriefe

[1]) Ganz anders wird diese Episode erzählt bei Pichot: Souvenirs intimes sur M. de Talleyrand, Paris 1870 (nach dem „Album perdu") S. 47—51. Aber Pichot giebt selbst zu, daß die Echtheit der von ihm mitgeteilten Form bestritten sei. Vgl. Gorsas: Talleyrand, Paris, Savine 1891, S. 19—24.

Talleyrands und der Art und Weise, wie er Calonnes gedenkt, besteht ein merklicher Unterschied. Die Charakteristik Neckers und Lafayettes ist äußerst dürftig. Weitschweifige Auseinandersetzungen, wie über die Frage der Kolonisation und den englisch-französischen Handelsvertrag von 1786, können solche Mängel nicht ersetzen. Sie sind zwar von Wert für die Erkenntnis der Gedankengänge Talleyrands, der in einem Atem für „den Triumph der Handelsfreiheit“ und für die Herrschaft seines Vaterlandes über das Mittelmeer, als einer französischen „Domäne“ schwärmt. Allein sein Verhalten in der Vorgeschichte der Revolution und diese Vorgeschichte selbst wird dadurch nicht weiter aufgehellt.

Noch viel weniger kann die Erzählung seiner Beteiligung an der Revolution befriedigen. Allerdings wird gleich zu Beginn derselben eine Mitteilung gemacht, die den Reiz der Neuheit beanspruchen könnte, wäre sie nicht der Hauptsache nach schon aus den Memoiren des Barons de Vitrolles bekannt gewesen. Talleyrand will in geheimen Zusammenkünften mit dem Grafen von Artois in Marly den Rat gegeben haben, die Reichsstände aufzulösen und, nach seinen Vorschlägen, eine Pairskammer zu schaffen oder Beschränkungen in das Wahlgesetz aufzunehmen, um alsdann eine neue Versammlung zu berufen. Diese Zusammenkünfte müßten etwas früher stattgefunden haben, als Vitrolles sie ansetzt; übrigens liegt nicht der mindeste Grund vor, an der Richtigkeit der Thatsache zu zweifeln. Da Talleyrands Rat nicht befolgt wurde, sah er ein, wie er sagt, „daß man, wenn man nicht ein Thor sein wollte, an

sich selbst denken müsse." Mit diesem kühnen Sprung versetzt sich der Erzähler ins Lager der populären Partei. Zu der Führerolle, die er alsbald in dieser einnahm, passen freilich die Worte sehr schlecht, die er der Emigration widmet. „Der Graf von Artois hatte das Signal für sie gegeben. Ich liebte ihn. Ich hatte die ganze Kraft meines Verstandes nötig, um der Versuchung zu widerstehen, ihm zu folgen." Sollte man nicht danach glauben, Talleyrand hätte auf der Rechten der Nationalversammlung gesessen? Sollte man es für möglich halten, daß er an so vielen ihrer Beschlüsse freudigen Anteil nahm? In der That bekommt der Leser der Memoiren davon sehr wenig zu hören, obwohl ein Zusatz zum Testamente Talleyrands und eine Stelle der Memoiren selbst (I. 228) „etwas mehr Licht" versprechen. Seine Missionen nach London vor und nach dem 10. August 1792 werden nur flüchtig gestreift. Dieser Tag, an dem die Tuilerien erstürmt wurden und die Monarchie zusammenbrach, wird als ein „Verbrechen" bezeichnet. Aber daß Talleyrand „dies Verbrechen" in einem von ihm verfaßten Rundschreiben vor den Mächten Europas zu rechtfertigen unternahm (Pallain: Le ministère de Talleyrand sous le directoire 1891 p. V—XI, Sorel: L'Europe et la révolution française III, 15), wird wohlweislich verschwiegen.

Um so länger verweilt der Erzähler bei der Schilderung seines Aufenthaltes in Nordamerika, wo er während der Schreckensherrschaft ein Asyl fand. Er lenkt mit Geschick die Aufmerksamkeit ab auf „dies große Land, dessen Geschichte erst beginnt", und fesselt durch den Bericht dessen, was er dort erlebt und gedacht hat.

Wie er, nach Frankreich zurückgekehrt, durch seine Freundin, Madame de Staël, mit dem Direktor Barras in Verbindung gesetzt und durch diesen zum Minister des Auswärtigen erkoren wurde, wußte man schon bis ins Einzelne. Er hütet sich zu erwähnen, daß er dadurch aus einer peinlichen Geldklemme befreit zu werden wünschte (vgl. Barante: Souvenirs I. S. 90, Barras: Mémoires II. S. 448 ff.), und stellt die Annahme des Amtes mehr als ein Opfer dar, das er gebracht haben wollte, „um mißfällige Menschen und Dinge zum Nutzen der Zukunft dienstbar zu machen". Überhaupt bestrebt er sich, seine Thätigkeit als Minister möglichst zu verkleinern. Niemand kann sich auf Grund seiner Memoiren den Gegensatz seiner Anschauungen über das Programm auswärtiger Politik zu denen des Direktoriums vorstellen. Ebenso verdunkelt er den Zeitpunkt und die Gründe seiner Entlassung. Seinen Worten nach sollte man ihn für ein unschuldiges Lamm halten, das sich längst aus der Gesellschaft von Wölfen hinweggesehnt hatte. Auch Napoleons Idee, ihn während des ägyptischen Zuges als Unterhändler gegenüber der Pforte zu benutzen, muß zur Verhüllung des Thatbestandes herhalten.

Mit Napoleon tritt in Talleyrands Memoiren diejenige Gestalt auf, die das stärkste Interesse des Lesers herausfordern wird. Leider wiederholt sich aber auch hier die Erfahrung, daß die Veröffentlichung zu spät erfolgt ist, um große Überraschungen bieten zu können, und daß Talleyrands Aussagen bei der Vergleichung mit anderen Quellen häufig an Glaubwürdigkeit verlieren. Höchst bezeichnend ist es schon, daß Talleyrand

sich rühmt, nach seiner Ernennung zum Minister unter dem Direktorium zuerst „einen sehr verbindlichen Brief des Generals Bonaparte" erhalten zu haben, während nach der Correspondance inédite de Napoléon Bonaparte der erste, mehr als verbindliche Brief von Talleyrand an den siegreichen Helden nach Italien gerichtet ist. Dies war schon 1819, lange vor Talleyrands Tode, gedruckt zu lesen, seine irreführende Angabe blieb aber stehen. Die Vorgeschichte des 18. und 19. Brumaire wird durch einen kleinen romanhaften Zug bereichert, davon abgesehen aber sehr im Zwielicht gehalten. Daß Talleyrand am Entscheidungstage vor dem Schlosse von St. Cloud im Wagen abwartete, ob er bleiben oder flüchten solle, findet man begreiflicherweise hier nicht. Lesenswert sind die Seiten, die dem Beginn der konsularischen Regierung gewidmet sind. Aber eben da, wo man die meisten Aufschlüsse erwarten sollte, auf dem Felde der auswärtigen Politik, sind Talleyrands Mitteilungen häufig lückenhaft oder unzuverlässig. Dies erklärt sich gutenteils aus seinem ihm keineswegs allein eigentümlichen System, sich einen doppelten Napoleon zu konstruiren: einen maßvollen, „dessen Pläne jeder patriotische Franzose zu verwirklichen mithelfen konnte," auch wenn er die Mittel nicht immer billigte, und einen zügellosen, der Europa und Frankreich zu immer neuen Kriegen fortriß und schließlich seinen eigenen Ruin herbeiführte. Der Friede von Amiens scheint ihm die Grenzlinie zu bilden.

Nun hat bekanntlich Talleyrand noch manches Jahr nach dem Abschluß dieses Friedens „mitgeholfen". Er hat, ohne zu murren, als treuer Diener seines zeit-

weiligen Herrn, des ersten Konsuls und Kaisers, dessen ausgreifende Eroberungspolitik mit Rat und That unterstützt und bis zur Unterzeichnung der Verträge von Tilsit mit seinem Namen gedeckt. Er hat es dabei an Ausdrücken schmeichlerischer Unterwürfigkeit nicht fehlen lassen, die man neuerdings in der wichtigen Veröffentlichung Pierre Bertrands: Lettres inédites de Talleyrand à Napoléon 1800—1809, Paris, Perrin 1889, dicht gehäuft finden kann. Es nimmt sich daher eigentümlich aus, wenn Talleyrand sich damit brüstet, dem Kaiser zu der Zeit, „da er die Wahrheit noch hören konnte", und selbst noch später, „als man ihn vorsichtig behandeln mußte", die Wahrheit gesagt zu haben.

Immerhin läßt sich nicht leugnen, daß Talleyrands Ideen „über die Herstellung eines wahren Gleichgewichtes in Europa" von Napoleons Streben nach der Gründung eines Universalreiches bedeutend abwichen. Wie er sich jenes Gleichgewicht auch 1807 unmittelbar vor dem Tilsiter Frieden noch als möglich dachte, geht aus einer merkwürdigen Stelle seiner Memoiren hervor: „Es hätte dazu nur folgender Dinge bedurft: erstens Italien zur Einheit aufrufen, indem man das Haus Baiern dorthin verpflanzte, zweitens Teilung Deutschlands zwischen dem Hause Östreich, das sich bis zur Mündung der Donau erstreckt haben, und dem Hause Brandenburg, das man vergrößert haben würde, drittens Wiederherstellung Polens unter der Herrschaft des Hauses Sachsen." Wie in einer früheren berühmten Denkschrift vom 17. Oktober 1805 (s. Bertrand S. 156 ff.), so spielte auch in dieser Phantasie die berechtigte Furcht vor den Gefahren mit, „die Eu-

ropa von Osten her bedrohen". Es liegt jedoch auf der Hand, wenn man sich die damaligen Grenzen Frankreichs und die Masse seiner Vasallen vergegenwärtigt, daß auch Talleyrands Gedankenspiel nur ein Hohn auf die Idee des europäischen Gleichgewichtes war, von seinen willkürlichen Voraussetzungen ganz zu schweigen.

Wer im Auge behält, daß Talleyrand es darauf anlegt, sich gleichsam als den trauernden guten Engel Napoleons zu schildern, wird manche Lücke und manche Behauptung der Memoiren nach Gebühr zu würdigen wissen. Talleyrand läßt 1807 den öſtreichischen General Vincent in Warschau erscheinen, „einzig und allein damit beauftragt, über die Erhaltung der Ruhe in den ehemals polnischen Gebieten Östreichs zu wachen", wobei er ihm nach Kräften geholfen haben will. Er sagt aber kein Wort über die wichtigen politischen Verhandlungen, die zwischen ihnen stattfanden, in deren Verlauf er Napoleons Friedensbedingungen „gerecht und gemäßigt" nannte. Der Königin Luise legt er beim Abschied in Tilsit nach jenen peinlichen Zusammenkünften mit dem unerbittlichen Sieger die Äußerung in den Mund: „Fürst von Benevent, nur zwei Personen bedauern, daß ich hierhergekommen bin, ich und Sie. Nicht wahr, Sie sind zufrieden mit dieser meiner Ansicht?" worauf er nur mit Thränen der Rührung und des Stolzes antworten kann. Aber die Oberhofmeisterin Frau von Voß, die eine solche Scene schwerlich mit Stillschweigen übergangen hätte, weiß nichts davon, berichtet vielmehr, daß man Talleyrand die Verhärtung Napoleons Schuld gebe.

Um nachzuweisen, daß er jene schöne Rolle des Warners gespielt habe, entgeht er der Versuchung nicht, seinen Worten und Handlungen den Stempel einer unerschütterlichen Folgerichtigkeit aufzudrücken, die ihnen in Wirklichkeit völlig fremd war. Dies gilt namentlich von seiner Erzählung des spanischen Unternehmens Napoleons, dem er sehr viel Raum widmet. Er beruft sich dabei (I. 373) auf das Werk von de Pradt: Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne, das 1816 erschien, fügt aber manches aus eigener Erinnerung hinzu. Mit sichtlicher Beflissenheit kehrt er seine Sympathie für die bourbonische Königsfamilie in Spanien heraus. Sobald er, schon während des Aufenthaltes in Berlin nach der Schlacht bei Jena, Napoleons Absicht erkennt, „den spanischen Zweig des Hauses Bourbon zu zerstören", gelobt er sich, um jeden Preis, nach Frankreich zurückgekehrt, sein Ministerium niederzulegen. Man weiß, daß dies geschah, wenn auch die Gründe seiner Entlassung heute noch nicht ganz klar sind. Er erhielt die reich dotirte Stelle eines Vicegroßwählers, die er selbst als eine „ehrenvolle und einträgliche Sinekure" bezeichnet.

Sein Widerstreben gegen Napoleons spanischen Plan bleibt sich gleich. „Ich bekämpfte ihn," berichtet er, „mit aller Kraft, indem ich die Immoralität und die Gefahren einer solchen Unternehmung auseinandersetzte." Endlich giebt er, „gedrängt durch die arglistigen Argumentationen des Ehrgeizes des Kaisers", einen Ausweg an. Er rät, um sich die erforderlich scheinenden Sicherheiten von seiten Spaniens zu verschaffen, zur Besetzung Cataloniens bis zum Abschluß

des Friedens mit England. Napoleon soll diese Provinz als Pfand behalten. Verzögert sich die Beendigung des Seekrieges, so läßt sich vielleicht ihre dauernde Verbindung mit Frankreich durchführen. Alles, was darüber hinausgeht, wird zum Unheil führen. Aber er überzeugt den Kaiser nicht. Dieser beginnt das diplomatische Intriguenspiel, dem Talleyrand gänzlich fremd geblieben sein will. Die spanische Königsfamilie geht in Bayonne in die ihr gestellte Falle. Die Prinzen werden vom Kaiser der Obhut Talleyrands in seinem Schlosse Valençay überwiesen, „um die Welt glauben zu machen, daß er seine Pläne billige". Niemand aber wird dadurch getäuscht, und er ist glücklich, als aufmerksamer Wirt diesen bourbonischen Sprößlingen „Kummer und Sorge zu ersparen".

Nicht einmal in der Hauptsache, daß er das spanische Unternehmen entschieden mißbilligte, sagt Talleyrand die volle Wahrheit. Dagegen sprechen seine eigenhändigen, damals an Napoleon gerichteten Briefe, die zum Glück im Nationalarchiv aufbewahrt sind[1]). Die Memoiren Talleyrands verschweigen daher, was die Memoiren der Frau von Rémusat ausplaudern: „Er sagte uns: ein Prinz des Hauses Bourbon ist ein schlechter Nachbar für die Dynastie Bonaparte, und ich glaube nicht, daß der Kaiser sie belassen kann." Hierauf folgen verschiedene Erwägungen, wie man „den Friedensfürsten", den leitenden spanischen Minister, verdrängen,

[1]) S. Sorel: L'Europe et la révolution Française VII. 216, 275. Welschinger: Talleyrand et la guerre d'Espagne (Séances et travaux de l'Académie des sciences morales et politiques. Compte rendu 1908, décembre).

falls der König sich diesem Ansinnen widersetze, für sein Volk und gegen ihn Partei nehmen, je nach den Umständen „das ganze Geschlecht der Bourbonen entthronen", oder durch Verheiratung des Infanten mit einer Prinzessin des Hauses Bonaparte „kompromittieren" müsse. Ebensowenig erwähnen Talleyrands Memoiren, daß er im Beginn des Jahres 1808 bei den trügerischen Verhandlungen mit Izquierdo zugezogen wurde. Man mag danach urteilen, ob ihn mehr „die Gefahr" oder „die Immoralität" des Unternehmens kopfscheu machte.

Mehr als bedenklich ist auch die Wiedergabe eines Gespräches, das er, bald nachdem der Schlag von Bayonne gelungen, mit dem Kaiser gehabt haben will. „Was ist nun aus Ihren Prophezeiungen geworden," läßt er den Kaiser sagen, „daß ich Schwierigkeiten finden würde, die spanischen Angelegenheiten nach meinem Willen zu leiten? Ich bin mit den Leuten fertig geworden. Sie sind mir alle ins Netz gegangen, ich bin Herr der Lage in Spanien wie in ganz Europa." „Diese Prahlerei," erzählt Talleyrand weiter, „ärgerte mich, da ich sie namentlich wegen der von ihm angewandten schändlichen Mittel höchst ungerechtfertigt fand. Ich erwiderte ihm indessen ruhig, daß ich die Dinge anders ansähe und glaube, er habe durch die Vorgänge von Bayonne mehr verloren als gewonnen. ‚Wie meinen Sie das?' ‚Mein Gott, das ist sehr einfach, ich will es an einem Beispiel klar machen. Wenn jemand in der Welt Thorheiten begeht, Maitressen hält, sich schlecht gegen seine Frau benimmt, selbst gegen seine Freunde sich viel zuschulden kommen läßt, so wird man

ihn zwar tadeln, indessen wenn er reich, mächtig und geschickt ist, kann er noch auf die Nachsicht der Gesellschaft rechnen. Sobald er aber beim Spiel betrügt (triche au jeu), wird er augenblicklich aus der guten Gesellschaft ausgestoßen, und sie verzeiht ihm nie.' Der Kaiser erblaßte, war verwirrt und sprach an diesem Tage nicht mehr mit mir, aber von diesem Augenblicke datirt der Bruch zwischen uns, der mehr oder weniger deutlich hervortrat." So will der Mann zu sprechen sich erkühnt haben, der seiner Originalkorrespondenz nach am 10. Mai 1808 dem Kaiser schrieb: „Möge Eure Majestät mir gestatten, Ihnen meine Komplimente wegen der Angelegenheiten Spaniens zu machen, die thatsächlich ganz beendigt sind, und in Bayonne so, wie ich es so lebhaft gewünscht habe." Wenn man sich diese Worte vor Augen hält, wenn man das Verhältnis Napoleons und Talleyrands überdenkt, wenn man die demütig-schmeichlerischen Briefe kennt, die dieser auch später noch an jenen gerichtet hat, so wird man dem Wortlaute der Memoiren durchaus nicht trauen. Wohl aber liest man in den Memoiren Beugnots, daß dieser aus Talleyrands Mund hörte: „Siege können solche Züge (das Intriguenstück von Bayonne) nicht auslöschen, weil etwas Gemeines und Betrügerisches wie beim falschen Spiel (de la tricherie) darinsteckt." Was Talleyrand einem Beugnot gegenüber sagen durfte, verflicht er nicht sehr geschickt in die Antwort, die er dem Kaiser gegeben haben wollte.

Auch das ist nicht richtig, daß der Bruch „zwischen Napoleon und Talleyrand" von jener Zeit herrühre.

Wie wäre Talleyrand, obwohl nicht mehr Minister, sonst von Napoleon zu den Verhandlungen jenes Erfurter Kongresses herangezogen worden, den er in farbenreichem Bilde vor uns aufleben läßt? Dies Stück der Memoiren würde als eine wahre Enthüllung begrüßt werden können, hätte man nicht schon gewußt, daß Talleyrand hier „Napoleons Sache verriet, indem er sich schmeichelte, seinen Interessen zu dienen". Besser als mit den angeführten Worten Vandals läßt sich Talleyrands Verhalten nicht bezeichnen. „Erfurt," sagt der genannte Historiker mit gutem Grunde, „ist das Terrain, auf dem Talleyrand allen Ernstes den Kampf aufnimmt, den er schon seit ein paar Monaten eingeleitet hatte. Zunächst beabsichtigt er, seinen besonderen Frieden mit Europa zu verhandeln, mit Östreich gute Beziehungen zu pflegen, sich beim Zaren ein Ansehen zu verschaffen, das ihn gegen die Wechselfälle der Zukunft sicherstellt. In Erfurt knüpft er mit Alexander jene Verbindung an, die ihm sechs Jahre später erlaubte, dem russischen Monarchen im eroberten Paris die Honneurs zu machen. Aber sein Abfall hatte auch edlere Beweggründe. Da er mit gerechtem Schrecken sah, daß Napoleon mehr und mehr die Grenzen des Möglichen verkannte und den größten Gefahren entgegenging ... hielt er dafür, daß es nur ein Mittel gebe, ihn zu mäßigen: nämlich die Mächte zum Widerstande zu ermutigen ... Er versucht es, durchzusetzen, daß Östreich sich nicht zu tief beugt, daß Alexander sich nicht ganz hingiebt. Er warnt diesen Fürsten, schützt ihn vor der Verführung, bestrebt sich, ihn der Bezauberung Napoleons zu entziehen, beschwört ihn, die

Unabhängigkeit Europas seinem eigenen Ehrgeiz nicht aufzuopfern."

Man muß Vandals Darstellung in seinem ausgezeichneten Werke Napoléon et Alexandre I. (Band I. Paris, Plon 1891) Schritt für Schritt mit Talleyrands Erzählung vergleichen, um diese auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Daß Talleyrand seine eigene Gestalt zu sehr in den Vordergrund rückt, Champagnys und Rumjanzovs Mitwirkung verschweigt, muß man dem Memoirenschreiber zugute halten. Mit wahrer Virtuosität hat Talleyrand in diesem Abschnitt „das ungeheuerliche Maß erzwungener, erheuchelter oder selbst aufrichtiger Huldigungen" geschildert, die Napoleon dargebracht wurden. Sein Spott trifft namentlich viele der kleinen deutschen Fürsten, die sich vor dem Übermächtigen „zu Boden warfen". Daran gewöhnt, „ihre Größe an Schmeicheleien zu messen, die sie niemals übertrieben finden, beugen sie sich auch vor dem Sieger so tief, wie sie ihre Unterthanen vor ihrer eigenen Person gebeugt zu erblicken wünschen ... Ich habe in Erfurt nicht eine Hand auf edle Art die Mähne des Löwen streicheln sehen."

Es thut wohl, auch von den Fürsten des deutschen Geistes reden zu hören, die Napoleon in jenen Herbsttagen zu Erfurt und Weimar nahten und die ihre Würde unstreitig besser zu wahren wußten. Leider bietet aber Talleyrands Bericht, so eingehend er ist, hier wieder arge Blößen. Drei volle Seiten sind der Unterhaltung des Kaisers mit Goethe gewidmet, die am 2. Oktober 1808 in Erfurt stattfand. Es ist bereits verschiedentlich darauf aufmerksam gemacht worden, daß

Talleyrands Aufzeichnung ganz und gar nicht mit derjenigen übereinstimmt, die wir von Goethes Hand selbst besitzen[1]). Man kann sagen: Form und Inhalt decken sich nirgends. Am auffallendsten ist, daß nach Talleyrands Memoiren vom Werther gar keine Rede ist, während Talleyrand selbst 1825 diesen Roman gegenüber Karl von Bonstetten als einen der Gegenstände der Unterhaltung bezeichnet hat. (Briefe von K. V. von Bonstetten an Friederike Brun, herausgegeben von Matthisson II, 312.) Aber hiervon abgesehen, wie viele Unmöglichkeiten tischen die Memoiren dem Leser auf! Goethe soll Wieland neben Schiller und Lessing als großen deutschen Dramatiker genannt haben. Er soll erklärt haben, Kotzebue, der damals die Gunst des Zaren genoß, sei noch in Sibirien gefangen. Er soll vergessen haben, daß er wenige Tage vorher dem Zaren vorgestellt worden war, und gesagt haben, er hoffe ihm vorgestellt zu werden. Talleyrand, der nach Goethes Bericht zuerst „etwas entfernt" gestanden, später sich „entfernt hatte", will dies alles nicht nur gehört, sondern auch sofort aufgeschrieben und seine Notizen Goethe zum Zwecke der Berichtigung gleichsam unterbreitet haben. „Ich folgte ihm," erzählt er, „nachdem Napoleon mit ‚Leben Sie wohl, Herr Goethe' geschlossen hatte, und lud ihn zum Mittagessen bei mir ein. In meine Wohnung zurückgekehrt, schrieb ich die erste Unterhaltung nieder und versicherte mich während des Essens durch verschiedene

[1]) S. namentlich „Die Nation" 1891, 9. Mai Nr. 32. Vgl. die ausführliche Darstellung in Geigers „Aus Alt-Weimar". Berlin. Gebrüder Paetel. 1897, S. 122—147, mit Litteraturangaben.

Fragen, die ich an ihn richtete, daß sie so, wie ich sie hierhersetze, vollkommen genau ist." In Goethes Tagebuch liest man zum 2. Oktober 1808: „Tafel beim Herzog"; sogar das Mittagessen bei Talleyrand ist also Erfindung. Was konnte es ihn danach kosten, das Wort Napoleons, das zu Talma gesprochen war, etwas umgewandelt auch in die Unterhaltung des Kaisers mit Goethe einzuflechten. „Sie werden vor einem Parterre von Königen spielen," hatte der Kaiser dem großen Tragöden zugerufen. „Sie werden in meinem Parterre eine schöne Anzahl von Fürsten finden," rief er nach Talleyrand dem großen Dichter zu.

Etwas besser steht es mit dem Berichte von Napoleons Gesprächen mit Wieland. Allein schon die Einführung Wielands ist romanhaft. Nach den Memoiren hatte Napoleon zu Goethe gesagt: „Schreiben Sie Herrn Wieland, er möge hierher kommen. Ich werde ihm in Weimar, wohin der Herzog mich eingeladen hat, einen Gegenbesuch machen." Wie man sieht, ein sehr kordiales Verfahren! „Der Auftrag wurde pünktlich ausgerichtet. Wieland kam an; er ließ beide zum Frühstück einladen. Ich erinnere mich, daß der Fürst-Primas mit vielen anderen Leuten diesen Tag auch da war." Nun folgt eine Wiedergabe des Gespräches, das mit schmeichelhaften Äußerungen für den Verfasser von Agathon und Oberon, den „deutschen Voltaire", beginnt, aber durch die Meldung Nansoutys, ein Kurier aus Paris sei angelangt, unterbrochen wird. Talleyrand läßt Napoleon die Unterhaltung in Weimar wieder aufnehmen auf jenem Ballfeste des 6. Oktober, das auf die Aufführung von Voltaires „Tod Cäsars"

folgte. Schon in Erfurt hatte er sich, wie er erzählt, darauf gespitzt, daß Napoleon über Tacitus sprechen würde[1]. „Er pflegte," bemerkt er ironisch, der berühmten Unterhaltung Napoleons mit Johannes von Müller eingedenk, „seine Prachtgespräche" (conversations d'apparat) sorgfältig vorzubereiten und überraschte, wohlgerüstet wie er war, sein Gegenüber. Drei oder vier Gegenstände behandelte er mit Vorliebe." Tacitus gehörte zu ihnen, und in der That dreht sich nach den Memoiren die Unterhaltung mit Wieland ausschließlich um diesen. Napoleon greift ihn an als einen Historiker, „der aus allen Kaisern abgefeimte Schurken macht". Wieland verteidigt ihn, „da sein Genie nur wie die Gerechtigkeit unerbittlich sei". Zum Schlusse fragt Napoleon, ob vielleicht Wieland durch Johannes von Müller erfahren habe, wie er über Tacitus denke. Wieland giebt es zu. „Noch halte ich mich nicht für geschlagen," endet der Kaiser. „Ich kehre morgen nach Erfurt zurück. Da wollen wir unseren Streit fortsetzen."

Auch hier wird alles über jeden Zweifel hinausgehoben. Die erste Unterhaltung in Erfurt soll Wieland, „der in seiner Anspruchslosigkeit nicht wußte, ob er dem Kaiser gut oder schlecht geantwortet hätte", sofort niedergeschrieben haben. „Er brachte diesen Bericht, so wie man ihn hier gelesen hat, mit zum Fürsten-Primas." Dort sah ihn Talleyrand, der mit Wieland daselbst zu Tische geladen war. Das Gespräch vom Weimarer Ballfeste wurde aber sofort von allen „jungen

[1] Vgl. Henri Welschinger: Napoléon et Tacite (Séances et travaux de l'Académie des sciences morales et politiques. Compte rendu 1914, janvier).

Akademikern", die es mitangehört hatten, „weil sie ihrem Gedächtnis nicht trauten", aufgezeichnet. „Am folgenden Morgen um sieben Uhr kam Herr von Müller (gemeint ist der Kanzler Friedrich von Müller) zu mir, um mich zu fragen, ob der Ausfall des Kaisers gegen Tacitus treu wiedergegeben sei. Ich ließ einige Worte ändern, was mir das Recht gab, eine vollständige Abschrift der Arbeit dieser Herren zu empfangen, die für das litterarische Archiv (archives littéraires) von Weimar bestimmt war."

Zunächst liegt die chronologische Verwirrung von Talleyrands scheinbar so sicherer Erzählung am Tage. Wieland ist nicht vor, sondern nach den Festen von Weimar in Erfurt gewesen, wo er in der That mit Talleyrand beim Fürsten-Primas speiste und den Kaiser bei seinem Frühstück wiedersah[1]). Mit der zeitlichen Umdrehung fällt aber der ganze Aufbau des Talleyrandschen Berichtes zusammen. Alsdann werden hier sehr wichtige Teile der Unterhaltung zwischen Napoleon und Wieland, z. B. über Julius Cäsar, Religion, Dasein Christi vermißt. Man findet viel besseren Aufschluß in Wielands Leben von J. G. Gruber (1816) II. 491 ff. nach Briefen und mündlichen Mitteilungen des Dichters, sowie in den „Erinnerungen" des Kanzlers von Müller, der, wie er sagt, an jenem Abend in Weimar „das ganze Gespräch Wort für Wort hören konnte". Von Talleyrand erzählt derselbe Gewährsmann, er habe ihn einmal

[1]) Wie Talleyrand nimmt auch Fr. v. Müller (Erinnerungen 1851, S. 259) eine zweimalige Anwesenheit Goethes in Erfurt an. Nach Goethes Tagebüchern (Werke, Weimarer Ausgabe III. 3., S. 392, 393) ist dies unhaltbar.

während des Balles vermißt und zuletzt am Ende einer langen Reihe von offenen Zimmern gefunden, die zum Schlafzimmer des Kaisers führte. „Hier saß er einsam und nachdenkend auf einem Sofa und richtete alsbald den Wunsch an mich, daß ich ihm doch ein Memoire über die Unterredungen des Kaisers mit Goethe und Wieland aufsetzen möchte, was ich jedoch abzulehnen suchte." Weiß man nun auch, daß Müller sich doch noch erweichen ließ[1]: so viel steht fest, daß Talleyrand mit der Wahrheit sehr leichtfertig umsprang.

Folgt man ihm wieder auf das Gebiet der öffentlichen Angelegenheiten, so sieht man aufs neue, daß er vornehmlich durch Verschweigen sündigt. Aus Metternichs Depeschen weiß man, wie Talleyrand und Fouché sich einander näherten. „Sie sind," berichtete der östreichische Staatsmann nach Hause, „in der Lage von Passagieren, die das Steuer in der Hand eines tollkühnen Piloten erblicken, und die sich der Leitung des Schiffes zu bemächtigen bereit sind, sobald der erste Stoß den Piloten herabwirft." Die Memoiren wissen von dieser Verbindung mit Fouché nichts. Sie gedenken auch nicht der dadurch hervorgerufenen Wutausbrüche des Kaisers. Sie bringen für die Jahre 1809—1814 überhaupt sehr wenig über Talleyrands Stellung zu den Fragen der Politik und enthalten nur spärliche Ergänzungen unserer Kenntnis vom Laufe

[1]) Dies geht hervor aus B. Suphans Mitteilung: Napoleons Unterhaltungen mit Goethe und Wieland und Fr. v. Müllers Memoire darüber für Talleyrand (Goethe-Jahrbuch XV, 1894, S. 20—30).

der Dinge. In eine lange Ausführung über die Konflikte Napoleons mit der Kurie wird das reuige Bekenntnis, durch die Mitarbeit an der Civilverfassung des Klerus schwere Schuld auf sich geladen zu haben, eingeschoben.

Es folgt die Geschichte der ersten Restauration, ein Glanzpunkt im politischen Leben Talleyrands. Schenkt man ihm Glauben, so hat er schon in den letzten Zeiten des Kaiserreiches, ohne zu schwanken, die Herstellung der Bourbonen als einzig mögliche Rettung Frankreichs angesehen. „Wer daran hätte denken wollen, die Familie des Menschen zu erhalten, der Frankreich in den Abgrund gestoßen hatte, würde nichts anderes gewollt haben, als zur Fülle des Unheils noch die Erniedrigung hinzufügen." Zum Unglück für Talleyrands Andenken besitzt man aber einen Brief, den er am 17. März 1814 seiner Freundin, der Herzogin von Kurland, zukommen ließ[1]). Seiner Bitte, das Schreiben sofort zu verbrennen, hat sie nicht entsprochen. Hier heißt es: „Wäre der Kaiser tot, so hätten wir den König von Rom und die Regentschaft seiner Mutter. Die Brüder des Kaisers könnten dies Arrangement zu hindern suchen; aber dies Hindernis wäre leicht zu heben, man müßte sie zwingen, Frankreich zu verlassen, wo sie keinen Einfluß haben." Drei Tage später schreibt er derselben Dame: „Man sprach heute von einer Verschwörung gegen den Kaiser und nannte die Generale, die ihr angehören sollen, aber alles unbestimmt. Wäre

[1]) Talleyrand intime d'après sa correspondance inédite avec la duchesse de Courlande. La restauration en 1814. Paris. E. Kolb (1891).

der Kaiser getötet, so würde sein Tod die Rechte seines Sohnes sichern. So lange er lebt, bleibt alles unsicher, und niemand kann voraussehen, was kommen wird. Nach dem Tode des Kaisers würde die Regentschaft alle Welt befriedigen. Man würde einen Regentschaftsrat ernennen, der jedermann gefiele ... Verbrennen Sie diesen Brief, sobald Sie ihn gelesen haben. Es ist unerläßlich. Überhaupt, liebe Freundin, heben Sie keine Briefe auf." Auch diese Mahnung bewirkte das Gegenteil von dem, was sie bewirken sollte. Talleyrand war bereits Mitglied des Regentschaftsrates, welcher der Kaiserin Marie Luise zur Seite stand. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß er sich auch in dem neuen Regentschaftsrate keine kleine Stellung zugedacht haben wird.

Allein ehe zwei Wochen verflossen waren, hatten alle diese Pläne ein Ende. Die Kaiserin suchte mit dem kaiserlichen Prinzen das Weite, Paris kapitulirte, die Verbündeten zogen ein. Talleyrand läßt den Leser seiner Memoiren nicht ahnen, wie schlau er es anstellte, der Kaiserin nicht zu folgen, ohne noch mit dem Kaisertum offen zu brechen[1]). Er deutet kaum an, wie, auch ohne sein Zutun, von anderen Seiten der Weg für die Rückkehr der Bourbonen geebnet wurde. Er bringt den Eindruck hervor, als wenn die Frage ihrer Wiederherstellung ausschließlich zwischen ihm und dem Zaren, der in seinem Hause Quartier genommen hatte, verhandelt worden wäre. Von der Redaktion der Charte sagt er nichts, als daß „Intrigue und Unfähigkeit" sich

[1]) Vgl. außer von früher Bekanntem Pasquier: Mémoires II, 231.

ihrer bemächtigt hätten. Dafür verbreitet er sich ausführlich über den Abschluß des ersten Pariser Friedens, auf den er mit Recht stolz sein durfte. Nicht minder berechtigt war er vom französischen Standpunkt aus, sich der Erfolge zu rühmen, die er auf dem Wiener Kongreß davontrug. Doch sind es, wie schon bemerkt, fast ausschließlich die Urkunden, die er für sich sprechen läßt. Sie sollen bezeugen, wie viele Hindernisse er besiegen mußte, um mit Glück als „Verfechter des Principes der Legitimität" aufzutreten. Wo er diese Urkunden durch flüchtige Erzählung ergänzt, klingt die Verherrlichung „der erhabenen Familie" durch, „die Frankreich weise Freiheiten mit ruhmvollen, historischen Erinnerungen zurückbrachte."

Die Geschichte der zweiten Restauration und des zweiten Pariser Friedens wird gleichfalls vornehmlich durch die Wiedergabe von Aktenstücken beleuchtet, die großenteils längst bekannt sind. Ein merkwürdiges Dokument wird sogar im Faksimile mitgeteilt. Es ist ein Brief Ludwigs XVIII. an Talleyrand, in dem der König sich bereit erklärt, um die beabsichtigte Sprengung der Brücke von Jena zu verhindern, sich selbst auf sie zu begeben und, wenn es sein müsse, mit in die Luft zu fliegen. Das Datum des Schreibens macht keine Schwierigkeit. Es lautet „Samstag um 10 Uhr". Dieser Samstag hätte der 8. Juli 1815 sein müssen, an dem Blüchers Absicht, die Brücke zu sprengen, bekannt wurde. Willkürlich und schwachen Gedächtnisses fügt Talleyrand dem „Samstag" noch „15. Juli" hinzu. Nach Vitrolles' Memoiren hätte Ludwig XVIII. einen Brief dieses Inhaltes den „alliirten Fürsten" geschrie-

ben[1]) und dadurch die Brücke gerettet. Nach Beugnot dagegen wäre das Ganze ein Einfall von ihm gewesen, durch den er nötigen Falles den Preußen habe imponiren wollen, den der König sich aber zunutze gemacht habe, um in einer heroischen Pose zu erscheinen. Wie dem auch sei: so viel steht fest, daß die Brücke nicht „durch einen bewundernswerten Brief des Königs gerettet wurde", wie Talleyrand behauptet. „Die Brücke wird gesprengt," erklärte Blücher, „und ich wünsche, Herr Talleyrand setzte sich vorher darauf"[2]). Nur die Unzulänglichkeit der Sprengversuche und die Ankunft Friedrich Wilhelms III., der Blüchers Leidenschaftlichkeit einen Zaum anlegte, hintertrieben die Ausführung des Zerstörungswerkes.

Ein paar Seiten sind der Erzählung der Umstände gewidmet, die Talleyrands Ausscheiden aus dem Amt im Herbst 1815 zur Folge hatten. Der Groll gegen Richelieu, seinen Nachfolger, und gegen den Zaren, Richelieus „irdischen Abgott", ist erklärlich. Niemand aber wird Talleyrand glauben, daß er „ohne sehr lebhaftes Bedauern" die Macht aus den Händen gegeben und „den festen Entschluß gefaßt habe, nie wieder die Leitung der Politik zu übernehmen". Man weiß vielmehr, unter anderem aus dem Briefwechsel der Madame de Rémusat, daß er auch nach seinem Sturze während

[1]) Dies wird bestätigt durch Decazes. Vgl. E. Daudet: Louis XVIII et le Duc Decazes 1815—1820. Paris 1899, S. 78.

[2]) Diese Phrase (vgl. Wigger: Fürst Blücher, Schwerin 1878, S. 269) könnte den Anlaß zur Abfassung eines auf äußere Wirkung berechneten Schreibens Ludwigs XVIII. geboten haben. Vgl. die Bemerkungen von Otto Gildemeister: Essays II. 276. Vierte Auflage 1909.

der Restauration den Ehrgeiz hatte, zu den Geschäften zurückgerufen zu werden. Dieser Gedanke könnte ihm auch bei der Abfassung seiner Memoiren vorgeschwebt haben. Er begann sie ohne Zweifel bald nach seiner Entlassung und schloß sie im August 1816 mit dem Satze: „Die Nachwelt wird freier und unabhängiger als die Mitwelt über alle die urteilen, die, wie ich, in einer der außerordentlichsten Epochen auf dem großen Welttheater gestanden und schon deshalb mehr Anspruch auf ein höheres Maß von Unparteilichkeit und Billigkeit haben[1])."

Diese Prophezeiung hat sich erfüllt. Wer über Talleyrands zahlreiche Abfälle den Stab bricht, giebt doch zu, daß er Frankreich immer die Treue bewahrt hat. Er glich, wie eine geistreiche Frau sich einmal ausgedrückt hat, „der Katze, die nicht dem Herrn folgt, sondern dem Hause treu bleibt." Talleyrand, der Memoirenschreiber, hat sich aber mit dieser Verteidigung nicht begnügen wollen. Er bemüht sich, durchblicken zu lassen, daß er von allen denkbaren Herren des Hauses die Bourbonen doch immer für die besten gehalten habe. Das Konsulat Napoleons begrüßt er als den Übergang „von der Polygarchie (sic) zur Erbmonarchie", die sich eines Tages in die der Bourbonen zurückverwandeln konnte, „wenn der Inhaber des Thrones sich seiner unwürdig zeigte". Dem Kaisertum leistet er Dienste, weil es die monarchische Gewalt herstellt und gleichsam den Platz für die legitimen Erben des letzten

[1]) Nach den Berichten des preußischen Gesandten in Paris, Grafen Goltz: „L'ouvrage de M. de Pradt sur la guerre d'Espagne (s. o. S. 273) a donné au prince de Talleyrand l'idée d'écrire des mémoires etc." s. E. Daudet: Louis XVIII et le Duc Decazes, S. 171.

Königs offen hält. Einer der namhaftesten französischen Historiker, Albert Sorel, hat daher die Memoiren als eine Art Tendenzschrift ansehen wollen, die Talleyrand als ein Mittel zur Wiedererwerbung der Macht dienen sollte. Gewiß ist es, daß er anderen gelegentlich Mitteilungen, die in die Hofkreise dringen konnten, aus seinen Aufzeichnungen machte. Er las Barante das Kapitel über den Erfurter Kongreß vor (Barante: Souvenirs I, 282). Er weihte Vitrolles in eine ganze Reihe von Abschnitten ein, die sich im Druck wiederfinden.

Erwägt man jedoch, wie viele anstößige Erinnerungen selbst durch seinen gekünstelten Bericht erweckt werden mußten, so wird man in Zweifel ziehen, ob er mehr an die zeitigen Inhaber der Gewalt als an die Nachwelt beim Schreiben gedacht habe. Nur das wird man als sicher annehmen dürfen, daß er vor dieser seine gut royalistische Gesinnung leuchten lassen wollte. Dies apologetische Bestreben erklärt so manches, was ein kritisches Auge verletzt. Anderes kann man auf Rechnung seiner Nachlässigkeit und Erinnerungsschwäche setzen, für die man auch sonst bei Memoirenschreibern Beispiele genug kennt. So verwechselt der Autor das Departement der Seine und das Departement von Paris, läßt Avignon unter dem Konvent mit Frankreich vereinigt und Louisiana im Frieden von Basel durch Spanien abgetreten werden, macht Carnot, „den General", zu einem „Flüchtling von Cayenne". Wieder anderes, wie die Erzählung von Napoleons Gespräch mit Goethe, erscheint als Ausfluß kecker Erfindung, die sich in das Gewand beglaubigter Wahrheit hüllt.

Immerhin erweckten manche grobe Irrtümer, zusammengenommen mit der Ungleichheit des Stiles, gleich beim Erscheinen der beiden ersten Bände den Argwohn, daß man es hier gar nicht mit Talleyrand selbst zu tun habe. Einer der besten Kenner der französischen Revolutionsgeschichte, F. A. Aulard, gab diesem Verdacht sofort in einem scharfen Artikel der Revue bleue Ausdruck. Seitdem hat der Streit nicht mehr geruht. Ein förmliches Kreuzverhör entspann sich, und bereits ist eine große Litteratur über die Frage der Echtheit von Talleyrands Memoiren angewachsen. Die wichtigsten Erzeugnisse dieser Litteratur sind in der Zeitschrift La Révolution française (1891, 14. April; 1892, 14. November) und in der Revue historique (1892, Januar, März, Mai) zu finden[1]). Allen Angriffen hat der Herzog von Broglie in einem Vorwort zum fünften Bande die Spitze abzubrechen gesucht. Schwerlich aber ist der Streit damit endgiltig entschieden.

Die Frage, ob wir einen echten Talleyrand vor uns haben, könnte gar nicht aufgeworfen werden, wenn wir das ursprüngliche Manuskript, sei es von seiner Hand, sei es nach seinem Diktat oder nach seiner Anleitung geschrieben, besäßen. Es würde auch nichts verschlagen, wenn dies Manuskript keine gleichförmige Masse darstellte, sondern der Arbeitsweise Talleyrands gemäß aus Stücken verschiedenen Charakters bestände. Man weiß, daß er die Gewohnheit hatte, bald im Zusammenhang zu diktiren und das

[1]) Vgl. A. Aulard: L'authenticité des Mémoires de Talleyrand (Etudes et Leçons sur la Révolution Française). Seconde Série. Paris, Alcan 1898.

Diktat durchzusehen und zu verbessern, bald einige Gedanken aufs Papier zu werfen oder selbst nur einem vertrauten Sekretär anzugeben und diesem die Ausführung und Verknüpfung zu überlassen. Was der Diplomat und Minister bequem fand, mochte auch dem Memoirenschreiber passen[1]). Jedenfalls aber muß es ein ursprüngliches Manuskript, das Wort in diesem sehr weiten Sinne genommen, gegeben haben. „Das Memoire über den Erfurter Kongreß", das Talleyrand in Valençay 1826 Barante vorlas, war, wie dieser sich ausdrückt, „ein abgelöstes Stück seiner Erinnerungen" (morceau détaché de ses souvenirs). Noch klarer spricht Vitrolles von „einigen großen Heften" (quelques grands cahiers), die Talleyrand heraussuchte, als er ihm zum erstenmal „sechzig bis achtzig Seiten" seiner Memoiren vorlas. Diese Hefte sind aber nicht zum Vorschein gekommen. Es wird vermutet, daß sie, wie überhaupt die Stücke, die das ursprüngliche Manuskript bildeten, verbrannt worden sind.

Der Herzog von Broglie, dessen strenge Gewissenhaftigkeit als Herausgeber niemand angezweifelt hat, konnte nur eine Kopie benutzen. Sie rührt von der Hand des Herrn von Bacourt her. Dieser hat auch Noten und Anhänge hinzugefügt, die sich nicht immer frei von Irrtümern und Ausschmückungen halten. Dies ist z. B. für die Erzählung der geheimen Zusammenkünfte Talleyrands mit Artois im Sommer 1789 von Flammermont in der Revue historique schlagend nachgewiesen. Bacourt, ein Diplomat, auf den Talleyrand

---

[1]) Vgl. Duchesse de Dino: Chronique de 1831 à 1862 publiée par la princesse Radziwill. Paris, Plon 1908, I, S. 137, 138.

etwas hielt, stand ihm gegen Ende seines Lebens sehr nahe. Auf ihn gingen kraft testamentarischer Verfügung alle Papiere Talleyrands, und darunter seine Memoiren, aus der Hand seiner Nichte, die ihn beerbt hatte, über. Bacourt fertigte, wie es in einem Verzeichnis seines Nachlasses heißt, „eine authentische und selbständige Kopie der Memoiren Talleyrands nach den Manuskripten, Diktaten und Abschriften, deren Verwendung dieser ihm angegeben hatte", in vier Bänden an und bestimmte, wozu er das Recht hatte, daß sie nicht vor 1888 im Druck erscheinen sollten. Die Übereinstimmung dieser Kopie mit dem Originale wurde durch Talleyrands Nichte und durch einen schriftlichen Vermerk Bacourts selbst bezeugt.

Alles kommt darauf an, ob diesen Zeugnissen in vollem Umfang zu trauen ist. Ein erstes Bedenken wird durch den Umstand hervorgerufen, daß sich in Bacourts Kopie „eine Lücke von acht Blättern" findet, die der Herzog von Broglie nicht zu erklären weiß. Sie erscheint in dem Essay über den Herzog von Orléans. Die Vermutung liegt nahe, daß hier etwas ausgelassen worden ist, was der Dynastie Louis Philipps unangenehm sein mußte. Sodann hat man sich zu erinnern, daß Bacourt es schon bei einer früheren Gelegenheit mit seinen Pflichten als Herausgeber nicht immer streng genommen hat. Man kennt seine Edition der Korrespondenz Mirabeaus mit dem Grafen La Marck, in der Lücken, Willkürlichkeiten, Fälschungen vorkommen[1]).

[1]) S. namentlich den Nachweis Flammermonts in der Zeitschrift La Révolution française 14. Nov. 1892. Der Versuch der Widerlegung von Pierre Bertrand: M. de Bacourt et les

Endlich läßt sich wenigstens an einem Punkte nachweisen, daß Talleyrands ursprüngliche Memoiren etwas enthalten haben, was in Bacourts Kopie fehlt, ohne daß sich hier die geringste Andeutung davon fände. Der bekannte geistvolle preußische Diplomat Konrad Engelbert Ölsner, der in Paris seit Jahren heimisch war, schrieb am 16. Juni 1821 von dort seinem Freunde Varnhagen von Ense: „Als Meister- und Kabinettsstück rühmte Baron Vitrolles, der die Talleyrandschen, noch ungedruckten Memoiren gelesen, die Schilderung eines Koncertes zu Valençay, wobei die spanischen Infanten den Takt schlugen, wie Leute pflegen, die zum erstenmal Musik hören. Mit dem Geiste und dem Scharfblick einer spöttisch-verschmitzten französischen Soubrette beobachtete der Hausherr die Verblüfften"[1]).

Nun wird bei der Schilderung des Aufenthaltes der Infanten zu Valençay in Talleyrands Memoiren ihr Leben und Treiben sehr genau beschrieben. Von einem

Mémoires de Talleyrand (Revue d'histoire diplomatique 1893) erscheint mir nicht als gelungen. Beachtenswert ist der Hinweis Bailleus (Deutsche Litt. Zeitung 1894, Nr. 24, S. 750) auf die Mémoires du Chancelier Pasquier 1894, I, 338. Nach Pasquier, der Talleyrands Aufzeichnungen über den Erfurter Kongreß benutzt hat, hätte Talleyrand bei seiner letzten Zusammenkunft mit dem Zaren dessen Zustimmung zur Vermählung seines Neffen mit der Tochter der Herzogin von Kurland erbeten, und dabei angedeutet, daß sie beide ihren geheimen Verkehr durch Vermittlung der Herzogin fortsetzen könnten (I, 338). Hiervon findet sich aber schlechterdings nichts in den sogenannten Memoiren Talleyrands. Pasquier I, 252 bemerkt einmal, indem er von Talleyrand spricht: „Des gens qui doivent le bien connaître m'ont assuré qu'il avait employé des plumes étrangères même pour la rédaction de quelques parties de ses mémoires". Vgl. oben S. 291, Anm. 1.

[1]) Briefwechsel Ölsners und Varnhagens. Stuttgart 1865. Band II, S. 273.

solchen Koncert, bei dem sie den Takt geschlagen hätten, ist aber keine Rede. Da Vitrolles oder Ölsner, der vermutlich Vitrolles selbst seine Kunde verdankte, eine solche Scene nicht erfunden haben werden, bleibt nur die Annahme übrig, daß Bacourts Kopie vom ursprünglichen Text abweicht.

Indessen solange dieser nicht zum Vorschein kommt, ist und bleibt man auf Bacourts Kopie angewiesen. Streichungen wird man diesem vorhalten können, übrigens aber den Text der Memoiren vorläufig als gegeben hinnehmen müssen. Überschlägt man dabei noch einmal, wie gering ihr Wert an Masse und innerem Gehalt im Verhältnis zu den Dokumenten erscheint, die in sie eingeschoben und von denen sie gleichsam umflossen sind, so wäre man beinahe versucht, auszurufen: „Tant de bruit pour une omelette." Wen aber die Anwendung dieses Sprichwortes zu hart dünken sollte, der wird jedenfalls ein anderes, gleichfalls dem Bereiche der Küche entnommenes, für zulässig erachten: „La sauce vaut mieux que le poisson."

3

# Gneisenaus Reise nach London im Jahre 1809 und ihre Vorgeschichte

Im Herbste des Jahres 1899 wurde mir, dank der Bewilligung des Foreign Office, die Möglichkeit gewährt, zum erstenmal auch in London für meine „Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815" archivalischen Stoff zu sammeln. Meine ursprüngliche Absicht ging nicht dahin, die günstige Gelegenheit zu weiteren Forschungen auszunutzen. Indessen als mir einige Aktenbände unter der Bezeichnung Prussia in die Hand fielen, deren Inhalt sich auf die Jahre 1809—1814 erstreckt, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mich auch mit ihnen zu beschäftigen. Schon bei flüchtigem Durchblättern bot sich manche freudige Überraschung. Neben der wundervollen Handschrift Gneisenaus traten mir die bekannten derben Schriftzüge Blüchers entgegen. Originalbriefe von Dörnberg, Grolman, Schön lenkten das Auge auf sich. Eine außerordentlich große Zahl von Schriftstücken kennzeichnete sich als der Feder Alexander Gibsons entflossen. Außerdem versprach eine Fülle von Berichten englischer Geheimagenten, die für längere oder kürzere Zeit in Preußen weilten, lohnende Aufschlüsse. Die Fortsetzung der „Geschichte der preußischen Politik 1807—1815"

dürfte dies Urkundenmaterial nicht ganz vernachlässigen[1]). Mir sei es zunächst gestattet, die neu erschlossene Quelle für die Beleuchtung gewisser Angelegenheiten des Jahres 1809 zu verwerten.

Es ist oft genug geschildert worden, wie es bei der Voraussicht des östreichisch-französischen Krieges seit dem Herbst des Jahres 1808 in den patriotischen Kreisen Norddeutschlands gärte. Man ist den Spuren der Verbindungen nachgegangen, die sich zum Zweck der Entfesselung der Volkskraft in Preußen und im Königreich Westfalen gebildet hatten. Auch hat man wiederholt auf ein leitendes Komite hingewiesen, an dessen Spitze Graf Chasot, der Kommandant von Berlin, getreten war, und es darf für gewiß gelten, daß dies Komite mit bedeutenden Persönlichkeiten in Königsberg, zumal mit Gneisenau, Fühlung hatte[2]). Begreif-

---

[1]) Die Bezeichnung der erwähnten Aktenbände ist die folgende (die erste Nummer ist die des Public Record Office, die zweite die des Foreign Office): Prussia 206, 80 (1809 Secret). 208, 82 (1810 Secret). 209, 83 (1811). 211, 85 (1812). 218, 92 (1812. 1813). Bei Anführung von Aktenstücken sind im folgenden, wenn nichts anderes bemerkt ist, immer diese Londoner Archivalien gemeint.

[2]) Steffens: Was ich erlebte 6, 177. Dilthey: Über Schleiermachers politische Gesinnung und Wirksamkeit (Preußische Jahrbücher 1862). Der englische Geheimagent Maimbourg (s. u. S. 302) erfuhr im Herbst 1809 bei einer Versammlung des Komites in Berlin, alle seine Mitglieder wie auch die anderen außerdem existirenden Komites sähen Gneisenau als ihren Chef an und korrespondirten regelmäßig mit ihm. Er bezeichnet ferner für den Anfang des Jahres 1809 Chasot als Präsidenten in absence and under direction of Logien (Logien ist ein schon von früher bekanntes Pseudonym Gneisenaus, s. z. B. Fournier: Stein und Gruner in Österreich. Deutsche Rundschau 14, 236). Man wird gegen diese Auffassung nichts einzuwenden haben. Dagegen muß ein Mißverständnis Maimbourgs vorliegen, wenn er auf eine Frage die

lich ist es nun, daß Männer wie Chasot und seine Gesinnungsgenossen für die Förderung ihrer Pläne vor allem Englands Hilfe erwarteten. Als Stein noch am Ruder war, hatte er bereits eine Unterhandlung mit dieser Macht angeknüpft. Nach seinem Sturz ging sie gleichsam als ein Erbstück seiner Politik auf die feurigen Patrioten über, die Friedrich Wilhelm III. zur Schilderhebung fortzureißen hofften.

Es lebte damals in Berlin ein Kapitän Ludwig Kleist, ein Verwandter Rüchels, vermutlich identisch mit jenem Kapitän Kleist, der als Rüchels Adjutant am 2. September 1806 die bekannte, von Johannes von Müller entworfene Denkschrift dem König in Charlottenburg überreicht hatte[1]). Da er, wie ein Berichterstatter sagt, „nichts zu gewinnen und zu verlieren hatte," beschloß er, in englische Dienste zu treten. Auf sein Ersuchen sandte ihm Gentz, zu dem er wohl von

Antwort erhalten haben will, man habe im April die letzte Mitteilung vom König (communication from the King) erhalten. Dies hat ihn vermutlich dazu verführt, für das Komite den Ausdruck zu gebrauchen: an association under the patronage of the K. (dahinter durchstrichen: ing). Maimbourgs Schreiben an das Foreign Office, Berlin, 22. Sept., 3. Okt. 1809.

[1]) Die Verwandtschaft mit Rüchel wird bezeugt durch Gibson (s. Anhang VI: his relation general Rüchel), Rüchels Adjutant von 1806, „Kapitän Kleist", erwähnt von Bailleu: Prinz Louis Ferdinand (Deutsche Rundschau 12, 223). Nach freundlicher Mitteilung Fr. Meineckes, der sich auf Kratz: Urkundenbuch des Geschlechtes v. Kleist S. 656 u. s. w. bezieht, hat Rüchel im Jahre 1809 einen Jakob Friedrich von Kleist adoptirt, der sich seitdem „Rüchel gen. von Kleist" nennt. Dieser hatte einen Bruder Karl Ludwig (vielleicht identisch mit dem Adjutanten von 1806?). Beachtenswert ist übrigens, daß in den Londoner Akten stets die Unterschrift „Louis Kleist" (ohne de) vorkommt.

früher Beziehungen hatte, am 4. Februar einen Empfehlungsbrief an Cannings Freund, den Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes, George Hammond[1]). Auch für Brinkman, den damaligen schwedischen Gesandten in London, nahm er ein Schreiben mit, das er Schleiermacher verdankte[2]). Weitere Unterstützung erhielt er durch Chasot, dem er, von den Zwecken des Komites unterrichtet, seine Dienste anbot. Chasot gab ihm, allerdings ohne vorherige Verständigung mit Gneisenau, Vollmachten, sowie Empfehlungsbriefe. Da Kleist im letzten Augenblick das Reisegeld fehlte, beschenkte ihn Chasot außerdem mit 1200 Thalern, die er für das Komite aus seiner Privatkasse zahlte.

Auf diese Weise ausgerüstet führte sich Kleist, in London angelangt, durch Schreiben vom 13. März 1809 als Envoyé par les chefs de l'insurrection du Nord de l'Allemagne beim Auswärtigen Amt ein[3]). In einer

---

[1]) Gentz: Tagebücher 1, 113. Irrig ist Gentz' Meinung: Cette lettre a été son seul passe-port. Ohne Zweifel geht dies auf eine Äußerung von Kleist zurück, der ihm ein Kompliment machen wollte.

[2]) Der sachliche und chronologische Zusammenhang macht es unzweifelhaft, daß „der Überbringer" des Briefes Schleiermachers an Brinkman vom 11. Febr. 1809 und der in dem Briefe Schleiermachers an denselben Adressaten vom 17. Dec. 1809 erwähnte „Reisende" (s. Dilthey: Aus Schleiermachers Leben und Briefen 4, 168, 171) niemand anders war als Kleist. — Über die Schreibung des Namens Brinkman s. Rühl: Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III. Leipzig 1899. 1, XXXIII.

[3]) Dem Schreiben Kleists vom 13. März 1809 liegt eine „Note" vom gleichen Datum bei. Über den Ursprung seiner Mission geben die Geheimberichte Maimbourgs sowie das Schreiben Gibsons (Anhang VI) Aufschluß.

seinem Schreiben beigefügten „Note“ setzte er auseinander: Der König von Preußen wird sich für den Krieg entscheiden, aber er wird noch zuwarten. Inzwischen muß der Aufstand in Westfalen, Hessen, Hannover, Ostfriesland, Braunschweig, im Magdeburgischen losbrechen. Der erste Zusammenstoß von Östreichern und Franzosen muß das Signal dafür geben. Englands hohes Interesse an dieser Unternehmung ist klar. Ehe man aber der englischen Regierung Einzelheiten mitteilt, muß man wissen, ob sie zu helfen willig ist. Sie wird daher um nähere Aufklärung ersucht. Die Antwort, die Kleist empfing, lautete ermutigend. Schon am 25. März reichte er auf Verlangen eine Skizze der Vorschläge ein, die er „im Auftrag der Chefs der Insurrektion“ zu machen habe. Diese Vorschläge klangen in der That sehr großartig. Die Chefs „verpflichten sich“, zwischen Rhein und Weser zunächst ein Korps von 10 000 Mann in englischen Diensten aufzubringen. Die Leute können sich jeden Augenblick sammeln; Chasot, Schill, Lützow bitten um die Ehre, auf dem Festland unter englischer Fahne zu dienen. Die Chefs „verpflichten sich“ ferner, ein oder zwei weitere Korps von 50—60 000 Mann zwischen Rhein und Elbe zu bilden, deren Führer sie selbst ernennen. Diese Korps werden nach den Umständen mit den Östreichern oder Preußen zusammenwirken und versuchen, nach dem Main, dem Rhein und nach Holland vorzudringen. Die Chefs verpflichten sich, Hamburg und Bremen zu besetzen, Magdeburg zu nehmen, dem König von Preußen, sobald er sich erklärt, Stettin zu überliefern, mit englischer Hilfe sich Stralsunds zu bemächtigen. Sie bürgen für den Übergang

beinahe der ganzen Armee des Königreichs Westfalen und, falls der König von Preußen sich nicht erklärt, für den Übergang des größten Teiles des preußischen Heeres (de faire passer de même la plus grande partie de l'armée Prussienne). Dafür erbitten sie von England: baldige Absendung eines Bevollmächtigten nach Berlin, mit der Befugnis, einen Vertrag mit ihnen abzuschließen, Anlage von Magazinen, Überführung von Pulver und Kanonen nach Helgoland, Unterstützung mit Geld wie mit Waffen, Überwachung der Ausflüsse von Elbe, Weser, Ems durch eine Flotte, Landung von 5—6000 Mann in Hannover oder Ostfriesland, Okkupation der Inseln Erdholm und Bornholm, Ausstellung der Officierspatente für das Korps von 10 000 Mann. Endlich wünschen sie, daß die englische Regierung Östreich veranlasse, das Kommando eines auf Magdeburg zu richtenden Korps dem Kurfürsten von Hessen anzuvertrauen, „der sich zum Haupt der Insurrektion erklären würde"[1]).

Von nun an wurde Kleist nach dem Ausweis der Akten immer dringender. Brieflich und, nachdem er

[1]) Kleist an das Foreign Office 25. März 1809 (Beilage: Supplément à la note du 13 de ce mois). Bekanntlich hatte Graf Wallmoden damals, im Namen der östreichischen Regierung, in London zu erbitten, daß England, falls es nicht selbst im nördlichen Deutschland eingreifen wolle, dem Kurfürsten von Hessen die militärischen Vorbereitungen in Hannover übertrage, der sie mit denen der Nachbarländer in Verbindung bringen sollte. Vermutlich hat Kleist Wallmoden in London kennen gelernt und auf demselben Schiff mit ihm die Rückfahrt angetreten. S. Thimme: Die hannoverschen Aufstandspläne im Jahre 1809 und England (Zeitschrift des Hist. Vereins für Niedersachsen 1897 S. 308, 313).

Zutritt zu Canning erhalten hatte, auch mündlich bestürmte er den Minister, ihm günstigen Bescheid zu geben. Canning konnte das Gewagte vieler Behauptungen und das Ungehörige mancher Forderungen des preußischen Geheimboten nicht entgehen. Auch klang es nicht eben hoffnungsvoll, wenn dieser zugestand, die Volkserhebung in Hannover und Hessen sei nur unter Annahme seiner Vorschläge zu gewärtigen. Indessen, alles wohl erwogen, fand Canning die Eröffnungen Kleists so wichtig, daß er sich bereit erklärte, die geplante norddeutsche Erhebung mit Waffen, Munition, Stoff für Uniformen, Ausstellung eines bei dem Vicekonsul in Helgoland zu deponirenden Kreditbriefes, auf 30 000 Pfund Sterling lautend, Entsendung eines Geschwaders zur Aufrechterhaltung der Kommunikation zu unterstützen. Ein Bevollmächtigter sollte Kleist zum Zweck näherer Erkundigung begleiten. Doch ward ihm der Abschluß eines „Vertrages" durchaus versagt, da „ein Vertrag nur von Regierung zu Regierung geschlossen werden könne". Desgleichen behielt die englische Regierung sich vor, ihre militärischen Operationen „nach den Umständen" zu richten, ohne sich vorher irgendwie zu binden. Ebenso entschieden wurde die Zumutung abgelehnt, „sich in die Wahl der östreichischen Kommandanten einzumischen". Kleist mußte sich mit dem Erreichten zufrieden geben. Auch versprach er, daß der Aufstand den König von Preußen „nicht zum Kriege zwingen", sondern ihn nur von der Wichtigkeit überzeugen solle, sich der nationalen Erhebung anzuschließen. Ebenso verbürgte er sich dafür, daß Teilnehmer aus den Reihen der preußischen Officiere den

Dienst bereits verlassen hätten oder noch verlassen würden[1]).

Der Geheimagent, der dazu ausersehen wurde, ihn zu begleiten, war ein Lieutenant Maimbourg. Wie die Vorsicht gebot, für die deutschen Eigennamen andere, uns teilweise schon bekannte Bezeichnungen zu wählen (für Gneisenau Logien oder Burchard, für Chasot Teutsch, für Blücher Poppe, für Kleist Kärbe, für Gibson Marks), so erscheint auch Maimbourg in eigener oder fremder Korrespondenz häufig unter pseudonymer Verhüllung als Fahle, Dewit, Schaedler. Unter dem Namen „Fahle aus Boston" wurde er ermächtigt, gemeinsam mit Kleist einen Wechsel im Höchstbetrage von 30 000 Pfund Sterling auf Nicholas, den englischen Vicekonsul in Helgoland, zu ziehen[2]). Eine kurz gehaltene Instruktion machte ihm zur Pflicht, keine Ermutigung im Namen der englischen Regierung geltend zu machen, wenn sich herausstelle, daß die „legitime Regierung Preußens" mit den Plänen der Erhebung, wie Kleist sie entwickelt hatte, nicht be-

---

[1]) Briefe Kleists vom 31. März (hier wird sogar gewünscht, der englische Agent möge Vollmacht erhalten, mit Friedrich Wilhelm III. zu unterhandeln), 8., 10., 16., 24. April 1809. Propositions demandées 8. April 1809 mit der Antwort Cannings in Form von Bleistiftnotizen.

[2]) Canning an Nicholas 5. Mai 1809. Nicholas an Canning 10. Mai 1809 (er habe bereits Schritte getan, um bei einem der ersten Bankhäuser von Hamburg einen Kredit für die Auszahlung von 30 000 Pfund Sterling zu eröffnen) Foreign Office. Heligoland Vol. 3. Die Aktenbände 3 und 4 Heligoland haben mir einige Daten zur Ergänzung geboten. Eine Geschichte der Insel zur Zeit der Herrschaft Napoleons unter Benutzung der Londoner Archivalien zu schreiben, wäre eine lohnende Aufgabe. Über Nicholas s. Ompteda: Politischer Nachlaß 1, 422 ff. Thimme a. a. O. S. 330 ff.

kannt oder nicht einverstanden sei[1]). Außerdem erhielt er auf eine Reihe bestimmter Fragen genauere Verhaltungsmaßregeln[2]). Gemeinsam mit Kleist trat er Ende April die Reise an. Von Deutschland aus bemühte sich Kleist noch einmal um die Landung von ein paar tausend Mann englischer Truppen in Hannover: „Il ne faudrait,“ schrieb er Canning, „que 4—6000 Anglais ... et il serait bien facile alors de faire lever une légion Anglaise-Hanovérienne dans le Hanovre qui coopérerait avec l'insurrection. Oubliez un moment la marche ordinaire de la diplomatie et n'écoutez, Votre Excellence, que la voix de votre coeur qui parle avec tant d'intérêt pour la bonne cause“[3]). In eben diesen Tagen verpufften die vereinzelten Explosionen des Aufstandes in Norddeutschland. Man mußte in London durch die Nachrichten von Katts und Dörnbergs Mißgeschick etwas ernüchtert werden. Noch hielt

---

[1]) Nach einem Briefe G. Hammonds an seinen Nachfolger W. Hamilton vom 14. Nov. 1809 war die Instruktion von Cannings Freund Bagot ausgearbeitet.

[2]) Instruktion für Maimbourg 24. April 1809. — Maimbourgs Queries (s. d.) mit Cannings Antworten in Form von Bleistiftnotizen, durch gesperrten Druck hervorgehoben (s. Anhang I). Ich bin nicht imstande, Angaben über Maimbourgs Vorleben zu machen. Sollte er identisch sein mit dem chevalier de Mainbourg, capitaine surnuméraire au régiment de Salm (1789), der von Brette: Papiers et correspondance du prince E. de Salm (Revue historique 71, 69) erwähnt wird? Bei Pertz: Gneisenau 2, 167 erscheint er als „Korsischer Hauptmann der deutschen Legion“ im Dresdener Bekanntenkreise Omptedas. Wie schlecht unterrichtet Pertz ist, ergiebt sich daraus, daß er den Namen „Meyenburg“ (Maimbourg) für einen angenommenen hält, während nur der Name „Fahle“ der angenommene war.

[3]) Kleist an Canning (Stargard) 18. Mai 1809.

der kühne Zug Schills alles in Spannung. Gneisenaus hochgesinnter Freund, Alexander Gibson, der damals in London lebte, und außeramtlich den Mittelsmann zwischen England und Preußen machte, erachtete es noch für möglich, daß Schill sich mit Blücher vereinigen werde. Die Königsberger Nachrichten, die er dem Foreign Office mitzuteilen wußte, klangen gleichfalls ermutigend[1]). Die Siegeskunde von Aspern blieb auch jenseits des Kanals nicht ohne Eindruck.

Bald genug freilich erfuhr man Schills tragisches Ende. Ob Friedrich Wilhelm dem Drängen der Kriegspartei wirklich nachgeben werde, erschien trotz der bestimmten Versicherungen seines Schwagers, des Prinzen von Oranien, nichts weniger als gewiß[2]). Innerhalb der englischen Regierung behaupteten die Gegner aller Pläne einer nach Norddeutschland zu richtenden Expedition das Übergewicht. Wie man weiß, war Castlereagh

---

[1]) S. Anhang II. Über Alexander Gibson genüge es, auf Pertz: Gneisenau 1, 558 ff. und auf seinen Briefwechsel mit Gneisenau zu verweisen. Daß er am 10. Juni Schills Untergang noch nicht erfahren hatte, ist auffallend. Ich gebe der Schreibung Gibson, die sich unter den eigenhändigen Briefen im Londoner Archiv befindet, den Vorzug vor der durch Pertz eingebürgerten und nachmals üblichen Form „Gibsone". Übrigens schreibt Pertz selbst (Gneisenau 1, 565) mehrmals Gibson, ebenso Schön (Aus den Papieren Schöns 6, 421, 448 u. s. w.).

[2]) S. über den Prinzen von Oranien Gentz: Tagebücher 1, 123, Lehmann: Scharnhorst 2, 273, 280, Thimme a. a. O. S. 320 ff., Gaede: Preußens Stellung zur Kriegsfrage 1809, Hannover 1897, S. 100, 101 u. s. w. Leider habe ich kein Aktenstück von seiner Hand, auch nicht den an seinen Oberstallmeister von Heerdt gerichteten Brief vom 14. Mai, den dieser Canning übermittelte, aufgefunden. Wie wichtig es sein müßte, den Wortlaut dieses Briefes zu kennen, ist von Bailleu (Historische Zeitschrift 84, 457) hervorgehoben worden.

der Führer dieser Mehrheit, die dem „niederländischen Projekt" den Vorzug gab[1]). Auf der anderen Seite stand Canning, dessen Verhältnis zu Castlereagh schon seit längerer Zeit ein gespanntes war. Er ließ Nicholas auf Helgoland am 12. Juni wissen, das geplante Unternehmen, von dem Schills verschieden, werde ohne Zweifel nicht aufgegeben werden. Gleichzeitig wies er ihn an, sich hinsichtlich der Auszahlung des Geldes an die früher erteilte Instruktion zu halten[2]). Vielleicht hatten, von anderem abgesehen, Maimbourgs mündliche Berichte über die herrschende Stimmung ihm einen guten Eindruck gemacht. Dieser Geheimagent war nach kurzem Aufenthalt in Pommern wieder nach England zurückgekehrt. Freilich hatte er in Berlin bei Chasot keine Erkundigungen eingezogen. Auch hatte er die Gelegenheit, Blücher aufzusuchen, versäumt. Er war durchaus der Führung Kleists gefolgt und hatte ihm auch die Verfügung über das Geld überlassen. Es spricht nicht eben für seinen Scharfblick, daß er Kleist ein so weitgehendes Vertrauen schenkte[3]). Kleist versicherte ihm noch am 19. Mai in

---

[1]) S. alles Nähere bei Thimme a. a. O. S. 337 ff.

[2]) Canning an Nicholas, Secret. 12. Juni 1809. Heligoland Vol. 3. — Vgl. über die Beziehungen von Nicholas zu Werfebe und über die Verhandlungen Münsters mit Canning hinsichtlich der Entsendung von Kriegsmaterial nach Helgoland Thimme a. a. O. Wenn Cannings Zusagen nicht erfüllt wurden, so wird man die Schuld Castlereagh und seinen Unterbeamten beizumessen haben.

[3]) Er erzählt selbst in seinem Schreiben an das Foreign Office vom 3. Oktober 1809: Kleist (statt ihn bei dem Komite in Berlin oder bei old Poppe einzuführen) conducted me to the person you know (vielleicht Rüchel?), who though perfectly well thinking

Stargard, er dürfe sich in Berlin nicht zeigen, „um sich nicht der Gefahr der Verhaftung auszusetzen". Schon am 24. Mai aber erschien er hier beim Minister des Auswärtigen, dem Grafen von der Goltz, der eben damals auf eine Anknüpfung mit England durch Ludwig von Ompteda, den früheren hannoverschen Gesandten am Berliner Hofe, bedacht war. Wie Maimbourg später erfuhr, beteuerte Kleist dem Minister, der Eifer für den König habe ihn zu der Reise nach England getrieben, und er sei von der englischen Regierung ermächtigt worden, jede Hilfe anzubieten, wenn der König sich gegen Frankreich erklären wolle. In der That hat er sich im Gespräch mit Goltz und in einem Memoire, das er auf dessen Wunsch aufsetzte, der stärksten Übertreibungen und Entstellungen der Wahrheit schuldig gemacht[1]). Offenbar kam es ihm darauf an, um auf die Entschlüsse des Königs einzuwirken, die Wichtigkeit seiner Verbindung mit England in ein möglichst helles Licht zu setzen, ihren Ursprung ganz mit Stillschweigen zu bedecken und zugleich alle Fäden in seiner Hand zu behalten. Nach Gibsons später geäußerter Vermutung handelte er im Einverständnis mit seinem Ver-

---

and respected was not au fait of what was intended, he got the drafts from me and sent me back immediately. Vgl. den Bericht Gibsons, Anhang VI.

[1]) Thimme a. a. O. S. 314 ff., dem Goltz' Immediatbericht vom 24. Mai und Kleists Memoire vom 25. Mai vorlag, hat den richtigen Sachverhalt schon vermutet. Vgl. L. von Ompteda: Politischer Nachlaß, 1869, 1, 433, wo Kleist „Baron" betitelt wird. Gibsons Bericht, Anhang VI. Maimbourgs Briefe an das Foreign Office, Berlin, 22. September, 2. Oktober 1809. (Er beruft sich auf Ompteda und Chasot, giebt aber irrigerweise als Datum des Besuches Kleists bei Goltz den 22. Mai an.)

wandten, dem General Rüchel, den er kurz vorher auf seinem Gute in Pommern aufgesucht hatte. Wie dem auch gewesen sein mag: sein Vorgehen hatte keine üblen persönlichen Folgen für ihn. Der König war, wie Maimbourg nachmals in Erfahrung brachte, mit seinem „Beweise von Loyalität" sehr zufrieden. Er wurde bald danach mit dem Range eines Majors verabschiedet, hielt sich in oder bei Berlin auf, knüpfte Beziehungen zu Wessenberg, dem dortigen Vertreter Östreichs, an und trat ohne Zweifel auch Steigentesch bei dessen Rückkehr von Königsberg näher[1]).

Währenddessen vergingen Wochen, ohne daß er dem Komite in Berlin eine Mitteilung über den Erfolg seiner Reise zukommen ließ. Chasot, nach Schills Losbruch seines Amtes als Kommandant von Berlin entsetzt und von Krankheit befallen, drängte ihn brieflich um Aufschluß. Aber, wie Maimbourg später erfuhr, ging Kleist erst am 12. Juli zu ihm. Die ganze Geldsumme, die er, dank Cannings Anweisung, bisher bezogen hatte, nach Maimbourgs Versicherung 20 000 Pfund Sterling, weigerte er sich, Chasot auszuliefern, der dadurch Ankäufe von Waffen zu machen wünschte. Doch ließ er ihm 30 000 Taler, ehe er selbst sich zu neuen Unternehmungen nach Östreich auf den Weg machte[2]).

---

[1]) Dies schließe ich aus dem Wortlaut eines Empfehlungsbriefes Wessenbergs für „den Major" Kleist, qui sera déjà connu à V. Excellence (Stadion) par les négociations du général Wallmoden (s. Wertheimer: Geschichte Österreichs u. s. w. 2, 271 ff. 276 ff.) et du colonel Steigentesch (Beilage zu Wessenbergs Bericht vom 25. Juli 1809. Staatsarchiv Wien).

[2]) Ich folge den Angaben in Maimbourgs Briefen an das Foreign Office, Berlin, 22. Sept., 3. Okt. 1809. — In einem bei

Nächst Chasot hatte Gneisenau Ursache, sich über Kleists zweideutiges Benehmen zu beklagen. Gneisenau trug sich, wie bekannt, im Frühling des Jahres 1809 mit dem Plan der Errichtung einer preußischen Legion, die unter Östreichs Fahnen kämpfen, aber auf Englands Kosten ausgerüstet werden sollte. Diesen Plan entwickelte er in einer am 2. April 1809 dem Grafen Hardenberg, dem Gesandten Hannovers in Wien, übersandten Denkschrift. Er durfte sich darauf berufen, daß er schon bei der Verteidigung Kolbergs „durch die großmütige Unterstützung des Ministers Canning" Waffen und Munition erhalten habe. Es mußte für ihn von der größten Wichtigkeit sein, über die Absichten Cannings baldmöglichst genau unterrichtet zu werden. Lieh dieser einer Erhebung in Norddeutschland irgendwelchen Beistand, so ward vielleicht den Bestrebungen Gneisenaus ein anderes Ziel gesteckt. Daher hatte sein Vertrauensmann in London, Alexander Gibson, der Kleists Mentor gewesen war, diesem auf die Seele gebunden, nach seiner Rückkehr Gneisenau über alles aufzuklären. Er hatte ihm außerdem etwas Schriftliches mitgegeben, das er Gneisenau zukommen lassen sollte. Denn er erblickte mit gutem Grunde in Gneisenau den rechten Mann, um die nötige Einheit in die ge-

den Akten befindlichen Schreiben G. Hammonds an William Hamilton (seit Oktober 1809 Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt) vom 14. Nov. 1809 heißt es unbestimmt: Kleist received a considerable sum of money from Mr. Nicholas, I think £ 6 or 7000. Aber Nicholas spricht in einem an Canning gerichteten Brief vom 15. Juli 1809 (Heligoland Vol. 4. Separate) davon, daß Kleist sich beklage, „für 10000 Pfund Sterling" bei der Auszahlung in deutschem Geld weniger erhalten zu haben, als er erwartet hätte.

planten Unternehmungen zu bringen, und suchte in diesem Sinn auch auf Canning zu wirken. Kleist aber, der sich in England des Namens Gneisenaus bedient hatte, unterschlug ihm den Brief Gibsons und machte keine Anstalten, ihn von sich aus einzuweihen. Erst wiederholte Anfragen Gibsons bei einigen Freunden Gneisenaus bewogen ihn, sein Schweigen zu brechen[1]). Schon aber hatte Gneisenau beschlossen, in eigener Person auf englischem Boden dem Befreiungskampf vorzuarbeiten.

Er war seit kurzem auf seinen Vorschlag der Bildung einer preußischen Legion zurückgekommen. Die Londoner Akten enthalten unter der Bezeichnung dated about the middle of June 1809, wenn auch nicht das Original, so doch die englische Übersetzung einer von ihm verfaßten Denkschrift, die er an Benjamin Bathurst richtete. Dieser Diplomat war kürzlich mit einer Mission nach Östreich beauftragt worden. Gneisenaus Denkschrift deckt sich teilweise wörtlich mit derjenigen vom 2. April desselben Jahres[2]). Die bedeutendsten Abweichungen bestehen in folgendem: Im April schrieb

[1]) S. den Bericht Gibsons, Anhang VI. In Maimbourgs Brief an das Foreign Office vom 3. Okt. 1809 heißt es: Marks (Mr. Gibson) informed me, that instead of sending to Logien the letters which he had given him for Logien, when we went together, he had suppressed them. Die Angaben Gneisenaus selbst (Pertz 1, 615) werden erst durch die Londoner Aktenstücke verständlich. Vgl. bei Pick: Aus der Zeit der Not 1806—1815. Schilderungen zur preußischen Geschichte aus dem brieflichen Nachlasse des Feldmarschalls N. von Gneisenau 1900 S. 158 ff., den Abdruck des Briefes Kleists an Gneisenau „Berlin 12. Juli 1809" mit Gneisenaus Randnoten vom 12. August.

[2]) S. Anhang III. Dadurch wird die von Thimme a. a. O. S. 316 Anm. 4 ausgesprochene Vermutung bestätigt. Über Benjamin Bathurst, der noch im Jahr 1809 ein gewaltsames, rätsel-

Gneisenau, „fast fürchte er", daß die Bemühungen, den König zum Kampf fortzureißen, verloren seien. Im Juni sagte er ohne Vorbehalt: My endeavours have terminated. Im April stellte er den Satz auf, die Legion würde sich „dem rechten Flügel der östreichischen Armeen" anschließen. Im Juni fügte er hinzu: that is to say, would take the fields in the North of Germany. Im April war nur die Rede davon, daß die Legion, von England ausgerüstet, unter den Fahnen Östreichs fechten solle. Im Juni wurde der Alternative Raum gegeben: provided Britain do not judge it more suitable, that it take the field under her auspices. Der Gedanke liegt nahe, daß Gneisenau inzwischen wenigstens mittelbar Kunde von dem Zweck der Mission Kleists zugekommen war.

Zwei Wochen später, am 1. Juli, erhielt er dann seinen Abschied „für die Dauer des Friedens". So viel Gibson erfuhr, sollte es sich bei seiner Reise lediglich um die Bildung jener Legion handeln. Er nahm für gewiß an, daß „viele der besten preußischen Officiere" Gneisenaus Beispiel folgen würden. Ähnliches berichtete Drusina, der ehemalige englische Konsul in Königsberg, nach London. Er suchte Gneisenau durch ein warmes Fürwort die Wege zu ebnen und gab ihm einen Empfehlungsbrief mit, in dem er der Hoffnung Ausdruck lieh, daß die Dienste des Überbringers angenommen werden möchten[1]). Wir wissen, daß sich auch Blüchers

haftes Ende fand, siehe Dictionary of National Biography, Gentz: Tagebücher 1, 61 u. s. w. Ompteda 2, 63.

[1]) Briefe Drusinas an das Foreign Office, 27. Juni, 4. Juli (mit der anfechtbaren Notiz: General Scharnhorst actually intends

Gedanken damals in dieser Richtung bewegten. „Kommen wir nicht zu einem Entschluß," hatte er schon am 14. Juni an Götzen geschrieben, „so gehe ich." Er sandte seinen Sohn Franz zur Anknüpfung von Verhandlungen nach London und ließ Gneisenau wissen, sobald er von ihm oder von seinem Sohn günstige Nachricht habe, werde er selbst nach England eilen[1]). Sollte aber nicht doch vielleicht der Zweck der Reise Gneisenaus ein höherer gewesen sein? Es ist richtig, daß er sich am 12. Juli in Pillau als bloßer Privatmann einschiffte. Aber sein Biograph hat mit Recht darauf hingewiesen, daß, wenn der König ihm vor seiner Abreise eine Summe von 2000 Dukaten auszahlen ließ, darin eine „indirekte Billigung seines Unternehmens" lag[2]). Gneisenau selbst erklärte später dem Staatskanzler Hardenberg: „Ich

joining him on his return to the continent u. s. w.), 8. Juli 1809. Vgl. über Drusina meine Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit S. 74. Rühl: Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III. 1899, 1, 34, 70. Diaries and letters of G. Jackson 1872, 2, 65. In den Londoner Akten, die zahlreiche Briefe von ihm enthalten, erscheint er unter dem Pseudonym „Heinrich Hahn".

[1]) Pertz: Gneisenau 1, 516. Das Datum 6. „Juli" (Pertz 1, 515) hat Delbrück: Gneisenau 1. Aufl. 1, 173 (2. Aufl. 1, 179) berichtigt, jedoch ohne Aufnahme des Brieffragmentes, dem ich die im Text erwähnten Worte Blüchers entlehne. Man sollte meinen, dies Brieffragment sei später geschrieben als Blüchers Brief vom 17. Juni (Pertz a. a. O. 1, 518 W. von Unger: Blüchers Briefe 1913 S. 103), der den Satz enthält: „Warum ich den Major von Blücher reisen lasse, können Sie leicht erraten" u. s. w. Vgl. Pick a. a. O. S. 77, ein Brief Franz von Blüchers an Gneisenau, Stargard 19. Juni 1909.

[2]) Delbrück: Gneisenau 2. Aufl. 1, 175. Er verlegt Gneisenaus Einschiffung auf den 11. Juli. Drusina giebt in einem Schreiben vom 18. Juli an: Colonel Gneisenau embarked at Pillau the 12th instant.

trat im Jahre 1809, für höhere Dienstzwecke, scheinbar aus dem Dienst." Gibson, durch Gneisenau ohne Zweifel mündlich in alle Geheimnisse eingeweiht, schrieb nachmals einem englischen Staatsmann: „Not even his most intimate friends in Prussia are acquainted of his having visited this country with the approbation of the King." Boyen gebraucht in seinen „Erinnerungen" sogar die Worte: „Gneisenau nahm ostensibel den Abschied, um mit einem Auftrag nach England zu gehen." An einer anderen Stelle seiner Erinnerungen geht er noch weiter mit dem Satze: „Der Oberst Gneisenau hatte ... ostensibel den Abschied nehmen müssen und befand sich insgeheim als preußischer Gesandter in London[1])." Wir erinnern uns nun, daß der Minister von der Goltz durch Kleist sehr erfreuliche Nachrichten über Englands Absichten erhalten hatte. Er hatte keinen Augenblick gezögert, sie nach Königsberg zu übermitteln. Sehnsüchtig harrte er der Ermächtigung, Ompteda, den Privatangelegenheiten nach London geführt hatten, mit der Rolle eines officiellen preußischen Unterhändlers

[1]) Gneisenau an Hardenberg 2. April 1812 (mitgeteilt von Max Lehmann in der Histor. Zeitschrift 62, 477). — Boyens Erinnerungen 1, 320, 356. (Man wird natürlich Boyens Ausdruck nicht wörtlich nehmen dürfen. Auf einem Gedächtnisfehler beruht es, wenn er „gleich bei dem ersten Anschein, daß es zu Feindseligkeiten kommen könnte", Gneisenau ostensibel den Abschied nehmen läßt.) — Gibsons Brief vom 8. Okt. 1810 (in den Londoner Archivalien) an Charles Culling Smith, den Unterstaatssekretär des Auswärtigen. Bemerkenswert ist eine Stelle in dem Werk „Aus dem Leben des Generals H. von Brandt" II, 145 (1870), der nach Gneisenaus Tod von Clausewitz gehört haben will: „Die Rolle, welche er in England gespielt, ist ihm niemals verziehen worden."

zu betrauen. Inzwischen bezeichnete auch Scharnhorst als wichtigsten Gegenstand bei der damaligen Sachlage ein „Bündnis mit England"[1]). Sollte man nicht vermuten dürfen, daß der König, wenngleich nur mündlich, Gneisenau angewiesen habe, Verhandlungen mit der englischen Regierung einzuleiten?

Leider geben die Londoner Akten darüber keine näheren Aufschlüsse. Sie enthalten aus der Zeit des englischen Aufenthaltes Gneisenaus im Jahre 1809 nur ein einziges Aktenstück von seiner Hand. Es ist ein Schreiben, durch das er unmittelbar nach seiner Ankunft in London, am 15. August, sich dem Auswärtigen Amte zur näheren Entwicklung seiner Pläne erbot[2]). Außerdem hat sich eine sehr ausführliche Denkschrift in englischer Sprache von Gibsons Hand mit der Bezeichnung „Colonel Gneisenau 20. August 1809. Memorial" vorgefunden. Zwar ist von Gneisenau hier in dritter Person die Rede. Aber es kann kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß wir die Denkschrift Gneisenaus vor uns haben, um deren Ausarbeitung Canning, wie wir wissen, ihn bei der ersten Unterredung ersucht hatte[3]). Die Länge der Denkschrift verbietet ihren un-

[1]) Lehmann: Scharnhorst 2, 283.

[2]) S. Anhang IV. Die Adresse fehlt. Der Adressat kann kaum ein anderer als der Unterstaatssekretär Hammond gewesen sein. Der Minister wäre nicht mit „Sir" angeredet worden. „Seit drei Tagen bin ich hier," heißt es in Gneisenaus Brief an seine Frau, „London, 17. August 1809" (J. von Pflugk-Harttung: Briefe des Generals N. von Gneisenau. Gotha 1913, S. 12).

[3]) Pertz: Gneisenau 1, 566. Wenn Pertz bemerkt, Gibson habe die Denkschrift nach dem Urteil der Engländer „meisterhaft ins Englische übersetzt", so folgt er vermutlich, wie überhaupt bei der Schilderung des Aufenthaltes Gneisenaus in London im

verkürzten Abdruck. Es mag genügen, die ersten und die letzten Seiten wörtlich, das Mittelstück im Auszug mitzuteilen[1]). Wie man sieht, tritt der Gedanke der Bildung einer preußischen Legion unter englischer Ägide hinter dem Gedanken einer englischen Landung, die einem allgemeinen Aufstand in Norddeutschland Halt geben werde, zurück[2]). Dabei wird von Gneisenau vorausgesetzt, daß auf den inzwischen geschlossenen Waffenstillstand von Znaim nicht der Friede, sondern der Wiederausbruch des Kampfes folgen werde.

In der That hatte Canning ihm gestanden, über das Endziel der großen Expedition, von deren Abgang Gneisenau schon unterwegs Kunde erhalten hatte, nicht gleichen Sinnes mit seinen Kollegen zu sein. Zwar hatte er sich der Fahrt nach der Schelde nicht widersetzt, aber er hatte befürwortet, daß, wenn dort der gewünschte Zweck erreicht sei, wenigstens die Hälfte der Ausrüstung nach dem nördlichen Deutschland verbracht werde. Kaiser Franz erfuhr sogar, daß Canning durch den Baron von Heerdt, den Oberstallmeister des Prinzen von Oranien, dem König von Preußen mündlich zu verstehen gegeben habe, er könne, wenn er sich gegen den gemeinsamen Feind erkläre, noch immer auf eng-

Jahre 1809, nur dessen Bericht vom Juni 1810 (s. Pertz 1, 614; vgl. daselbst Vorrede VI die Klage über die Verweigerung der Erlaubnis, in die Londoner Archivalien Einsicht zu nehmen).

[1]) S. Anhang V.

[2]) Der Plan der Legion war jedoch schwerlich aufgegeben. Ein bei den Londoner Akten befindliches Schriftstück von unbekannter Hand nennt „Dohna, Oppen, Schepeler" als geeignete Officiere und rühmt Gneisenaus Uneigennützigkeit, die durch seine Vorschläge der Bildung einer Legion erwiesen werde.

lische Hilfe zählen[1]). Mit den selbständigen Plänen Cannings hing vermutlich auch die nochmalige Entsendung jenes Geheimagenten zusammen, der im Frühling des Jahres in Begleitung Kleists auf dem Festland erschienen war.

Zehn Tage vor Gneisenaus Ankunft in London, am 5. August, hatte der Lieutenant Maimbourg England wieder verlassen. Er war von Canning mündlich angewiesen worden, mit seinen eigenen Augen zu sehen, Bericht zu erstatten, und wenn er nicht auf Instruktionen warten könne, nach Gutdünken zu handeln[2]). Der in London weilende junge Blücher hatte ihm geraten, zunächst seinen Vater in Stargard aufzusuchen, und demselben Maimburg aufs wärmste empfohlen. Zugleich forderte er seinen Vater auf, „alle Hauptpersonen" durch Eilboten zu einer Besprechung zu veranlassen. Sollte, wie er hoffte, beschlossen werden, „dem Beispiel der Spanier zu folgen", so bat er, ihm durch Kleist „neue und ausführlichere Instruktionen" zu senden[3]). Maimbourg befolgte den Rat. Er fand den alten Helden in seinem pommerschen Hauptquartier, erfüllt von ungebrochener Zuversicht und den kühnsten Entschlüssen geneigt. Den Gedanken „zu gehen" hatte er auf-

---

[1]) Wessenberg an Kaiser Franz 14. August 1809 (Beilage: Starhemberg an Wessenberg, London, 23. Juli 1809), 23. August 1809. Staatsarchiv Wien. Über de Heerdt s. o. S. 304 Anm. 2. Thimme a. a. O. S. 320, 326. Bailleu hat (Historische Zeitschrift 84, 456, 457) de Heerdts an den Prinzen von Oranien erstatteten Schlußbericht vom 1. September 1809 mitgeteilt.

[2]) Maimbourg an Hammond 7. November 1809.

[3]) Maimbourg an Hammond, Harwich, 5. August 1809, unmittelbar vor seiner Abfahrt.

gegeben. Vielmehr hatte er jüngst erst dem König die Erlaubnis zu entreißen gesucht, mit einem preußischen Korps „über die Elbe“ vorzudringen, und seinen Kopf dafür verbürgt, die verlorenen Provinzen wieder zu erobern. Ja, noch mehr: er hatte dem östreichischen Gesandten in Berlin zur Mitteilung an Stadion den Vorschlag unterbreitet, ohne Wissen des Königs mit seinem Korps in Norddeutschland aufzutreten, sofern er darauf rechnen könne, daß Östreich den Krieg fortführe, und daß eine Landung englischer Truppen stattfinde[1]). Diese Landung verlegten seine Wünsche, wie der Briefwechsel mit seinem Sohn beweist, an die Wesermündung[2]). Er selbst gedachte dann über die Oder vorzubrechen. Auf die Unterstützung der patriotischen Komites wurde gerechnet. In der damals vorsichtshalber angewandten Geheimsprache war von „der Mitwirkung der Deutschen Comptoirs“ und von dem Nutzen des gleichzeitigen „Abganges von zwei Frachten

[1]) Wessenberg an Stadion, 21. Juli 1809 chiffrirt: Le général Blucher m'a fait prier de porter à la connaissance de V. Excellence le projet qu'il a de se porter avec son corps à l'insu du Roi dans le Nord de l'Allemagne dès qu'il serait sûr que l'Autriche continuera la guerre et qu'un débarquement Anglais aura lieu ... Ce projet pourrait au reste s'effectuer à ce qu'il prétend le 10 août au plus tard. Staatsarchiv Wien. Hierdurch werden die von Gaede a. a. O. S. 141 Anm. ausgesprochenen Zweifel erledigt. Man vgl. die Äußerungen Münsters bei Thimme a. a. O. S. 379, aus denen jedoch nicht zu schließen ist, daß Gneisenau für sich versprochen habe, selbst „einen Teil der preußischen Armee auch gegen den Willen seines Königs zu den Engländern überzuführen“.

[2]) Die in den Londoner Akten befindlichen Briefe Blüchers habe ich in der Deutschen Rundschau Jahrgang 26, Heft 10, Juli 1900, veröffentlicht.

über die Oder und in die Weser" die Rede. Auf die Gesamtheit dieser einer feurigen Einbildungskraft entsprungenen Entwürfe wird sich beziehen, was Gneisenau zwei Jahre später gegenüber Chasot im Hinblick auf Blüchers Hauptquartier äußerte: „Es gab einen Moment, wo man da sehr kühn dachte."

Indessen erlebte Maimbourg in Stargard auch eine Enttäuschung. Es fand sich, daß Blücher nach ihm zugekommener Kunde auf Kleist durchaus nicht gut zu sprechen war. Er wußte zu erzählen, daß Kleist sein eigenes Vermögen wie das seiner Frau verspielt habe und tief in Schulden stecke. Er nannte ihn „einen kompletten Komödianten", der gewohnt sei, seine egoistischen Absichten zu verbergen, und erklärte ihn für einen ganz unzuverlässigen Menschen. Als Maimbourg nach einem Aufenthalt in Holstein und Mecklenburg sich in Berlin mit Chasot besprach, wurde dies ungünstige Urteil durch dessen Bericht über Kleists bisheriges Benehmen wesentlich verstärkt. Chasot äußerte lebhafte Besorgnisse wegen des Verbleibens der englischen Gelder, die Kleist vor seiner Abreise nach Östreich, abgesehen von jenen 30000 Talern (s. o. S. 307), nicht hatte herausgeben wollen. Sie sollten bei einem Bekannten Kleists in Berlin deponirt sein, der gleichfalls für sehr verschuldet galt. Maimbourg forschte dem Manne nach und hörte von ihm, „die Summe liege bei einer Bank auf Zinsen". Als er ihn aber frug, ob Kleist für den Fall, daß ihm etwas zustoße, Verfügungen über die Herausgabe des Geldes getroffen habe, ließ sich der Gefragte nur zu der ausweichenden Erwiderung herbei, er betrachte sich allein als verantwortlich.

Am 12. September kehrte Kleist aus dem östreichischen Hauptquartier nach Berlin zurück. Er wußte von hier aus Canning zu melden, daß er eine Audienz beim Kaiser Franz gehabt, daß die östreichische Streitmacht mit Einschluß von Landwehr und Ungarn sich auf 400 000 Mann belaufe, daß Östreich allen Grund habe, den Krieg fortzusetzen, daß Friedrich Wilhelm III., wie die Sendung Knesebecks beweise, sich für den Bruch mit Napoleon entschieden habe. Diesen Nachrichten fügte er die Bemerkung hinzu, die Unterstützung eines Aufstandes in Norddeutschland könne nur Englands und Preußens Sache sein. Daher sei das Erscheinen eines kleinen englischen Korps zwischen Weser und Elbe beim Wiederbeginn des Kampfes von höchster Wichtigkeit. Er selbst machte sich gefaßt darauf, von den „Chefs" nach Königsberg gesandt zu werden, um dort über alles Nähere Erkundigungen einzuziehen. Er wurde jedoch sehr bald darüber belehrt, daß er seine Stellung gründlich verkannt hatte. Zunächst hatte er ein Gespräch mit Maimbourg unter vier Augen. Er erwiderte dem englischen Agenten auf seine dringenden Fragen, er habe bei seiner Mission im Frühling seine Instruktionen „von Chasot im Namen Gneisenaus und der anderen Chefs der Insurrektion erhalten", ein „Komite", dessen Mitglieder noch dazu größtenteils seine persönlichen Feinde seien, erkenne er nicht an. Auch erklärte er, niemandem werde er „einen Heller" von dem Gelde geben, ohne über die Verwendung Rechenschaft zu erhalten, da er allein der englischen Regierung verantwortlich sei.

Am folgenden Tag gab es eine erregte Sitzung des Komites, zu der nach Chasots Aufforderung auch Maim-

bourg und Kleist erschienen. Dieser wiederholte, er erkenne die Versammelten nicht als Komite an und halte nur Chasot für berechtigt, eine Frage an ihn zu stellen. Man trennte sich in Unfrieden. Von den Mitgliedern des Komites wollte niemand mehr etwas mit Kleist zu schaffen haben. Maimbourg suchte einen offenen Bruch zu hintertreiben, da er Kleist noch immer für eine sehr brauchbare Persönlichkeit ansah. Bald danach, am 29. September, empfing er einen Brief Gibsons, der in Gneisenaus Namen vor Kleist warnte. Auch die Glossen, mit denen Gneisenau ein an ihn gerichtetes Schreiben Kleists versehen hatte, wurden Maimbourg (wie Chasot und Blücher) von London aus zur Kenntnis gebracht. Beigeschlossen fand sich ein Brief an Chasot, durch welchen Gneisenau diesen ersuchte, ihm von Maimbourg die Verfügung über die Gelder auszuwirken. Daraufhin nahm Maimbourg es auf sich, im Einverständnis mit Chasot namens seiner Regierung, da Gneisenau die Summe zur Disposition gestellt zu sehen wünsche, ihre Auslieferung von Kleist zu fordern. Kleist schien zuerst überrascht zu sein. Nach längeren Verhandlungen gab er jedoch alles heraus, bis auf 6000 Taler, die er für seine Reisen und anderes verwendet zu haben gestand, und bis auf weitere 25 000 Taler, die er in der Hand behielt. Diese 25 000 Taler, behauptete er, seien ihm unentbehrlich, um ein Korps in Böhmen auszurüsten und zwei Monate zu erhalten. Er fügte hinzu, daß er dies Korps Gneisenau baldigst zuzuführen wünsche, berief sich auf „die Zustimmung“ des Kaisers von Östreich und machte geltend, daß an Englands Einwilligung nicht zu zweifeln

sei. Zwangsmittel standen Maimbourg und Chasot nicht zu Gebote. Auch hielten sie zufolge ihnen zugekommener Nachrichten den Wiederbeginn des Kampfs nicht für unwahrscheinlich. In diesem Fall mochte Kleists Thätigkeit in Böhmen Nutzen versprechen. Genug, sie begnügten sich mit dem Erlangten. Beide aber blickten im Gefühl ihrer Verantwortlichkeit erwartungsvoll auf Gneisenau. „Ich hoffe zu Gott," schrieb Maimbourg an seinen Vorgesetzten, „daß, wenn es hier zu Thaten kommt, Gneisenau zur Stelle sei. Er ist die einzige Hoffnung des ganzen Landes." „Ihre Gegenwart, hieß es in einem Briefe Chasots an den fernen Freund, oder Ihre genaueren Instruktionen sind uns jetzt höchst notwendig, denn Sie sind die Seele, die das Ganze beleben und zusammenhalten muß[1])."

Auch Blücher setzte sein Vertrauen einzig auf Gneisenau. Er fand „es ganz der guten Sache angemessen",

[1]) Der obigen Darstellung liegen zu Grunde Kleists Schreiben an das Foreign Office, Berlin, 14. Sept. 1809, Maimbourgs Schreiben an das Foreign Office, Berlin 22., 30. Sept., 3., 6. Okt., an Gibson, 2. Okt. 1809, und ein Schreiben Chasots an Gneisenau, Berlin, 4. Okt. 1809, von dem sich nur eine englische Übersetzung bei den Akten befindet. — Nach gefälliger brieflicher Mitteilung von Herrn Dr. Thimme befindet sich in einer Sammlung von Kabinetsordres im Geheimen Staatsarchiv Berlin eine solche Friedrich Wilhelms III. an Goltz vom 20. September 1809, in der es heißt: „Hauptmann a. D. von Kleist habe sich, wie Goltz bekannt sei, im östreichischen Hauptquartier so unüberlegt betragen, daß neue Kompromittirung und Nachteile zu besorgen seien, wenn er nach Preußen zurückkehren wolle. Goltz solle Kleist, falls dieser nach Berlin und Umgegend kommen wolle, genau observiren, und wenn er sich Äußerungen oder Handlungen, ‚wodurch meine Staatsverhältnisse kompromittirt werden könnten,' erlauben sollte, aretiren lassen. Gleicher Befehl sei dem Grafen von Goetzen in Absicht auf den Aufenthalt Kleists in Schlesien erteilt."

daß sein Sohn in London Gneisenau „alles übergeben habe“. Mit wahrem Behagen vernahm er, daß Chasot und Maimbourg so gut mit Kleist „maneuvrirt und ihn gleichsam gantz abgetakelld“ hätten. Der sonstige Inhalt seiner in die Londoner Akten gelangten Briefe aus dieser Zeit deckt sich in manchen Sätzen mit den schon bekannten heroischen Äußerungen, die er Goetzen damals zukommen ließ. Noch hoffte er, daß „die Fehde aufs neue beginnen“, daß dann endlich seine Vorstellungen Eindruck auf den König machen würden. Bleibe dieser unschlüssig wie bisher, so wollte er „vor nichts bürgen“.

Der Abschluß des Wiener Friedens vom 14. Oktober machte die patriotischen Hoffnungen völlig zunichte. Schon vorher hatte auch Gneisenau in England sehen müssen, daß alle seine Mühe und Arbeit verloren sei. Die Schelde-Expedition scheiterte vollständig. Der Gegensatz zwischen Canning, der sie widerwillig zugelassen, und Castlereagh, der sie mit Eigensinn betrieben hatte, konnte nicht mehr verhüllt werden. Auf das Duell, das sie am 21. September ausfochten, folgte der Zusammenbruch der bisherigen Regierung, und bei der Bildung des neuen Ministeriums war für Canning kein Raum. Gneisenau wandte sich zwar auf Cannings Rat an Lord Bathurst, den provisorischen Leiter des Foreign Office[1]). Aber wenn er mit der Rückreise

[1]) Delbrück 2. Aufl. 1, 184 spricht von einer Vorstellung, Pertz 1, 573 von „einigen Eingaben“. Die Londoner Akten, die mir vorgelegen haben, enthalten leider nichts davon. Handelte es sich vielleicht um die Frage der Lieferung von Gewehren? (S. die Denkschrift des Grafen von Waldstein, London, 16. Okt. 1809, abgedruckt in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege 2, 39—47.)

zögerte und bei dieser dann einen weiten Umweg machte, so geschah es hauptsächlich, um nicht den Argwohn Napoleons zu wecken, der andernfalls in ihm einen Geheimboten des preußischen Königs hätte vermuten können[1]).

Noch bleibt ein Wort über den Major von Kleist zu sagen, dessen abenteuerliches Treiben sich für kurze Zeit mit der glorreichen Lebensgeschichte eines der größten Deutschen verflicht. Nach einigen in den Londoner Akten befindlichen Zeugnissen scheint er wirklich an der Bildung eines Korps in Böhmen gearbeitet zu haben. Als der Friede geschlossen war, frug er an, ob England ihm mit seinen Officieren Aufnahme gewähren, ob die englische Regierung ihm 10—12 000 Gewehre abkaufen wolle. Er fügte die Worte bei: „Die Zukunft sichert uns, was uns die Gegenwart versagt." Schwerlich hat man ihn einer Antwort gewürdigt. Man wird froh gewesen sein, den größten Teil der Gelder, die inzwischen bei Chasot in Berlin deponirt waren, gerettet zu haben[2]). Ich finde in Boyens „Erinnerungen" einen „Major von Kleist außer Diensten" erwähnt, der im Februar 1813 auf seine Kosten ein kleines Freikorps errichten wollte. Eben daselbst wird in einem Briefe Gneisenaus vom 3. Oktober 1813 „des vom General Wallmoden (sic) in dem schwedischen Hauptquartier

[1]) Gibson an C. Culling Smith, 8. Okt. 1810: . . . His (Gneisenaus) long absence (1809) was in fact occasioned by the desire not to commit the King.

[2]) Maimbourg an das Foreign Office, 21., 28. Okt. 1809, 15. Jan. 1810, vgl. Pertz: Gneisenau 1, 615. — Kleist an das Foreign Office [?], 19. Okt. 1809. Ein Zettel von seiner Hand: Spécification de divers articles dont l'insurrection a besoin, unterzeichnet „L. Körbe", findet sich in Nicholas' Schreiben vom 21. Oktober 1809 an das Foreign Office, Heligoland Vol. 4.

befindlichen Major von Kleist" gedacht, der „viel Einfluß habe"[1]). Sicher handelt es sich in beiden Fällen um unseren alten Bekannten aus dem Jahre 1809.

Prüft man das Benehmen Kleists während des Gesamtverlaufes der hier an das Licht gezogenen Vorgänge, so wird man den Anschuldigungen nicht alle Kraft absprechen wollen, die sich auf seine Behandlung von Geldsachen beziehen. Seine vornehmste Triebfeder scheint aber doch der glühende Wunsch gewesen zu sein, den Ruhm, große Thaten zu vollbringen, mit keinem anderen zu teilen. „Sein Ehrgeiz verführte ihn," äußerte sich Maimbourg einmal, „über diejenigen hinweggehen zu wollen, die ihn gesandt hatten." Zugleich war er nach Gentz' Urteil „ein Enthusiast", der alles im schönsten Lichte sah. Zufolge Gibsons Meinung „vergaß er sich" erst nach der Zusammenkunft mit seinem Verwandten, dem General Rüchel. Wir sind nicht imstande, die Richtigkeit dieser Angabe zu kontrolliren. Auch eine andere Meinungsäußerung Gibsons werden wir nur mit mancherlei Vorbehalten gelten lassen. Er hält es für wahrscheinlich, daß es im Früh-

[1]) Boyen: Erinnerungen 3, 248, 653. Man sollte allerdings glauben, daß Gneisenau es nicht bei der einfachen Nennung des Namens hätte bewenden lassen, wenn ihm die Identität der Person bekannt war. Indessen wird diese, wie ich einer freundlichen Mitteilung von Herrn Dr. Thimme verdanke, bestätigt durch einen in den Wallmodenschen Papieren befindlichen Brief des „Louis Kleist" an Wallmoden, „Berlin, 29. Juli 1813" in dessen bekannter Handschrift. Der Briefschreiber sagt, der Kronprinz von Schweden habe mit Wallmodens Genehmigung befohlen, daß er bei ihm bleiben „und die Etat-Major-Dienste Hochdero unterhabender Korps bei ihm vertreten und die darin fortirenden Geschäfte bearbeiten soll".

ling 1809 zu einer erfolgreichen Erhebung in Norddeutschland mit englischer Unterstützung gekommen sein würde, wenn Gneisenau rechtzeitig durch Kleist von Cannings Zusagen in Kenntnis gesetzt worden wäre. Indessen wäre bei einer hypothetischen Betrachtung der Art in Rechnung zu ziehen, wie viel Kraft damals bereits in vergeblichen Anläufen ausgegeben worden, welche Summe von Gegenkräften der Fremdherrschaft zu Gebote stand, und wie sehr vor allem Canning durch die widerstrebende Politik der Mehrheit seiner Kollegen gebunden war. Wie dem auch sei: Gibson ward nicht müde, dem Nachfolger Cannings vorzustellen, daß es für Englands Interesse von höchster Wichtigkeit sei, sich durch Gneisenau eines „Centrums" einheitlicher Bewegung in Norddeutschland zu versichern, um Napoleons Streben nach Universalherrschaft einen Damm entgegenzuwerfen. Als Gneisenau drei Jahre nachher zum zweitenmal in England weilte, schienen sich neue Aussichten zur Verwirklichung dieses Gedankens zu eröffnen. Aber der Wandel der Ereignisse machte zum Glück für Deutschland und zum Glück für Europa dem Freunde Gibsons einen anderen Platz, an der Seite Blüchers, an der Spitze des preußischen Heeres, frei.

---

# Anhang

## I.

## QUERIES.

1. Should any unfortunate event similar to the capitulation of Ulm or the battle of Austerlitz take place in Germany before I arrive at Berlin, should I still sign the drafts?

*No.*

2. Am I to enquire into the repartition of the money?

*No.*

3. Am I to demand vouchers for the sums drawn?

*Yes.*

4. In order to obtain a certainty that the sovereign is acquainted with and not enemical to the plans of the insurrection, what means shall I resort to?

*It is understood, that the insurrection is to take place out of the dominions of the King of Prussia. In such event no such inquiry is necessary.* **But** *you will not agree to furnish any part of the money for insurrection in any part of the Kings of Prussia dominions without positive knowledge of the consent of the Prussian Government.*

5. Shall I insist upon a communication on the subject with one of the Kings ministers?

*No.*

Or shall I be satisfied with an indirect and agreed beforehand mode of giving me to understand that the King secretly approves the plan?

*Yes.*

6. Shall I conclude that the King has given his secret sanction to the movement merely by finding that the heads of the insurrection are the men of first respectability and character they are represented to be?

*Yes. Unless any circumstances come to your knowledge to the contrary.*
*Name of the banker in Hamburg*[1]).
*Instruction for Gothenburg*[2]).

---

## II.

## Auszug aus einem Schreiben Alexander Gibsons an das Foreign Office. 10. Juni 1809.

Sir!

I do myself the honour to wait upon you with some communications received to-day from Königsberg, up to the date of the 16. past. Without entering into minute detail, I have the happiness to state, that the prospect of Prussia taking part against France grows every day greater. The hopes of those men are likely to be realised, who have been striving to engage Prussia to act in favour of German independance. . . . Many of the best Officers, and of the first families, continue to take their dismission, in order to join the different patriotic Corps forming: the whole Army and Country, daily express more loudly sentiments favourable to the German cause. All this operates powerfully, and the Prince of Orange, who left Königsberg on the 15. past[3]), is positively said to have influenced the King much in favour of the part he ought to have taken long ere now. I am assured even, from pretty good authority, that preparatory measures

[1]) S. o. S. 302 Anm. 2. Kleist schrieb am 26. April 1809 von Yarmouth aus an Nicholas: M. Canning n'est pas encore convenu sur la personne du banquier à Hambourg, mais il conviendra là-dessus avec vous pourque vous soyez en état de m'en donner après le nom. Er bat, ihn den Namen des Bankiers durch M. Jochmus, négociant à Hambourg, wissen zu lassen.

[2]) Die letzte Notiz bezieht sich ohne Zweifel auf die Einrichtung einer gesicherten Korrespondenz über Gothenburg.

[3]) S. o. S. 304 Anm. 2.

are already secretly adopted for acting, to which the business of Major Schill, and the general state of the Country serve as a cover; and as the Directors of the War-department have all along had this object in view, I think these measures must be in forwardness. I should indeed not be surprised if Schill's Corps be marching to Pomerania, in the view to join that under General Blücher, who has lately been desiring to be employed against the French ...

With such dispositions throughout Prussia, and the confidence still reposed there on the Austrians, notwithstanding their first disasters, it may reasonably be expected that their late successes will give that decision to the politics of Prussia, so much desired, the rather as it is believed generally in Prussia, that Russia will not act in earnest against Austria. It does not belong to me to say how much might be effected, were the influence of this Country used in the Prussian Government at this crisis. The presence of Mr. Kleist will no doubt have beneficial effects in that Country.

After this general statement I beg leave to say, that I am desired by the Privy Councellor of Finance, Mr. Schoen, in a note of the 30. April, „to lose no time most particularly to recommend, that Baron Stein may receive every possible support from you, and that a credit may be placed for him of at least twenty to thirty thousand Dollars (about three to five thousand Pounds), with which the Baron will be able to do very great things for Prussia"[1]). No explanation being given, unfortunately, I can only enclose the original note of

[1]) In dem beiliegenden Schreiben Schöns vom 30. April 1809 werden Abkürzungen, Pseudonyme und Ausdrücke der damals üblichen und notwendigen Geheimsprache gebraucht. So heißt es: „Sorgen Sie aus allen Kräften dafür, daß von da aus, wo Sie sind, für Magg. etwas Wichtiges geschehe. Shd. muß sich ernstlich seiner annehmen, er kann vortreffliche Sachen für das Haus machen. Planken und Stäbe sind wohlfeil. Nur Geld fehlt. Maha muß

Mr. Schoen, signed J. Neoch (partly indeed in cyphers) and infer, from the honourable views and characters of Baron Stein and Mr. Schoen, that the money is wanted for some plan forming for the general good of Germany. If it (sic) be inclined to render any such assistance, it might perhaps be done under certain controul of Mr. de Drusina[1]), or some one else. Mr. Schoen is considered to be the head of Baron Stein's party in Prussia, and was the great promoter of the Reforms ... At present[2]) he is President of the Department of Gumbinnen.

I make free also to transmit a letter from Major Grollman to me, of the 30. April, presenting a general view of things in Prussia and Westphalia, and proposing to raise a Corps to act against the French. Not having much spare time, I hope it may not be disagreeable that I send it in the original[3]). I beg leave to add, that the Major is esteemed as a most excellent officer, and as an honourable man. He was employed in the War-department, and has been one of the most active and steady Assistants of Colonel Gneisenau and General Scharnhorst in endeavouring to produce vigorous measures in Prussia, and making secret preparatory arrangements. The Colonel himself is at present at Breslau, occupied with an important mission from Government, untill he learns whether his proposals to raise a Corps be favourably received.

I have the honour to be

Sir

Your most obedient humble Servant

5 New Millman Street Alexander Gibson junior.

10 June 1809.

---

ihm einen Kredit auf wenigstens 20—30 m. Thaler machen" u. s. w. (Eine bei den Akten befindliche englische Übersetzung des Schönschen Briefes mißversteht Magg. für magazines.)

[1]) S. o. S. 311. — [2]) Mſ. president.

[3]) In der Biographie Grolmans von Conrady wird nichts davon erwähnt. Ich habe den Brief Grolmans, Briefe Dörnbergs

## III.

## Gneisenau an Benjamin Bathurst. Mitte Juni 1809.

(Englische Übersetzung von anderer Hand.)

I transmitted some months ago a letter of the same contents, I have now the honour to address to your Excellency, to Mr. de Hardenberg, who formerly managed the diplomatic relations of Hannover at the Court of Vienna, presuming that the course of those relations between Britain and Austria would be known to him[1]); but, having received no reply, probably in consequence of hostilities commencing, and understanding that your Excellency has been invested with the diplomatic character for Britain at the Court of Vienna, I take the liberty to lay before Your Excellency my proposals relative to the present war.

During the last unfortunate war between Prussia and France I was appointed to the command of the fortress of Colberg. I found the means for the defence of the place in a miserable state. Thro' the generous support of Minister Canning I obtained arms and amunition, and had the good fortune to maintain a fortress, which must have inevitably fallen without that aid.

Called since to assist in the management of the military affairs, I have never ceased endeavouring to promote the means to arm our country, and to put our humbled nation in a condition to undertake the contest for its political independance and military honour, in case of

---

aus dem Jahre 1811, ebenso einige Aktenstücke von Gneisenaus Hand aus der Zeit seines Aufenthaltes in England im Jahre 1812 u. a. m. in den Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 1900, XIII. Band, S. 503—515 veröffentlicht.

[1]) Schreiben Gneisenaus an den Grafen Hardenberg, 2. April 1809, mitgeteilt von Döbner in den Forschungen zur deutschen Geschichte 25, 333 ff.

favourable events taking place. But I had to contend with irresolution, timidity, baseness, venality, and treachery. The depraved sentiments of so many persons in high situations opposed great obstacles. I feared nothing, and told my King and Master, verbally and by memorials, in respectfull yet forcible language, what his safety required being done, and what fate awaited him, if he omitted or postponed it.

My endeavours have terminated. Want of resolution, suggestions of cowardly advisers, and the influence of a banefull foreign policy lay fetters on us, at a time that Austria has raised the shield against France, and when the moment is singular for regaining independance and lost honour; at a moment when the fate of Continental Europe is at stake.

No longer willing to share this inactivity, I desire to place myself in the rank of the armies combatting against France.

My plan is as follows:

Many brave Officers of the Prussian Army burn with thirst for revenge, and to wipe off, at least from them personally, the stain with which the Prussian name is tarnished. From my manifold relations in the Prussian State I have had opportunities to become acquainted with the most usefull among them, and I may truly say of myself, that I have many friends in this Country. Under these circumstances it will not be difficult for me to raise a Prussian Legion for the service of the Continent, which could be greatly augmented, in the event of some success in the field. The conditions of organisation might be as follows:

1. Great Britain should bear the expence of equipping this Legion, and Austria furnish arms for it, at the manufacturing price. The expence of enrollment would be very small, as it is not my intention to give head money.

2. The Legion should fight under Austrian colours

and insignia, provided Britain do not judge it more suitable that it take the field under her auspices.

3. The Legion would attach itself to the right wing of the Austrian Army, that is to say, would take the field in the North of Germany, and account it an honour to be employed in the most dangerous undertakings.

4. It reserves the right of returning to the service of its former master, so soon as Prussia joins in the war against France.

5. Should Prussia not take part in this, upon its terminating one of the two Powers, Britain or Austria, is to retain this Legion for European service, provided it has fought well during the war.

These are the chief points for establishing a convention. The course of the war would determine the places of enrollment. From the organisation I should give this Legion I might hope to perform more than communicable, and the remains of the Prussian spirit would in it find an honourable refuge.

The expences of equipment, calculated without any interested view, would amount to a sum trifling for Britain; and that I am well inclined to make vigorous use of the military means placed in my hands, I believe to have convinced your able Minsiter of State, Mr. Canning.

If your Excellency can contribute any thing to bring this plan to bear, please do it for the sake of the good cause, to promote which nothing even of the most trifling nature ought to be neglected. The reply your Excellency may honour me with, I beg to be sent under the address of J. G. Danz[1]), to the care of J. Phillips at this place.

---

[1]) Nach Pertz: Gneisenau 1, 559 gingen die Brüder Gibson als Mitglieder des Tugendbundes unter diesem Namen. Der ältere, John, lebte damals in Königsberg.

IV.

## Gneisenau an den Unterstaatssekretär Georg Hammond [?]

Sir!

I do myself the honour, immediately on my arrival here to transmit the inclosed despatches from Mr. de Drusina[1]). I believe you will already be acquainted generally with the views I have for some time past acted upon in Prussia and Germany and which have induced me to visit this country, in hopes of beeing favored with an opportunity to explain them more particularly to you, and to form on them a solid plan for assisting the general cause. If this correspond (sic) with your wishes, I shall do myself the honour to wait on you at any hour you may be pleased to appoint.

I have the honour to be
Sir
Your most obedient humble servant
N. de Gneisenau
late Colonel in serving of His Prussian Majesty.
Inspector General of the fortresses
and Chief of the Corps of Engineers Prussia.

Brunets Hotel
15. Aug. 1809.

---

V.

## Auszug aus der englischen Übersetzung einer Denkschrift Gneisenaus. 20. August 1809.

Von Alexander Gibsons Hand.

The war which Prussia had maintained against France unfortunate beyond all expectation; the igno-

---

1) S. o. S. 311.

minious peace of Tilsit that terminated it; the persistence of the French Cabinet in not fulfilling even this miserable Treaty, while its Generals and Commissaries unmercifully burthened the country with requisitions, and its bands wallowed in revolting luxury at the expence of the oppressed inhabitants, had filled with thirst for revenge every generous heart, attached to the Prussian State by ties or by opinion. But the presence of numerous French armies, and the Emperor Alexander's indifference at Prussia's fate, together with the want of arms, presented only prospects frightfully disconsolate, when the sudden change of things in Spain revived the hopes of the patriots. The Prussian Minister, Baron Stein, was at that very time in Berlin, where he hat spent several months in fruitless negotiations with Daru, to fix the contribution, and by whom he was still amused. General Scharnhorst and Colonel Gneisenau now press the return of Baron Stein to Königsberg, as his presence in Berlin at best produced no results, besides that an alleviation in the settlement with France, since the events in Spain, to them did not even seem desirable, and as they had reason to expect from Baron Stein's influence on the King by whom he was esteemed that he would form a powerful support to their projects for Prussia's independence. Soon after the Minister's return to Königsberg they succeeded in gaining him over to their opinion, and now no time was lost in actively carrying it into execution, by arranging plans of insurrection, establishing patriotic clubs (which increased with wonderfull rapidity), and forming secret associations, by collecting arms, and opening communications with Austria and Britain. Colonel Gneisenau was convinced that, in a new contest with France, to bring forward powers purely military in the shape hitherto usual would not lead to just results and hence he aimed in framing the constitution of insurrections, at opposing to the enemy the combined powers of the Nation. He pressed the King in his

Memorials[1]) to give the country a free constitution that the minds of the better part of the population might be gained over the views of Government, and enthusiasm be revived; in fine, he projected a revolution that emanated from the throne, was effected without bloodshed, regained to Government the heart of the people, reconciled the enemies to the equivocal character of Prussian politics and raised a moral power, produced by the benefits of a more free form of Government, that elevated and ennobled the nation. It is but justice to the King to say that he cheerfully adopted the more liberal ideas of popular Government, and inclined to exchange the state of an unlimited monarch for the dignity of a constitutional Sovereign[2]). Recent events have impeded these beneficent reforms, and hitherto only the free constitution of the Towns has been introduced to effect which the Colonel employed his whole influence.

Thus affairs stood in September last ripe for execution. The Confederates in Silesia could scarcely be restrained. Altho' Marshal Mortier, and afterwards Marshal Davoust occupied this province with a numerous army, it was still desired to attack the French with open hostility. Breslau, a city replete with patriotism, was the seat of the revolutionary movements in this province, and Count Götz (sic), a man equal to every

---

[1]) Man wußte lange Zeit nur von einer solchen Denkschrift, die Gneisenau im Frühling 1809 von Glatz aus dem König übersandte, s. Pertz 1, 489. Aber Friedrich Thimme ist es gelungen, im Kgl. Hausarchiv zu Charlottenburg auch bezügliche Denkschriften Gneisenaus aus dem Jahr 1808 aufzufinden, s. seine Arbeit: Zu den Erhebungsplänen der preußischen Patrioten im Sommer 1808 Historische Zeitschrift 1900 S. 86.

[2]) Vgl. die Bemerkung in Steins Autobiographie (Pertz: Stein Bd. 6, Zweite Hälfte, S. 166): „Der König war damals schon geneigt zur Bildung von Reichsständen." Eine Kritik dieser Angaben ist hier nicht am Platze.

noble exertion, was sent to command the troops there. General Blücher, altho' labouring under a painfull and dangerous illness, used every endeavour to inspire with courage the patriots in Pommerania. The confederacies were directed in Berlin by count Chasot; and the associations of the friends of general independence extended far beyond the bounds of the Prussian monarchy, ramifications of the insurrection spreading all over Westphalia, the countries on the Rhine and Franconia. Austria promised her co-operation[1]); and altho' Britain only gave conditional assurance of assistance[2]) it was still hoped she would, on seeing the powerful exertions of a people to throw off their yoke, support the vindication of German independence, as liberally as she did the patriots in Spain.

Unhappily the noted fatal letter of Baron Stein appeared at this period. Bonaparte dexterously availed himself of it to intimidate Prince William into the Treaty of Paris.

(Von hier an Auszug bis unten S. 336 against the tyrant.)

French spread the report that the Treaty was favourable to Prussia; the Emperor Alexander's visit to Erfurt strengthened the hopes of those who believed in Prince William's efforts in favour of Prussia. Bad effects of the Treaty. Colonel Gneisenau endeavoured to dissuade the King from ratifying it. In December Major Count Goltz[3]) sent to Vienna on a secret mission — the patriotic bodies addressed themselves to Gneisenau — End of December the court undertook the fatal journey to

---

[1]) Für diese Behauptung fehlt uns der Beweis.

[2]) Vgl. die Andeutungen bei Hassel: Geschichte der preußischen Politik 1, 273, Lehmann: Scharnhorst 2, 189.

[3]) Ms. irrtümlich Götz. Vgl. über die Mission des Majors Goltz: Lehmann: Scharnhorst 2, 244, Wertheimer: Geschichte Österreichs u. s. w. 2, 269, Gaede: Preußens Stellung zur Kriegsfrage im Jahre 1809 S. 8 ff.

St. Petersburg, Gneisenau entrusted with the portfolio of war to prepare a plan for putting the army on a war footing. All warlike measures suspended owing to Alexander's influence over the King, much to the disappointment of the patriots. Gneisenau proposes to form a Prussian legion to be attached to the Austrian army, desires the British cabinet to defray the expence. The chiefs of the patriotic party press Gneisenau to act without the sanction of the King, he declines.

Account of Major Schill's expedition.

Colonel Steigentesch arrived at Königsberg on a mission from the Emperor Francis, acquaints Colonel Gneisenau of an approaching descent of the English on the coast of Germany[1]). Gneisenau thinks the patriot confederates should join the English and advises General Blücher to quit the Prussian service[2]). Gneisenau takes his dismission and goes to England. The patriots of North Germany still hope that the King of Prussia may declare against France; the Protestants love the house of Brandenburg — German authors embittered against Bonaparte who does nothing to encourage letters — they would form a powerful support in view of a general insurrection. — The weak character of the Prussian King and its effects. —

France should be attacked from the north as well as the south of Germany, the armies should command the Ems, the Yssel and the lower Rhine to be successful on the middle Rhine. Should a British corps land, it will be a rallying point for the patriots — but the mass of the population must rise against the tyrant.

---

Should these projects be realised, it will be politic to have due regard to the established segregation of the

---

[1]) In Steigenteschs nach Wien gesandten Berichten ist nichts davon zu finden.

[2]) Auch dieser Satz entbehrt anderer Zeugnisse.

different Germanic nations. Prussia, in particular, has to guard against suspicion from the great German Public, which, in consequence of former occurrences, might possibly ascribe to her ambitious views. Her Cabinet must solemnly declare, that she shall not annex to her dominion the possessions of the northern German Princes. For Hannover, it were desirable that a man, enjoying the public confidence, do take possession of that country, in the name of its lawfull sovereign, and be invested with extensive full powers, to direct its military resources for the objects of the League. The Princes of Brunswic and Hessia may regulate the same in their dominions; then the only problem for solution would be, so to organise the Government of these different confederate States, that their particular constitutions did not weaken the military band, with which all would require to be encompassed, during the continuation of the war[1]).

Great are the powers that yet slumber in those parts: they need only be roused. *That* Great Britain may effectuate. This potent Empire can indeed dispense with the Continent; but it is worthy of a generous nation, which has long enjoyed a happy liberty and stable independence, to secure also these highest of earthly blessings to the offspring of the same forefathers, and thus to renovate the ties that have long united both nations, by commerce of reciprocal advantage and by war of mutual interest. All that are estimable in Germany look to this happy island for aid: nor will it abandon a nation to despair that has fallen rather thro'

[1]) Vgl. die Entwürfe Steins aus dieser Zeit. Pertz: Stein 2, 369 ff. Lehmann: Stein 3, 29 ff. Man bemerke, daß in Gneisenaus Denkschrift von dem Plan der Gründung eines größeren Welfenstaates im Nordwesten, auf den er wenig später einzugehen „für zweckmäßig hielt" (s. Pertz: Gneisenau 1, 569, Delbrück 2. Aufl. 1, 182, Lehmann in der Historischen Zeitschrift 62, 505), noch keine Rede ist.

faults of Government and feeble measures, than thro' individual corruptness.

The Author of these pages himself indeed belongs to the too numerous nobility of northern Germany; but sincerity urges the confession, that many of this class in that country neither possess, nor merit the public esteem. They have utterly forgot their original destination, and sunk into effeminacy, imbecility and passiveness. From this class, generally speaking no voluntary efforts can be expected. Overanxious about its little property, it pays homage to every conqueror; but so much the more vigorous is the rest of the nation, and in it can the greatest hopes be placed, if the universally-extended hate of foreign oppressors be properly directed by the Leaders of the people, and if enthusiasm be kindled, by banishing abuses, that hitherto have lamed the powers of the nation. Yet does even the class of nobility contain many individuals, who are capable of making every sacrifice, who despise the depraved among their fellow-nobles, abhor the dominion of strangers, and instantly will place themselves in the ranks of their Country's defenders. Their example will operate powerfully on the more effeminate members of their body.

What has hitherto been said, rests on the supposition that Austria will incline again to try the fortune of arms; but if she should sign her own death-warrant by an ignominious peace, then nothing is left, but to await the moment, when French rapacity, oppression, and insolence shall drive Nations to despair, force them to become their own advisers, and wring from the excess of misery the determination, with the means, to right themselves. The arrival of that period, however, is uncertain, and might perhaps only appear to posterity, provided the banefull influence of despotism do not completely enervate them. To anticipate these enfeebling effects of oppressing tyranny, it were of the highest moment to occupy divers points on the German coast,

of a nature requiring only small garrisons. For such, in the Baltic, Eartholm is peculiarly appropriate; a point, the occupation of which cannot, apparently, be too speedily secured. The possessor of this little rock, with some small armed vessells (having the command of the sea) becomes Master of Bornholm[1]) and here all the disaffected on the opposite Continent might be assembled, who could counteract the total extinction of German spirit, by the application of every moral resource, and at the same time adopt preparatory measures for providing the subjugated nations with the means to wage war, upon disturbances breaking out. Then would Great Britain by the possession of Malta, Gibraltar, Heligoland, and Earthholm, with the larger islands subject to her sway, clasp round her mortal enemy, could deal him the most deadly blows, and in every sea would have shelter for her ships.

Many faults have been committed, many reproaches reciprocally made. Heaven grant that harmony, producing happy results, may henceforth reign, and that past offences be obliterated; for

Iliacos intra muros peccatur et extra.

London, 20. August 1809.

---

## VI.

## Auszug aus einem Schreiben Alexander Gibsons an das Foreign Office [2]).

(1810, vermutlich 17. Januar.)

Sir!

Being desirous to render the information wanted compleat, I hope you will not consider the following

---

[1]) Vgl. o. S. 300 die auf Erdholm und Bornholm bezüglichen Vorschläge.

[2]) Der specielle Adressat ist ohne Zweifel, worauf die bei den Akten befindliche Korrespondenz zwischen Georg Hammond und

communication superfluous, as it contains no repetitions, and aims also at pointing out how disappointment, similar to that already experienced, may in future be avoided. I trust it may enable you the better to form a judgement, if any thing can be done in that view, which I may perhaps learn upon waiting on you tomorrow, as I am eager to depart on Friday, provided the weather favours.

Private business calling me to England, towards the close of 1808, Colonel Gneisenau, whose friendship I enjoyed, knowing I had the honour of corresponding with Mr. Garlike[1]), imagined Mr. Canning might, thro'

---

William Hamilton schließen läßt, Hamilton, der Nachfolger Hammonds als Unterstaatssekretär des Auswärtigen. Als Datumsangabe findet sich am Schluß nur Tuesday morning. Nach der Reihenfolge, die der Brief in den Akten einnimmt (zwischen einem Brief vom 11. und 22. Januar [Sunday morning]), wäre dies der 17. Januar. Danach müßte freilich in dem Vermerk auf der Rückseite: R. [Received] Jan. 16. 1810 ein Versehen stecken, 16. statt 17. verschrieben sein.

[1]) Über Garlike, den englischen Gesandten in Kopenhagen, danach (1807) Bevollmächtigten in Memel, s. Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie von Beguelin, herausgegeben von Ernst, S. 132, Ompteda: Polit. Nachlaß 1, 305, Hassel: Geschichte der preußischen Politik u. s. w. 1, 44, 343—354, Rühl: Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III. 1899, 1, 43, 56, 78, 90. Zur Erläuterung diene eine Stelle aus einem Briefe Gibsons an Castlereagh vom 18. März 1813: . . . I was of some use to Mr. Garlike then at Kopenhagen, sending the assistance of several British ships when in Prussia in 1807, which induced him on being obliged to leave that country soon after strongly to press me doing the duties of chargé d'affaires in secret, an offer, I could not then accept on account of my mercantile relations and being a line altogother new to me, though I continued giving him every information . . . In consequence of my connection with patriotic men in Prussia upon my going to England towards the end of 1808 I was employed to make certain communications to Mr. Canning relative to the approaching war between Austria and France. By Mr. Garlike's advice I applied

him, be made acquainted with the state of affairs in Prussia, and that it might thus be ascertained, whether assistance could be reckoned upon, in case of the King of Prussia executing the plans in agitation. I made satisfactory communications to the Colonel; but our intercourse was impeded, partly by the severe winter, and partly by the removal of Minister Stein, which latter circumstance deprived my correspondent of the Prussian ministerial cypher, employed in a particular way, untill the Colonel at length obtained it by order from the King, to explain my letters (a proof that the King's disposition was with Britain). In the meanwhile, without replies, Mr. Kleist arrived; and perceiving by his introductory letter to me and conversation, the object of his journey, I discovered myself to him, and tendered my services. He frequently made use of them, and sometimes found my advice usefull, particularly in the recommendation to act throughout with strict plain-dealing, candour and honour, as the only means of ensuring success. He by that chiefly, I believe, gained the confidence of Mr. Canning, which appears afterwards to have made him giddy. — Among other respectable introductions Mr. Kleist had one to Mr. Brinkman, the Swedish Minister, who recommended him to Mr. Canning, and I subsequently took the liberty to mention his communication to this British Minister, as, in my opinion, proceeding from the same source as mine, tho' thro' an indirect channell, and in order to prevent any unfavourable impression, in consequence of different seemingly unconnected applications[1]).

I am persuaded, in my own mind, Mr. Kleist was sincere in his intentions, when here, to serve the public

directly to Mr. Canning. . . . During the year 1809 I was a medium of communication to several agents from Germany etc.

[1]) Diese Stelle dient zur Erläuterung resp. Berichtigung des Satzes Gneisenaus: „Durch Alexander Gibsone wurde er Mr. Canning empfohlen" (Pertz: Gneisenau 1, 615).

cause, and that he only forgot himself, after communicating with his relation, General Rüchel, upon his arrival in Pommerania, in the middle of May last. This Officer did not chuse to adventure his services, unless a very considerable Army was previously provided, as he did not enjoy sufficient popularity to be able expect raising that himself; and hence he and Mr. Kleist must have deemed it most expedient for their own private interest to employ the means in their hands to influence the King to act, no doubt hoping then to gain their end. This is corroborated by Mr. Kleist proceeding from General Rüchel for Berlin, the very moment he affected, in a letter to me, not to dare going thither, and immediately directing himself to Minister Golz; my Government afterwards claiming the merit of his mission, as has been repeatedly stated in letters to me[1]), altho' I know positively he was sent by Count Chazot; and by his getting his dismission soon after, with the rank of Major, altho' previously only Captain Lieutenant.

Count Chazot had unfortunately not properly communicated with Colonel Gneisenau on Mr. Kleist's mission, and hence arose an injurious want of unity, which I endeavoured to remedy, by attaching myself to Mr. Kleist here, and engaging him to acquaint the Colonel, on his arrival there, with the result of his journey, that all might act in concert. Nor could I doubt that he would do so, accompanied as he was by Lieutenant Maimburg, but who unfortunately returned immediately. Indeed I deemed that preferable to writing, or going over myself, as at one time intended, considering I would be necessary to maintain the necessary communication, untill a person, properly authorised was sent over, which I pressed. I contented myself with simply acquainting Colonel G. with this arrange-

[1]) Der Sinn dieser unklaren Stelle kann nur sein: Kleist führte, wie Gibson aus zahlreichen Briefen entnahm, den Ursprung seiner Sendung auf die Initiative der englischen Regierung zurück.

ment, and recommending his acting accordingly; at the same time informing Mr. Canning of it. Colonel G. was then in Silesia, waiting a reply to proposals for raising a corps made to the British early in spring, thro' Mr. Hardenberg at Vienna, and taking preparatory measures[1]). Count Chazot had been called to Königsberg, to answer for supposed connivance at Schill's departure from Berlin, where the Count was commandant. Mr. Kleist, upon his return, communicated with neither of these men, by whom he had been employed, and whose names he had used. He did not even give Count Chazot notice of what he had effected, altho' this person was at the expence of his journey, untill required to do so, some time after; but never addressed himself to Colonel Gneisenau, till the latter had departed for this Country (in July, I think), and before called upon by some of the Colonel's friends, for an explanation to my repeated mention of communications made thro' his medium to the Colonel.

In the meantime the favourable moment was past. The knowledge of the arrangements with Mr. Kleist probably prevented an answer from hence to Colonel Gneisenau's proposals for raising a Corps, as did possibly Mr. Kleist's unwarrantable concealment from the Colonel the execution of that project. Had it been brought to bear, it is by no means improbable, from the feelings of the Prussian Army and Country, that Frederic William must have declared in favour of Austria, and placed himself at the head of the plan for general insurrection in Northern Germany, of which the regular Army, secretly augmented to between 80 and 100 000 men, would have presented a strong central point. The nature of Major Blücher's, and shortly after of Colonel Gneisenau's mission to this country (which I shall do myself the honour to mention at meeting) evinces this

---

[1]) S. o. S. 329 Anm. 1.

sufficiently, as well with respect to the Army as King, in addition to the information already in your possession, thro' me, and which Mr. Maimburg no doubt can corroborate, as events related in the public papers have done.

It may not be superfluous to remark here, that the Austrians are also to blame for the patriotic spirit in Northern Germany not being rendered effective, tho' they had been made well acquainted with it; which they might have done, as well by direct measures, as by particularly directing an English diversion to that object, neither of which was done; on the other hand it is too true, that the petty jealousies of the Prussians themselves, and other German nations, operated towards preventing a general rising in favour of Austria, tho' these would have been overcome, had a vigorous systematic plan been acted upon.

The moment I learnt that Mr. Kleist with-held communicating with Colonel G., I thought it my duty to surmise it to Mr. Canning, tho' in the most delicate manner; and upon finding my suspicions confirmed, I not only repeated that notice, but gave Mr. Maimburg that information which led him to make Mr. Kleist account for the money entrusted to his care, thus remedying the evil, as far as lay in my power.

With respect to Major Blücher, I availed myself of the experience derived from that want of concert, to recommend the transfer of his mission here to the Colonel, which he most cheerfully complied with, the Colonel possessing the entire confidence of his father, the General; while I made free, at the same time to submit to Mr. Canning, how beneficial it might be to establish a solid point of unity, if the Colonel's mission was judged to present an opportunity to do so. The Colonel was well received by Mr. Canning; but circumstances proved unpropitious. He at the same time cultivated the acquaintance of Count Münster, in the view partly to remove jealousies, and establish con-

fidence between Prussia and Hannover. With Prince Stahremberg he did the same. The Colonel left this country, rather under an unfavourable impression that nothing would be done, after the conclusion of peace, which a longer stay might have changed. Having been blamed by some persons, unacquainted with the real nature of his relations here, that he remained too long for the good of the King, or too short for the good of the cause, I think it proper just to say, that he could not with propriety depart, while room was left for hope, nor remain beyond that period, exposed to the risk of his return being prevented by the winter, supposing France might have views against Prussia, which rendered his presence desirable, tho' that has not proved so. . . .

---

4

# Der große Plan des Fürsten von Polignac vom Jahre 1829

Die neuere Geschichte kennt eine Reihe sogenannter „großer Pläne“ namhafter Staatsmänner und Fürsten, deren Echtheit mit guten Gründen von der historischen Kritik angefochten worden ist. Anders verhält es sich mit dem „großen Plane“ des Fürsten von Polignac vom Jahre 1829, unter der Voraussetzung des Zusammenbruches der Türkenherrschaft in Europa die Karte dieses Weltteils einer gründlichen Revision zu unterwerfen. Gervinus hat im achten Bande seiner „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ (1866, S. 323—327) nach einer aus den Akten schöpfenden französischen Denkschrift von 1842 vertrauenswürdige Aufschlüsse über jenen Plan geben können. Nettement hat im achten Bande seiner „Histoire de la Restauration“ (1872, S. 310—315, 747, 748) die einschlägigen Aktenstücke teilweise im Wortlaut mitgeteilt. In demselben Jahre erschienen die „Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn C. F. von Stockmar“. Hier fand man S. 153—157 einen Auszug aus diesen Dokumenten, die Stockmar in Abschrift zugekommen waren. Endlich hat Viel-Castel im

zwanzigsten Bande seiner „Histoire de la Restauration" (1878, S. 10—23) die ganze Frage ausführlich behandelt, und seine Darstellung ist für spätere Historiker maßgebend geblieben. Indessen scheint es mir nicht überflüssig zu sein, den Gegenstand noch einmal zu beleuchten. Die in liberalster Weise gewährte Erlaubnis, meine Forschungen in den Archives du Ministère des affaires étrangères am Quai d'Orsay fortzusetzen, hat mir die Möglichkeit geboten, in den vollständigen Text des „großen Planes" und seiner Begleitschriften Einsicht zu nehmen. Andere Dokumente dienten zur Aufhellung seiner Vorgeschichte. Bei genauerem Studium erhoben sich Zweifel an der Richtigkeit einiger bisher angenommener Behauptungen. Und so sei es gestattet, die Aufmerksamkeit nochmals auf jenes berühmte Hirngespinst des Ministers Karls X. zurückzulenken.

---

Vor allem wird man sich hüten müssen, den „großen Plan" Polignacs als eine vereinzelte Erscheinung zu betrachten. Er bildet vielmehr nur ein Glied in der Kette politischer Entwürfe, die durch den Verlauf der orientalischen Angelegenheiten seit der Erhebung der Griechen hervorgerufen wurden. Der Gedanke an die Unvermeidlichkeit eines neuen russisch-türkischen Krieges vereinigte sich dabei mit dem Gedanken einer russisch-französischen Allianz. Die Idee dieser Allianz schwebte seit der Entlassung Talleyrands allen Ministern des Auswärtigen der Restauration in mehr oder weniger klaren Umrissen vor, und in Petersburg schien man sehr geneigt, einen hohen Preis für sie in Aussicht zu

stellen. Der Zar Alexander suchte schon im Juli 1821 den französischen Gesandten, den Grafen La Ferronnays, der persona gratissima an seinem Hofe war, und durch ihn das Ministerium Richelieu zu sondiren. Er sagte ihm: „Nehmt das Maß von der Meerenge Gibraltars bis zu den Dardanellen, sehet zu, was euch paßt und rechnet nicht nur auf die Zustimmung, sondern auf den thätigen Beistand Rußlands." Sein übereifriger Gesandter in Paris, Pozzo di Borgo, glaubte am 9. Oktober 1821 nach Petersburg berichten zu können: „Frankreich verläßt sich auf die Weisheit des Zaren und schmeichelt sich, daß im Fall der Vertreibung der Türken aus Europa S. Majestät dies große Ereignis zum allgemeinen Vorteil ausschlagen wird." Er soll in einem vertraulichen Schreiben an Richelieu für den Fall einer Teilung der Türkei als Beutestück Frankreich die Barbaresken angeboten haben. Villèle meinte damals: „Wenn je die Teilung vor sich ginge, wären Belgien und die rheinischen Gebiete („la Belgique et les départements du Rhin") angesichts der Machtvergrößerung der anderen Staaten die einzig annehmbare Entschädigung für Frankreich." Er riet Richelieu, diese Forderung zu stellen. Indessen Richelieu war viel zu vorsichtig, um sein Vaterland auf abenteuerliche Wege zu führen oder überhaupt ohne bestimmte schriftliche Abmachungen dem russischen Lockruf zu folgen[1]).

Jahre vergingen, während deren von der aufge-

[1]) Vgl. die Quellen-Nachweise in meiner Geschichte Europas. Zweite Auflage. Stuttgart und Berlin, Cotta Nachfolger 1913, II, 222.

worfenen Frage keine Rede war. Der Zar Alexander schien sich der Leitung Metternichs zu überlassen und einem Zusammenstoß mit dem türkischen Reiche auszuweichen. Aber zugleich mit dem Fortgang des griechischen Befreiungskampfes verschärfte sich der Gegensatz Rußlands und Östreichs. Nach dem Scheitern der zweiten Petersburger Konferenzen löste sich der Zar von der festländischen Allianz, und in den geheimen Verhandlungen Cannings mit dem Grafen Lieven bereitete sich die überraschende Annäherung Rußlands an England vor. La Ferronnays hatte schon vor dem Beginn der zweiten Petersburger Konferenzen eine feine Witterung für die bevorstehende Wendung der russischen Politik. Im Begriff, aus dem Urlaub auf seinen Posten zurückzukehren, erbat er sich daher von seiner Regierung die Beantwortung einer Reihe von Fragen, um danach sein Verhalten einzurichten. Hier tauchte der Gedanke an die Möglichkeit einer Teilung der Türkei und territorialer Erwerbungen Frankreichs, als Entschädigung für die Vergrößerung anderer Mächte wieder auf. La Ferronnays wünschte zu wissen, ob Frankreich sich die Erwerbung Belgiens oder eines anderen Grenzlandes („la Belgique ou tout autre point au-delà de sa frontière") ausbedingen solle, falls infolge eines orientalischen Krieges Rußland sich die Donaufürstentümer aneigne und in Asien Eroberungen mache, Östreich auf Serbien und Bosnien die Hand lege, England unter den Inseln der griechischen oder kleinasiatischen Gewässer seine Auswahl treffe. Indessen Villèle war zurückhaltender als drei Jahre zuvor. Die Antwort auf La Ferronnays' Frage lautete, man

dürfe, ohne der Zukunft vorzugreifen, solche Hypothesen nicht aufstellen[1]).

Wieder verstrich eine geraume Zeit, ehe sich aufs neue Gelegenheit bot, den Faden weiter zu spinnen. Alexander I. sank ins Grab, ohne das Schwert gegen den Sultan gezückt zu haben. Nikolaus I. erlangte die Unterzeichnung des Vertrages von Akkerman, der den Frieden zu sichern schien[2]). Aber nachdem der Schlag von Navarino gefallen war, kam im Frühling 1828 der Krieg zwischen den beiden Mächten des Ostens, der so lange gedroht hatte, zum Ausbruch. Inzwischen war La Ferronnays im Ministerium Martignac an die Spitze des Auswärtigen gestellt worden. Zu seinem Nachfolger in Petersburg wurde der Herzog von Mortemart ausersehen. Er hatte einst unter Napoleons Fahnen gegen Rußland gekämpft. Allein die Aufgabe, die er als Vertreter Frankreichs erfüllen sollte, ward ihm durch die Erinnerung an jene längst vergangenen Zeiten in

---

[1]) Questions adressées au ministre par M. le Comte La Ferronnays Paris. Déc. 1824. — Réponse aux questions de M. le Comte de la Ferronnays relatives aux affaires de l'Orient. Lues au conseil et approuvées par le Roi. 30. Déc. 1824 (Antwort auf Frage 25, 26: „Ces questions reposent sur des hypothèses qu'on ne saurait admettre sans anticiper beaucoup trop sur l'avenir"). Archives des Affaires Etrangères. Paris. Russie Vol. 167 fol. 100—122.

[2]) Man beachte jedoch die Mitteilung von Schiemann: Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. 1908. Band II, S. 139 nach einem vertraulichen Bericht La Ferronnays' vom 19. Mai 1826. Danach entwickelte der Zar einen Plan, „der aller Wahrscheinlichkeit nach die Eventualität einer Teilung der Türkei und damit verbunden eine radikale Umgestaltung der Karte Europas ins Auge faßte". Vgl. Schiemann in der Historischen Zeitschrift 1899, Band 83, S. 249.

keiner Weise erschwert. Ein Brief des Zaren an Karl X. und wiederholte Versicherungen Pozzo di Borgos wie Nesselrodes bewiesen, daß man in Petersburg mit der bisherigen Haltung Frankreichs, im Gegensatz zu derjenigen Englands und Östreichs, sehr zufrieden war. Zugleich fehlte es nicht an Hindeutungen auf die Möglichkeit hohen Lohnes für erhoffte Hilfe im Fall europäischer Verwicklungen. Der Zar sprach von der Interessengemeinschaft Frankreichs und Rußlands, die sich zwölf Jahre lang in gegenseitiger Leistung guter Dienste gezeigt habe. Nesselrode beteuerte, Rußland werde nie dulden, daß Frankreich durch irgendwelche Kombination „von Vorteilen ausgeschlossen werde, welche die Pläne, denen es sich mit einer edlen Energie beigesellen würde, als Schlußergebnis herbeiführen könnten"[1]). La Ferronnays nahm diese verheißungsvollen Andeutungen zunächst stillschweigend hin und beschränkte sich in den Instruktionen, die er Mortemart mitgab, auf den Satz: Sollte aus dem russisch-türkischen Krieg ein europäischer hervorgehen, so würde der König von Frankreich bis zum letzten Augenblick vermeiden, in die Schranken zu treten, aber seine moralische Hilfe wird Rußland gesichert sein[2]). Nicht lange währte es, so ging er weiter.

[1]) Schreiben Nikolaus' I. an Karl X. 3. April, 22. März 1828. Antwort Karls X. 30. April 1828. Abdruck in meiner Geschichte Europas III, 393—397 (1901) und bei Schiemann a. a. O. II, 435—439 (1908). — Confidentielle. Pour S. E. M. le ministre seul. Auszug einer Instruktion Nesselrodes an Pozzo di Borgo 27. April 1828 st. v. Archives des Affaires Etrangères. Paris, vgl. Maggiolo: Pozzo di Borgo, Paris, Calmann Lévy 1890, S. 299 ff.

[2]) Instructions pour M. le duc de Mortemart 1. Mai 1828 Archives des Affaires Etrangères. Paris.

Was er von Mortemart hörte, mußte ihn anspornen, sich Möglichkeiten vor Augen zu führen, an die er schon zu Ende des Jahres 1824 gedacht hatte. Mortemart machte auf dem Wege zum Zaren in Weimar Halt und fand den dortigen Hof ganz russisch gesinnt. Der Großherzog wünschte die Türken aus Europa verjagt und ihr Land an mediatisirte Fürsten gegeben zu sehen, von denen einer als Wächter („le portier") der Dardanellen und des Bosporus einzusetzen wäre. Im russischen Hauptquartier angelangt, vernahm Mortemart aus Nikolaus' Munde die ermunternde Äußerung: „Ich bin sicher, wenn heute Ihr König von den Kammern eine Milliarde und 500 000 Mann forderte, sie würden sie bewilligen"[1]. Die Frage war: Was fiel für Frankreich ab, wenn es wirklich zu einer Vertreibung der Türken aus Europa kam, und war es im gegebenen Fall unvermeidlich, französische Ansprüche mit den Waffen in der Hand geltend zu machen? In den Pariser Akten findet sich der Entwurf einer neuen Instruktion für Mortemart, welche diese Fragen noch offen läßt. Es heißt hier nur: Im Fall einer Auflösung des türkischen Reiches würde Östreich für sich Bosnien und Serbien, England die Inseln fordern. Die Ehre Frankreichs verlange, von Vorteilen, die anderen Mächten zuteil würden, nicht ausgeschlossen zu werden. Daher möge Mortemart den Zaren mit der nötigen Vorsicht sondiren. Erinnert man sich nun, daß La Ferronnays früher „Belgien oder ein anderes Grenzland" als passenden Gegenstand der Entschädigung genannt hatte, so

[1]) Berichte Mortemarts 9., 27. Mai 1828. Archives des Affaires Etrangères. Paris.

wird man nicht in Zweifel ziehen wollen, daß er dies auch jetzt im Sinn hatte. Einige höchst charakteristische Privatbriefe, die er Mortemart sandte, ergänzen jenen Instruktionsentwurf. In seinen Briefen, die teilweise im Wortlaut mitgeteilt zu werden verdienen, führt der Minister aus: Frankreich kann, wenn die Türkenherrschaft in Europa aufhören sollte, unter ihren Trümmern niemals ein genügendes Ersatzstück für den Zuwachs der anderen Mächte finden. „Je ne vois alors pour arranger les affaires qu'un congrès général dans lequel la Russie s'engagerait à soutenir les prétentions justes et modérées de la France.“ Gehe das nicht an, so habe man auch vor dem Kriege nicht zurückzuschrecken: „Nous ne remuerons point le statu quo, bien qu'il nous soit relativement si désavantageux, mais si ce statu quo est dérangé, ventre Saint Gris!! je jure par ma barbe qu'il ne le sera pas impunément. Il ne s'agit ici que de toucher un ressort pour faire sortir des légions de soldats et je vous garantis ... qu'il est plus sage pour tout le monde de ne pas nous mettre dans la nécessité de faire emploi de nos forces régénérées.“ Er erschrickt bei der Vorstellung, daß es zu einem Kampf der Großmächte „auf den Ruinen Konstantinopels“ kommen könne. Aber er fügt hinzu: Sollte eine Veränderung des gegenwärtigen Zustandes Europas stattfinden, so würde Frankreich für seine Ehre seine Macht einzusetzen wissen. „Le jour où nous voudrons toucher ce terrible ressort je vous réponds qu'il sortira de terre des soldats par millions, mais il est mieux de rester calmes“[1]).

[1]) Privatbriefe La Ferronnays' an Mortemart 9. Juni, 12. Juli 1828. Archives des Affaires Etrangères. Paris.

Ganz im Sinne solcher vertraulicher Äußerungen waren die Mitteilungen gehalten, die La Ferronnays warnend der englischen Regierung durch den Vertreter Frankreichs in London zukommen ließ. Kein anderer als der Herzog von Polignac füllte damals diesen Posten aus. Er hatte Wellington zu erklären, Frankreich werde, sobald eine Zerstückelung der Türkei in Aussicht stehe, einen allgemeinen Kongreß vorschlagen. Sollten aber „die Wünsche, die Frankreich im Interesse der Bewahrung des europäischen Friedens ausdrücken würde, nicht erhört werden, so würde es, wennschon ungern, zu den Waffen greifen und in seinen ungeheuren Hilfsquellen, im Geist und in den kriegerischen Neigungen der Nation genügende Mittel finden, um seine Rechte wirksam geltend zu machen"[1]). Diese bedenklichen Andeutungen mahnten Wellington und den kürzlich an die Spitze des Auswärtigen berufenen Aberdeen zur Vorsicht. Beide hätten zwar am liebsten die Fessel des Londoner Vertrages vom 6. Juli 1827 abgestreift, durch den sich England mit Rußland und Frankreich zu Gunsten der Griechen verbunden hatte. Aber sie fürchteten, durch die Auflösung dieses Dreibundes Frankreich ganz in Rußlands Arme zu treiben. Die lange unterbrochenen Londoner Konferenzen wurden daher wieder aufgenommen; aus ihren Beschlüssen ging, wie bekannt, die Entsendung eines französischen Truppenkorps nach Morea hervor.

Inzwischen machte der Verlauf des russischen Sommerfeldzuges von 1828 auf dem europäischen

[1]) S. Ringhoffer: Ein Dezennium preußischer Orientpolitik 1821—30. Berlin 1897, S. 128, 129. Nach Werthers Bericht vom 28. Juli 1828.

Kriegsschauplatz die Berechnungen gründlich zuschanden, deren Voraussetzung die Aussicht auf eine „Zerstückelung der Türkei" gewesen war. Der militärische Spaziergang nach Konstantinopel wurde vorläufig nicht ausgeführt. Wäre nicht Varna schließlich durch Verrat in die Hände der Belagerer gefallen, so hätten sich die Russen schwerlich südlich der Donau behaupten können.

Mit Eifer rüstete der Zar für einen zweiten Feldzug. Wie man weiß, suchte Metternich die Winterpause zu benutzen, um eine Vermittlung zwischen den streitenden Parteien durch die Großmächte zustande zu bringen. Er hoffte durch Wellington auf das französische Ministerium einzuwirken. In Petersburg glaubte man später, Beweise dafür zu haben, daß der Zar habe gezwungen werden sollen, ihm diktirte Friedensbedingungen zu unterschreiben. Wie dem auch sei: Frankreich wäre dafür nicht zu haben gewesen. Die Regierung Karls X. setzte den Plänen Metternichs entschiedenen Widerstand entgegen. Aus dieser Zeit stammt das merkwürdige Gutachten Chateaubriands, das in seinen Mémoires d'outre tombe (1849) Band VIII S. 383—435 abgedruckt ist. Der Romantiker unter den Staatsmännern und der Staatsmann unter den Romantikern war damals französischer Gesandter in Rom. La Ferronnays hatte ihn am 10. November gebeten, ihm seine Ideen über die orientalischen Angelegenheiten mitzuteilen. Chateaubriands am 30. November 1828 begonnenes Memoire[1]) war die Antwort

[1]) Nach Chateaubriands Depesche vom 2. Dec. 1828 (Archives des Affaires Etrangères. Paris) war sein Memoire an diesem Tage noch nicht vollendet.

auf diese Frage. Der wesentliche Inhalt dieses Memoire ist: Frankreich hätte durch eine Allianz mit Östreich und England gegen Rußland alles zu verlieren und nichts zu gewinnen. Würde Frankreich durch die Ereignisse gezwungen, seine neutrale Haltung aufzugeben, so müßte sein Interesse es bestimmen, sich mit Rußland zu verbünden. Dies wäre um so ratsamer, da es nicht schwierig sein würde, durch das Angebot gewisser Vorteile auch Preußen zum Eintritt in diese Allianz zu bewegen. Man könnte daher dem Zaren sagen: „Ihre Feinde umwerben uns. Wir ziehen den Frieden dem Kriege vor, wir wünschen neutral zu bleiben. Aber, wenn Sie durchaus nach Konstantinopel gehen wollen, so setzen Sie sich mit den christlichen Mächten über eine billige Teilung der europäischen Türkei auseinander. Diejenigen Mächte, die sich nach ihrer geographischen Lage im Orient nicht vergrößern können, werden anderswo Entschädigungen erhalten. Was uns betrifft: Wir wollen die Rheinlinie von Straßburg bis Köln haben. Das sind unsere gerechten Ansprüche." Durch die Allianz mit Rußland, wiederholt Chateaubriand, könnten wir, abgesehen von Kolonieen im Archipel, „die Rheingrenze" erhalten. Man sieht, wie nahe er sich mit La Ferronnays' Ideen berührt. Nur stellt er nicht mehr Belgien und die Rheinlande zur Auswahl. Vielmehr hat er diese allein im Auge. Auch hält er es für nötig, Preußen, das den Hauptverlust zu tragen hätte, „gewisse Vorteile" zum Ersatz anzubieten. Der Erwerb der Rheingrenze für Frankreich, und zwar durch ein Bündnis mit Rußland, war Chateaubriands Traum schon vor Jahren gewesen.

Ihm hatte er nachgehangen, als er 1823 die Intervention in Spanien betrieb, und im Frühling 1829 scheute er sich nicht, gegenüber einem anderen Diplomaten offen auszusprechen: „Kein französisches Ministerium kann sich halten, das nicht Frankreich die natürliche Rheingrenze wiedergiebt"[1]).

Die Tagebücher und Briefe Palmerstons, der zu Anfang des Jahres 1829 in Paris verweilte, bezeugen, daß der dortigen höheren Gesellschaft, ohne Unterschied der Partei, das Verlangen nicht fremd war, die Verträge von 1815 auf diese Weise zu Gunsten Frankreichs zu korrigiren. Der General Sébastiani sagte ihm am 22. Januar 1829: „Die Rheingrenze ist Frankreich unentbehrlich. Besonders kann es Landau und Saarlouis nicht missen"[2]). Mitunter war daneben freilich auch von Belgien die Rede. Man versicherte dem englischen Gast sogar, es sei schon vor Jahresfrist ein Übereinkommen zwischen Rußland und Preußen getroffen worden, wonach Frankreich in gewissen Fällen seine Grenzen auf Kosten Preußens und der Niederlande erweitern, Preußen durch Sachsen, der König der Niederlande durch einen Gebietszuwachs im Norden seines Staates entschädigt werden solle. Dem König von Sachsen war nach diesem frei erfundenen Über-

[1]) Bericht Bunsens Rom 7. Mai 1829 (nach einem Gespräch Chateaubriands mit Celles), ebenso 9. Mai 1829; Chateaubriand habe gesagt: „Es ist ebenso unmöglich, Griechenland in Morea einzuschließen wie Frankreich in seinen jetzigen Grenzen." Geh. Staatsarchiv Berlin.

[2]) Ähnlich äußerte sich de Rigny bald danach gegenüber dem östreichischen Gesandten. Bericht Apponyis 28. Juli 1829. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien.

einkommen „die Verpflanzung nach Mailand“ („the King of Saxony should be transferred to the Milanese“) zugedacht[1]).

Ein anderes beachtenswertes Zeugnis der französischen Annexionsgelüste, in ihrem Zusammenhang mit den orientalischen Verwicklungen, bietet der Plan, den der General Richemont im Frühling 1829 ausheckte. Richemont hatte sich unter der Republik und unter dem Kaiserreich auf den Kampfplätzen des Westens und des Ostens, zuletzt als Verteidiger Danzigs, mit Ruhm bedeckt. Er durfte sich darauf berufen, „in England, Rußland, Deutschland, Italien, Griechenland, Indien, Konstantinopel gelebt und überall die Zustände studirt zu haben“. Nach Waterloo war er auf Halbsold gesetzt worden und hatte eine Zeit lang zurückgezogen gelebt, bis er 1827 als Abgeordneter des Allierdepartements einen Sitz in der Kammer erhielt. In den ersten Tagen des April 1829 reichte er dem Dauphin, den Ministern und einigen hervorragenden Staatsmännern eine Denkschrift ein, die er anfangs Mai durch eine zweite ergänzte. Auch diese blieb zunächst der Öffentlichkeit vorenthalten. Im Juni wurden sodann beide Denkschriften zu einem Heft vereinigt und einer Anzahl von Pairs und Deputirten autographirt mitgeteilt. Richemont entwickelte mit beinahe noch größerer Energie als Chateaubriand die Idee, daß Frankreich in der „europäischen Krisis“, die bei dem voraussichtlichen,

[1]) H. Lytton Bulwer: Life of Palmerston (Tauchnitz Ed.) I, 289, 296, 302. Man vergleiche die allgemein gehaltenen Vorschläge in der Depesche Pozzo di Borgos 28. Nov. (st. v.) 1828 Le Portfolio. Paris 1836, I, Nr. 8, S. 30.

schließlichen Triumph Rußlands zu erwarten sei, sich auf dessen Seite stellen müsse. „Unsere wahren, unversöhnlichen, ewigen Feinde — ließ er sich hören — sind Östreich und England“ ... „Unser wahrer Verbündeter ist Rußland“ ... „Was aber auch der Bosporus für Rußland ist, das ist der Rhein für Frankreich. Da liegt das beständige Ziel unserer Anstrengungen, unsere ganze Politik, unsere ganze Zukunft. Da liegt das Pfand unserer Ruhe und der Ruhe Europas“ ... „Der Rhein gehört uns nach der Bestimmung der Natur, nach den Opfern, die er uns gekostet hat. An seinen Ufern sind unsere militärischen Annalen geschrieben.“ Bei dem Rhein ließ es aber Richemont nicht bewenden. Er nahm Luxemburg und ganz Belgien gleich mit dazu. Auf diese Weise sah er „Frankreich mit seinen Königen versöhnt, durch die unzerreißbarsten Bande gemeinsamen Ruhmes und gemeinsamen Vertrauens mit der Dynastie der Bourbonen verknüpft“.

Um die Entschädigung derer, die Frankreichs Ruhebedürfnis stillen sollten, war Richemont nicht verlegen. Preußen würde Sachsen bekommen, „das infolge Mangels an direkten Erben gleichsam erledigt ist“ („La Saxe, pour ainsi dire vacante à défaut d'héritiers directs“), dazu ein Stück des östlichen Hannovers und das östreichische Schlesien. Der Rest des östlichen Hannovers fiele an „den Herzog von Oldenburg, den Großherzog von Hessen, die Fürsten von Hessen-Homburg und von Sachsen-Koburg“. Baiern erhielte für die Pfalz „das Erzbistum Salzburg“. Der König der Niederlande fände im westlichen Hannover und im Herzogtum Oldenburg eine Entschädigung, die „dem Verluste Belgiens

und des Herzogtums Luxemburg beinahe gleich käme". England könnte sich „über den Verlust Hannovers" durch die Besetzung Kretas trösten, und Östreich würde „Serbien, Bosnien und Albanien zu seiner Beute machen", sobald es zur Aufteilung der europäischen Türkei käme. Dies alles wäre ausführbar ohne einen Weltkrieg. „Die Allianz Frankreichs mit Rußland kann einen allgemeinen Brand verhindern", dessen Ausbruch ohne diese nach der Einnahme Konstantinopels durch die Russen zu befürchten wäre. Immerhin muß Frankreich sich rüsten, „um die Rolle, die es auf sich nehmen will, durchzuführen".

Richemont behauptet, an eine Verbreitung seiner Denkschriften durch den Druck nicht gedacht zu haben, bis der „Courrier" einige Auszüge aus denselben brachte. Sie machten sofort innerhalb wie außerhalb Frankreichs Aufsehen. Hierauf entschloß er sich im August 1829, das Ganze in Form einer Broschüre zu veröffentlichen[1]). Europa lernte nun kennen, was nach Metternichs Urteil nichts anderes war als „das unbegreifliche Erzeugnis einer Feder, die der Wahnsinn geführt hatte"[2]).

Als Richemont seine Denkschriften der Presse übergab, war bereits eine große Veränderung auf dem

[1]) De la situation politique de l'Europe et des intérêts de la France par M. le général Richemont. Député de l'Allier. Paris. Levasseur, Libraire, Palais-Royal. Août 1829. — Es wird gewöhnlich übersehen, daß die erste Denkschrift bereits vom 5. April, die zweite vom 29. Mai datiert (s. S. 41 und 87 des Druckes).

[2]) „L'inconcevable produit d'une plume véritablement guidée par la démence." Metternichs Weisung an Ficquelmont 5. Okt. 1829. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien. Über Belgische Gegenschriften, die Richemont bekämpfte, s. Juste: La révolution Belge de 1830. Brüssel 1872, I, 125 ff.

Kriegsschauplatz vor sich gegangen. „Rußland," konnte er in einer Zusatznote ankündigen, „ist im Begriff, seine Geschicke zu erfüllen ... Die Donner der Newa hallen wider von den äußersten Höhen des Haemusgebirges bis nach Byzanz." In der That überraschend schnell und erfolgreich hatte der Feldmarschall Diebitsch während des Sommers 1829 seine Aufgabe gelöst. Der Großwesir war nach seiner Niederlage bei Kulewtscha in Schumla eingeschlossen. Der Balkan war von den Russen überschritten worden. Am 20. August schlug der russische Feldherr in Adrianopel sein Hauptquartier auf. Vor seinem Heer, dessen Stärke allgemein außerordentlich überschätzt wurde, schien jeder Widerstand zerstäuben zu müssen, und Guilleminots Meinung, daß der „moskowitische Adler" seinen Flug nach Konstantinopel nehmen werde, war weit verbreitet. In einer neuen Denkschrift rief er der Regierung zu: „Die Wahl des Systems, für das wir uns angesichts der ernsten Lage Europas entscheiden wollen, wird für seine Zukunft bestimmend sein"[1]).

Es war nicht mehr La Ferronnays, der an der Spitze des Auswärtigen stand, als Richemont in die Trompete stieß. La Ferronnays, dessen Gesundheit längst schwan-

[1]) Mémoire adressé au ministère dans les premiers jours de septembre 1829, enthalten in der Druckschrift: Nouveaux Mémoires politiques par M. le général baron de Richemont. A Paris. Chez Levasseur 1830. In diesem Memoire vom September 1829 empfiehlt der phantasiereiche Schriftsteller, falls man sich statt für die russisch-preußische Allianz für die östreichisch-englische entscheide, als Preis „eine Rektifikation der italienischen Grenze" (nämlich einen Teil Savoyens und Nizza) und die Wiedergabe der Insel Mauritius (Ile de France), wo er einst als „Directeur des fortifications" thätig gewesen war, zu verlangen.

kend geworden war, hatte am 2. Januar 1829 einen Schlaganfall erlitten. An seine Stelle war provisorisch der Siegelbewahrer Graf Portalis berufen worden. Schon damals hatte Karl X. den sehnlichen Wunsch gehegt, den von London berufenen Fürsten von Polignac in die Regierung zu ziehen. Aber der ehrgeizige Kämpe der Ultras mußte sich bis zum Sturz des Ministeriums Martignac gedulden. Danach gelang es ihm endlich, am 8. August 1829 jenes verhängnisvolle Ministerium zu bilden, in dem er selbst das Äußere übernahm. Man glaubte nicht anders, als daß er, der Bewunderer Wellingtons, die auswärtige Politik in neue Bahnen lenken werde. Auch Richemont wurde von der Idee beherrscht, Polignacs Ziel sei Abschluß einer Allianz mit England statt des Abschlusses einer Allianz mit Rußland. Indessen der sogenannte „große Plan" Polignacs beweist, daß er sich dem Einfluß der Überlieferungen seiner Vorgänger nicht entzog. Während diese aber eine vorsichtige, zuwartende Haltung eingenommen hatten, glaubte Polignac eine vollendete Thatsache schaffen zu müssen. Die Lockrufe aus Petersburg waren immer deutlicher geworden. Der Zar hatte sich mit Mortemart über die Vorteile und Nachteile einer Allianz mit einem konstitutionellen Staate, wie jemand, der zu ihrem Abschluß bereit sei, unterhalten. Von einem seiner Vertrauten war das Wort „Allianz" zwischen Rußland und Frankreich offen ausgesprochen worden[1]). Im Inneren stand, wenngleich noch nicht deutlich geplant, der Staatsstreich bevor. Es galt jeden-

[1]) Bericht Mortemarts 2. Mai 1829. Archives des Affaires Etrangerès. Paris.

falls, das französische Volk durch glänzende Erfolge der auswärtigen Politik zu blenden. Noch Mitte August äußerte der neue Minister des Auswärtigen in einem Gespräch mit dem östreichischen Gesandten: „Versichern Sie dem Fürsten Metternich, daß ich weder englisch noch russisch noch preußisch bin, sondern nur französisch und daher nur Bewahrung des Friedens und völliges Einverständnis zwischen Frankreich und allen Mächten wünsche"[1]). Aber schon am 4. September gingen höchst geheime Instruktionen an Mortemart nach Petersburg ab, die einen eigentümlichen Kommentar zu diesen Worten bildeten.

Die Instruktionen beruhten auf einem Beschluß des königlichen Conseil, welcher ein von Polignac vorgelegtes Memoire gebilligt hatte. Die zweifelhafte Ehre der Urheberschaft gebührte freilich nicht ihm. Er hatte sich der Feder des Grafen Bois-Le-Comte bedient. Dieser Diplomat, der später als Vertreter Frankreichs in der Schweiz durch seine Parteinahme für den Sonderbund besonders bekannt geworden ist, war seit 1814 in Wien, Petersburg, Madrid, London bei den Gesandtschaften im Dienst gewesen. An dem letztgenannten Orte hatte ihn Polignac genauer kennen gelernt. Durch ihn war er zum „Directeur des affaires politiques" im Ministerium des Auswärtigen ernannt worden[2]). Man wird annehmen dürfen, daß alles, was sich daselbst an Materialien über die jüngste Phase der orientalischen

[1]) Bericht Apponyis 15. August 1829. K. und K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien.

[2]) S. La grande Encyclopédie. Paris, Lamirault, VII, 143.

Frage angesammelt hatte, ihm wie Polignac vorlag. Es wird daher nicht Wunder nehmen, in dem Memoire manche Anklänge an frühere Vorschläge zu finden. Doch fehlt es ihm auch nicht an originellen Bestandteilen. Vielleicht die stärkste und zugleich die am wenigsten thörichte Abweichung bestand darin, daß hier angenommen wurde, keine Macht könne Rußlands dauernde Besetzung Konstantinopels zugeben. Auch ohne dies blieb die Beute groß genug, die Rußland zugewiesen wurde, sobald die unabwendbare „Teilung der Türkei" vor sich gehen sollte. Moldau und Walachei und ein Drittel, wenn nicht mehr, der kleinasiatischen Provinzen würden der Lohn Rußlands sein. Serbien, Bosnien, die Herzegowina fielen Östreich zu. Der Rest der europäischen Türkei, mit Einschluß des griechischen Festlandes und der Inseln des Archipels, und mit Konstantinopel als Hauptstadt, war dazu ausersehen, ein „Königreich Griechenland" unter dem Zepter des Königs der Niederlande zu bilden. Was aus den Trümmern der Türkenherrschaft in Asien werden würde, blieb dahingestellt: vielleicht ein neuer mohammedanischer Staat, vielleicht eine Provinz des ägyptischen Reiches Mehemed Alis, dem Kraft und Mut zugetraut wurden, sich mit Gewinn „für Civilisation und Handel" zum Nachfolger des Kalifen zu erklären. Zu den „Trümmerstücken" des türkischen Reiches zählten endlich die Barbareskenstaaten. Wurde der König der Niederlande nach Konstantinopel verpflanzt, so war nichts leichter, als über seine Gebiete zu verfügen. An den holländischen Kolonieen sollte England sich schadlos halten, dessen Zustimmung zu den geplanten territorialen Verände-

rungen notwendig durch irgend einen Preis erkauft werden mußte. Holland selbst bis zum Rhein und zur Maas würde mit Sachsen zur Abrundung Preußens bestimmt werden. Dafür hätte dieses fast alle seine linksrheinischen Besitzungen dem König von Sachsen abzutreten, aus denen ein neues Königreich mit der Hauptstadt Aachen zu bilden wäre. Indessen wäre ein an die bairische Pfalz anstoßendes Stück für Baiern vorzubehalten. Denn dieses hätte Landau an Frankreich zurückzugeben. Desgleichen würden Frankreich Saarbrücken und Saarlouis wieder zugeteilt. Sein Hauptgewinn aber bestände in Belgien nebst Luxemburg, Seeland und Nordbrabant.

Die Grundgedanken dieser „territorialen Reorganisation", soweit sie Frankreich zustatten kommen sollte, waren von bewundernswerter Einfachheit. Die Kongreßbeschlüsse und Verträge von 1815 wurden in großartiger Weise zu Gunsten Frankreichs korrigirt. An seiner „verwundbarsten Grenze" erhielt es statt eines starken einen schwachen Nachbarn. Das „maritime Übergewicht" Englands in Europa wurde durch die Begünstigung anderer auf größere Entwicklung ihrer Seemacht angewiesener Staaten aller Voraussicht nach gemindert. Noch blieb die Frage zu lösen, ob man die „Reorganisation" auf einem Kongreß beraten oder durch einen geheimen Vertrag Frankreichs und Rußlands vorbereiten solle. Polignac entschied sich, nach Bois-Le-Comtes Vorschlag, für das zweite. Langwierige Kongreßverhandlungen würden England und Östreich Zeit gewähren, Rußland anzugreifen, „auf dessen Erfolgen der ganze Plan beruht". Dagegen

würde ein geheimer französisch-russischer Vertrag ihnen zuvorkommen. Wären diese beiden Mächte einig, „so würde es ihnen ein leichtes sein, Preußen und Baiern nach sich zu ziehen". Die übrigen Staaten Deutschlands wären damit lahm gelegt. Östreich, „zwischen Rußland, Preußen, Deutschland, Frankreich eingekeilt", würde sich glücklich schätzen, das ihm bestimmte Stück der türkischen Beute einzustecken. England würde sich ohne festländischen Bundesgenossen gleichfalls bequemen, Frieden zu halten und zu nehmen, was man ihm bieten wollte. Immerhin war auch die Möglichkeit des Ausbruches eines allgemeinen Krieges erwogen, der Östreich und England auf der einen Seite gegen Rußland, Frankreich, Preußen, Baiern auf der anderen vereinigt sehen würde. In diesem Falle hätte man sich vorzubehalten, Baiern noch Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel zuzusprechen und die holländischen Kolonieen zwischen Frankreich, Rußland und Preußen zu teilen[1]).

[1]) S. den wörtlichen Abdruck des Memoires Bois-Le-Comtes im Anhang nach der in den Archives des Affaires Etrangères, Paris erhaltenen Kopie. Daselbst Russie Vol. 178 fol. 115 findet sich ein eingeklebter Zettel: „Paris 4. Sept. 29 Nota. Voyez à la fin de ce volume 1) Une lettre confidentielle du Prince de Polignac au duc de Mortemart. 2) Un mémoire lu au conseil du Roi et contenant un projet de partage de l'empire Ottoman. 3) Une note accessoire sur une partie du mémoire précédent. Ces trois pièces ont été rédigées par M. de Bois-Le-Comte directeur des affaires politiques à cette époque". An der bezeichneten Stelle finden sich Kopieen der drei Aktenstücke. Die Überschrift des dritten lautet: „Cette note a été rédigée pour combattre l'opinion du dauphin qui voulait attribuer à la France les provinces Rhénanes prussiennes au lieu de la Belgique. Elle a reçu l'approbation de S. A. R. sept. 29". — Nach Gervinus VIII, 326 wären die drei Aktenstücke im Juli 1830 bei der Plünde-

Als die Denkschrift Bois-Le-Comtes von Polignac dem Conseil vorgelegt wurde, machte der Dauphin, welcher der Sitzung beiwohnte, einen Einwand geltend. Der so oft und so laut erhobene Ruf nach der Rheingrenze hatte in seinem Herzen Widerhall gefunden. Er wünschte, in dem „großen Plan" die preußischen linksrheinischen Gebiete an Belgiens Stelle gesetzt zu sehen. Eine ergänzende Note Bois-Le-Comtes suchte ihn zu widerlegen. Sie hob namentlich hervor, daß Belgien nicht sowohl die „Aggressivkraft" als die „Defensivkraft" Frankreichs verstärken würde. In dem Streben nach ihrer Erwerbung liege daher nichts, was das festländische Europa beunruhigen könne. Rußland wie Preußen würden darin auch den festen Entschluß Frankreichs erkennen, es unter Umständen auf einen Krieg mit England ankommen zu lassen. Umgekehrt werde die Begehrlichkeit nach den preußischen Rheinlanden die Erinnerung an die Eroberungsgelüste in Deutschland wecken und als Zeichen der Furcht gegenüber England gedeutet werden. Der Dauphin gab seinen Widerspruch auf[1]). Der ursprüngliche Plan wurde

---

rung des Hotels der auswärtigen Angelegenheiten verschwunden [?], aber Bois-Le-Comte hätte Abschriften behalten, „aus denen er Napoleon III. am 26. Nov. 1856 eine Darlegung der Polignacschen Entwürfe machte". Diese nicht belegte Behauptung Gervinus' wird von T. G. Djuvara: Cent projets de partage de la Turquie. Paris, Alcan 1914, S. 391, der A. Pingaud: Le projet Polignac (Revue d'histoire diplomatique 1900, S. 402—409) folgt, irriger Weise mir zugeschrieben. Das erste und dritte Aktenstück sind abgedruckt bei Schiemann: Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I, Band II S. 511 ff. 1908, vgl. daselbst S. 384.

[1]) Die allgemeine Annahme, daß die Beratung des Conseil acht Tage gewährt habe, ist nur haltbar, wenn das Datum der

vom König und seinem Conseil genehmigt, und Polignac wies, ohne Pozzo di Borgo ins Vertrauen zu ziehen, durch Bois-Le-Comtes Feder unter Beifügung der Denkschrift Mortemart am 4. September an, sich zunächst persönlich mit dem Zaren zu verständigen. Wenn ihm dies gelinge, sollte eine Vereinbarung über die Mitteilung des großen Planes nach Berlin und München stattfinden. Auch die spätere Mitteilung nach Wien und London sollte in Petersburg verabredet werden. Zugleich aber war für alle Fälle die Masse der Streitkräfte zu bestimmen, die Rußland und Frankreich zur Durchführung „des von ihnen festgesetzten Arrangements" aufzustellen hätten. Die Instruktion sollte vorsichtshalber nicht in dem Gesandtschaftsarchiv aufbewahrt, sondern von Mortemart nach Frankreich zurückgebracht werden. Der eingeweihte Bote, der sie ihm abzuliefern hatte, sollte ihm als Sekretär dienen und seine Berichte mit sich nehmen. Endlich wurde Mortemart eingeschärft, nur im Fall wirklich eine Teilung der Türkei („démembrement") bevorstehe, von der Instruktion Gebrauch zu machen. Sollte der Friede zwischen Rußland und der Türkei abgeschlossen werden, so hätte er sie als nicht erhalten anzusehen[1]).

Denkschrift nicht als das ihrer Entstehung gilt. Denn die Denkschrift Bois-Le-Comtes trägt das Datum „Septembre 1829" und die Instruktion für Mortemart stammt vom 4. September.

[1]) Ursprünglich war die Absicht gewesen, sobald man in Paris Nachricht von der Einnahme Konstantinopels oder von der Absetzung des Sultans erhalten hätte, einen „agent habile et expérimenté" nach Petersburg zu senden, der sich mit dem Zaren verständigen, die „bases" einer Übereinkunft unterzeichnen und eventuell auf dem Rückweg in Berlin die Unterhandlung weiter führen sollte. Dies geht hervor aus einer Nota fol. 290 a. a. O. Ar-

Jedes Wort zur Kritik des „großen Planes" ist heute überflüssig. Man mag es Nettement, dem Lobredner der Bourbonen, verzeihen, wenn er sich zu dem bewundernden Ausruf fortreißen läßt: „Die Restauration hatte in allen Einzelheiten dieses großen Planes die Grundsätze und die Rechte jedes Volkes mit den Interessen Frankreichs zu vereinigen gesucht." Unbegreiflich aber erscheint es, wenn noch der neueste Geschichtschreiber der orientalischen Frage das Urteil fällt: „Das Projekt Polignac achtet die Rechte der Nationalitäten," und zum Beweise anführt: „alle griechischen Länder (‚tous les pays grecs' z. B. auch Bulgarien?) für Griechenland, Belgien für Frankreich, Holland für Preußen"[1]). Indessen bedarf ein bestimmter Gegenstand noch der Beleuchtung.

Die Denkschrift Bois-Le-Comtes enthält in ihrer Einleitung den Satz: „Schon hat der Wiener Hof dem Hof von Petersburg Vorschläge zugehen lassen, die sich auf die Voraussetzung beziehen, daß die Kriegsereignisse die Notwendigkeit neuer territorialer Kombinationen herbeiführen"[2]). Dieser Satz dient zur Rechtfertigung

chives Etrangères. Paris. Sie beginnt mit den Worten: „Le conseil ayant préféré charger M. de Mortemart lui-même de la négociation, cette dernière partie a été retranchée dans la copie qui en a été faite pour être envoyée à St. Pétersbourg". Man vergleiche auch die optimistischen Behauptungen des Baron Brenier de Renaudière in der Erzählung aus seinem Alter: Après Navarin (Revue de Paris 1897 Tome II, p. 399).

[1]) E. Driault: La Question d'Orient depuis ses origines jusqu'à nos jours. Paris, F. Alcan 1898, S. 132. Ebenso in den folgenden Auflagen. Der Verfasser findet die Rechte der Nationalität nur mit Bezug auf die Donaufürstentümer vernachlässigt.

[2]) Dieser Satz gehört zu den von Nettement unterdrückten Stellen.

einer Politik, welche verhindern soll, daß Frankreich von den nach der Einnahme Konstantinopels bevorstehenden Neuordnungen ausgeschlossen bleibe. Man würde Bois-Le-Comtes auffallender Behauptung kein Gewicht beilegen, wenn sie nicht durch Mortemarts Depeschen aus Petersburg bestätigt würde. Am 3. November 1829 meldete dieser, der Zar habe ihm gesagt, „daß ihm vor Abschluß des Friedens von Adrianopel von Östreich ein Projekt der Teilung der Türkei, wobei Frankreich leer ausgehen sollte, vorgelegt worden sei". Nikolaus fügte bei, er habe es seiner Beachtung nicht würdig gefunden, der König von Frankreich könne darauf rechnen, daß er ohne ihn, seinen loyalen und treuen Verbündeten, nie auf einen derartigen Plan eingehen werde[1]).

Ein Historiker nach dem anderen hat Metternich beschuldigt, allen Ernstes sein bisheriges „Staatsprinzip der Erhaltung der Türkei aufgegeben zu haben". Gervinus, der diesen Ausdruck gebraucht (VIII. 323), berichtet sogar, freilich ohne Quellenangabe, nicht nur in Petersburg, sondern auch in Berlin sei „der Teilungsplan, in dem Frankreich nicht im geringsten

[1]) Bericht Mortemarts 3. Nov. 1829: „avant la paix d'Adrianople un projet de partage de la Turquie dont la France était exclue lui avait été proposé par l'Autriche, qu'il n'avait pas daigné y faire attention et que le Roi pouvait compter qu'il n'entrerait jamais dans aucune combinaison de ce genre sans son loyal et fidèle allié. Il engage le Roi à s'occuper des suites de la chûte de l'Empire Ottoman qui malgré ses soins pour conserver un voisin aussi commode peut arriver d'un moment à l'autre. L'Empereur est sûr de la coopération de la Prusse aux vues sages qu'il concerterait d'avance avec le Roi". Archives des Affaires Etrangères. Paris.

bedacht war", von Metternich vorgelegt worden. Ihm folgt Viel-Castel (XX. 9) mit leisem Spott über die „fruchtbare Phantasie" des östreichischen Staatskanzlers. Bei Stockmar a. a. O. S. 154 findet sich, ohne Zweifel nach einem aus dem französischen Ministerium des Auswärtigen stammenden Exposé der Zusatz: „Die Preußen (Bernstorff, Ancillon) hoben in ihrer Antwort die Schwierigkeiten einer Teilung hervor, die durch die widerstreitenden Ansprüche der vielen Liebhaber entstehen müßten, welche sich finden würden. Sie meinten, man müsse das Phantom des türkischen Reiches so lange als möglich erhalten." Auch Albert Sorel äußert sich in seiner geistvollen Studie über „die russische Allianz und die Restauration", ohne zu schwanken: „Metternich, den Überlieferungen seines Meisters Kaunitz getreu und immer bereit, sich insgeheim zum Mitschuldigen der Handlungen zu machen, die er öffentlich verurteilte, hatte eine Teilung der Türkei vorgeschlagen, von der Frankreich ausgeschlossen sein sollte[1])". Theodor Schiemann kommt in seiner Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. Band II. S. 384 (1908) unter Berufung auf eine Depesche Mortemarts vom 5. December 1829 zu dem Schluß: „Ein östreichischer Teilungsplan hat allerdings existirt, ist aber von Metternich verleugnet worden."

[1]) A. Sorel: Essais d'Histoire et de critique. Paris, Plon 1883, S. 109. Sorel wiederholt nicht die Behauptung, daß Metternich diesen Plan auch in Berlin vorgelegt habe. Er erweckt aber die Vorstellung, als habe Mortemart schon im Sommer 1829, vor der Entwerfung des Memoires Bois-Le-Comtes, die Äußerung des Zaren mitgeteilt. Wie bemerkt, stammt Mortemarts Depesche vom 3. November.

Ich gestehe, hinsichtlich der Richtigkeit aller dieser Darstellungen die stärksten Zweifel zu hegen. Der Zar hatte allerdings die östreichische Regierung schon längst sondirt, wie sie sich im Fall des Zusammenbruches der Türkenherrschaft in Europa verhalten werde. Er hatte bereits vor dem Beginn des Krieges, im April 1828, an den östreichischen Gesandten die Frage gerichtet: „Was wird Östreich thun, wenn infolge eines unvorhergesehenen Zufalles die türkische Regierung stürzen sollte"[1]? Sodann hatte er anfangs 1829 dem in außerordentlicher Mission von Wien zu ihm entsandten Ficquelmont zu Gemüt geführt, das türkische Reich werde von selbst zerbröckeln, und er hatte die Bemerkung einfließen lassen, ratsam sei es, den Konkurrenten, die sich der Erbschaft bemächtigen wollten, zuvorzukommen[2]. Denkbar wäre es, daß Ficquelmont unter dem Eindruck der russischen Siege diese Frage akademisch weiter mit ihm besprochen hätte. In Paris mochte man im Sommer 1829 davon Wind bekommen, und im Geiste des Zaren mochten sich tastende Andeutungen zur Vorstellung „eines Teilungsprojektes" verdichtet haben. Adolf Beer übergeht in seinem Buch über die orientalische Politik Östreichs die Sache mit Stillschweigen. Ringhoffer, der bei seinen Forschungen im Geheimen Staatsarchiv in Berlin auf ihre Spuren gestoßen sein

[1]) „Que fera l'Autriche, si par un hasard imprévu le gouvernement Turc vient à tomber?" Bericht Zichys 24. April 1828, abgedruckt bei Prokesch-Osten: Geschichte des Abfalls der Griechen V. 210 und Aus Metternichs Papieren IV. 478.

[2]) Bericht Ficquelmonts 24. Februar 1829. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien.

müßte, wenn Gervinus', Viel-Castels und Stockmars Bericht zu trauen wäre, giebt gleichfalls keine Kunde[1]). Was aber die sämtlichen erwähnten Darstellungen besonders anfechtbar macht, ist der Umstand, daß F. de Martens in dem Kommentar zu seinem „Recueil des traités et conventions conclus par la Russie avec les puissances étrangères" des vermeintlichen Teilungsprojektes Metternichs mit keiner Silbe gedenkt. So manches kritische Bedenken dieser Kommentar auch erweckt: es ist nicht anzunehmen, daß sich Martens die Gelegenheit hätte entgehen lassen, im vierten Bande seines Werkes (Petersburg 1878), der die russisch-östreichischen Beziehungen auseinandersetzt, Metternichs Anschlag zu enthüllen und zu brandmarken[2]).

Kehren wir nach dieser notgedrungenen Abschweifung zu Polignacs „großem Plane" zurück. „Alles war bereit. Rußland hatte das förmliche Versprechen gegeben, uns handeln zu lassen. Wir hätten Belgien und Antwerpen besetzt. Die belgische Volksbewegung sollte im September ausbrechen. Unglücklicherweise wurde Karl X. im Juli gestürzt." Man traut seinen Augen nicht, wenn man diese Worte in einem kürzlich

---

[1]) Karl Ringhoffer: Ein Decennium preußischer Orientpolitik zur Zeit des Zaren Nikolaus 1820—1830. Berlin und Leipzig. F. Burkhardt 1897.

[2]) Nachträgliche Forschungen im Public Record Office zu London haben mich belehrt, daß d'Agoult, der französische Gesandte in Berlin, das Gerücht in Umlauf setzte, Östreich habe Rußland und Preußen eine Teilung der Türkei vorgeschlagen, was von preußischer Seite sofort widerlegt wurde; s. a. a. O. Prussia: Berichte Seymours 23. Sept., Taylors 28. Sept., 6. Nov. 1829 (Confidential). France: Aberdeen an Stuart 17. Nov. 1829. Russia: Aberdeen an Heytesbury 8. Dec. 1829.

erschienenen Werke E. Daudets liest[1]). Sie beziehen sich, wie man bemerkt, auf das Jahr 1830. Aber waren damals die Voraussetzungen, von denen Polignac im Jahre 1829 ausgegangen war, noch vorhanden? Zunächst war es ja gar nicht zu einer „Teilung der Türkei" gekommen. Rußland hatte vorgezogen, am 14. September den Frieden von Adrianopel abzuschließen. Mortemart war nicht in die Lage versetzt worden, von der Instruktion des 4. September Gebrauch zu machen. Der Gedanke, den König der Niederlande als Beherrscher eines neugriechischen Reiches nach Konstantinopel zu verpflanzen, mußte ihm, als er sie erhielt, äußerst komisch erscheinen[2]). Freilich blieben die Pläne Polignacs, zumal insoweit sie auf einen Ländertausch an Frankreichs Ostgrenze abzielten, dem Zaren nicht verborgen. Auch suchte er in Paris die Hoffnung wach zu erhalten, daß in Voraussicht einer neuen und dann

---

[1]) Erneste Daudet: Souvenirs et révélations. Histoire diplomatique de l'alliance franco-russe. Paris, Ollendorf 1894, S. 27. Der Verfasser beruft sich auf Mitteilungen des „colonel prince de Polignac, fils de l'ancien ministre".

[2]) Ich weiß nicht, warum bei Stockmar S. 157 angenommen wird, der Friede von Adrianopel sei unterzeichnet worden, „ehe die Instruktion nach St. Petersburg abgegangen war". — Rußlands Beweggründe, nicht auf Teilung, sondern auf Schwächung aber Erhaltung der Türkenherrschaft in Europa hinzuarbeiten, werden am deutlichsten in den Beratungen des Komites dargelegt, das im September 1829 unter Vorsitz des Fürsten Kočubej tagte s. Martens: Etude historique sur la politique Russe dans la question d'Orient (Revue du droit international. Gand 1877, IX. 69 ff. danach Martens: Recueil des traités conclus par la Russie etc. IV. 438—440). Schiemann a. a. O. I. 367. — Auf die prekäre Lage von Diebitsch habe ich hier ebensowenig einzugehen wie auf die Mission Müfflings.

vielleicht unheilbaren Erschütterung des türkischen Reiches Preußen bewogen werden könne, sich Vorschläge, durch die es in Mitleidenschaft gezogen werde, zu eigen zu machen[1]). „Preußen," hatte es in Bois-Le-Comtes Memoire gelautet, „bildet den hauptsächlichen Knoten unseres Planes." Kaum aber erfolgte zu Ende des Jahres 1829 von Petersburg eine verblümte Anfrage, ob Preußen sich nicht unter Umständen auf eine Vertauschung der Rheinprovinz gegen andere Gebiete einlassen würde, als Bernstorff die entschiedenste Verwahrung dawider einlegte. Er erklärte, hege der König „auch nicht die feste Überzeugung, daß nur in der unbedingten Aufrechterhaltung des Besitzstandes, wie solcher aus der Epoche der Wiedergeburt Europas hervorgegangen ist, eine Gewähr für die Ruhe und den Frieden dieses Weltteils liegt, so würden sich bei Sr. Majestät doch immer Pflicht und Neigung in dem unerschütterlichen Entschlusse vereinigen, sich nimmermehr von Landesteilen zu trennen, für deren Heil und Wohlfahrt Sie Opfer gebracht haben, deren Wirkungen bereits in reichlichem Maße hervorgetreten sind, und mit welchen Sie sich fester als durch alle Verträge durch ein Band der Liebe und des Vertrauens verbunden fühlen, welches jedes Jahr enger knüpft und für dessen Zerreißung Allerhöchstdieselben auch in den wesentlichsten materiellen Vorteilen keinen Ersatz zu finden glauben würden"[2]).

---

[1]) S. o. S. 369 Anm. 2.

[2]) Bernstorff an Schöler 31. Dec. 1829 s. Ringhoffer a. a. O. S. 426. Ebenso Bernstorff an Werther 3. Jan. 1830 s. Gervinus VI. 532. Karl Hillebrand: Geschichte

Nach allem wurde von dem „großen Plane" Polignacs nichts in die Wirklichkeit umgesetzt als die deutlich bekundete Zuneigung für Mehmed Ali von Ägypten und die Erwerbung eines türkischen „Trümmerstückes" unter den Barbareskenstaaten durch die Eroberung Algiers. Es fehlte freilich nicht an ernsten Staatsmännern in Frankreich, die von einer späteren orientalischen Verwicklung eine Revision der Karte Europas zu Gunsten ihres Landes erwarteten. So schrieb Molé nach dem Abschluß des Friedens von Adrianopel seinem Freunde Barante: „Nur ein allgemeiner neuer Brand kann die Absurditäten des Wiener Kongresses verbessern, und die Türkei wird dazu Gelegenheit bieten"[1]). Aber seine Prophezeiung, in dem Sinn, wie er sie gemeint hatte, blieb unerfüllt. Was im Laufe der Zeit von den „Absurditäten des Wiener Kongresses" verbessert wurde, und wie sich diese Verbesserung vollzog, lag außerhalb aller der Wünsche und Berechnungen, die Polignacs „großen Plan" erzeugt hatten.

---

Frankreichs I. 27. H. von Treitschke: Deutsche Geschichte III. 740. Nach seiner Darstellung hätte Mortemart und zwar schon vor Nikolaus' Reise nach Berlin, also im Frühling 1829, „vor dem Zaren ausführlich die Notwendigkeit eines großen Ländertausches erörtert".

[1]) Souvenirs du baron de Barante (1893) III. 521 Molé an Barante 15. Okt. 1829.

# Anhang

(Archives du Ministère des affaires étrangères. Paris. Russie. Vol. 178. Fol. 287—290.)

## Mémoire lu et approuvé au Conseil du Roi (Septembre 1829).

Que la chûte éventuelle de l'Empire Ottoman peut amener la nécessité d'un partage et, par suite, d'une nouvelle organisation territoriale de l'Europe. — Les armées Russes s'avancent vers Constantinople; étonnées elles-mêmes de leur triomphe, elles traversent, sans obstacle, une population qui n'a eu le temps de faire aucun préparatif de guerre; l'Europe les regarde avec inquiétude, mais elle ne peut arrêter leur marche, car personne ne prévoyait que le sort de l'Empire Ottoman pût être décidé dans cette campagne, et personne n'est prêt â faire la guerre. Cependant nous pouvons apprendre chaque jour que Constantinople est pris, ou qu'une de ces révolutions si fréquentes en Asie, surtout dans les moments de crise, a précipité le sultan Mahmoud du trône: l'un ou l'autre de ces événements amenerait la dissolution de l'Empire Ottoman en Europe. Toutes les puissances ayant été également surprises par la rapidité avec laquelle les choses ont marché, toutes se trouvent également embarassées de la conduite qu'elles ont à tenir. Si la France peut arrêter, la première, ses idées sur le parti qu'elle doit chercher à tirer des circonstances qui se développent devant elle, elle aura un grand avantage pour faire prévaloir les combinaisons que son intérêt lui aura conseillé d'adopter; mais si, au contraire, elle reste sans plan et sans volonté, et laisse les autres puissances se concerter et s'entendre, elle s'expose à être elle-même sacrifiée à des arrangements qui se feront sans elle, peut-être à rester encore une fois témoin impassible et forcé d'un partage que l'accord de

l'Angleterre, de l'Autriche et de la Russie lui enleverait les moyens d'empêcher: déjà la cour de Vienne a fait passer à celle de St. Pétersbourg des propositions applicables à la supposition que les événements de la guerre amenassent la nécessité de nouvelles combinaisons territoriales en Europe. Une fois l'Empire Turc renversé, sa reconstruction devient impossible. On se trouve donc, ou dans la nécessité de laisser l'importante possession du Bosphore à ceux qui l'auront conquise, ou de relever dans ces contrées un nouvel empire et d'y substituer un royaume chrétien à un état musulman. Aucune puissance ne pourrait consentir à voir la Russie s'établir à Constantinople; les raisons en sont trop évidentes pour qu'il soit nécessaire de les rappeler ici. Reste donc l'établissement d'un royaume chrétien; mais on ne pourrait, dans ce cas, s'empêcher d'en détacher les portions de l'Empire Ottoman dont l'acquisition serait nécessaire à la Russie pour l'indemniser des frais de la guerre et lui permettre de rappeler avec honneur ses armées victorieuses. L'augmentation de puissance que la cour de St. Pétersbourg en recevrait, ferait naître pour les autres cours l'obligation de conserver l'équilibre que cette circonstance menacerait de rompre, si les principaux états de l'Europe ne recevaient aucun accroissement proportionné, et la nécessité d'un partage qui entraînerait une organisation nouvelle de l'Europe. Avant d'examiner quelle pourrait être cette organisation, il importe de reconnaître quels seraient les moyens que la France devra choisir pour la réaliser et la diriger d'une manière conforme à ses intérêts; car ces moyens d'exécution doivent déterminer, en grande partie, la nature même des prétentions et des projets avec lesquels elle peut entrer dans une semblable entreprise. Il s'en présente deux principaux: une négociation générale suivie dans un Congrès, ou une entente séparée et secrète avec la Russie.

Examen de la question: si cette circonstance deman-

derait la réunion d'un Congrès, ou une entente séparée avec la Russie. — L'intimité des relations et l'habitude d'agir de concert qui est toute établie entre l'Angleterre et l'Autriche, et la profonde conviction que ces deux puissances ont de la supériorité de leurs intérêts, leur donneraient dans un Congrès une supériorité décisive sur la France et la Russie: les difficultés imprévues et les questions nouvelles qui, dans ces sortes d'assemblées, s'élèvent tout-à-coup et y changent inopinément l'objet même des négociations; l'impossibilité de s'entendre à l'amiable dans un partage où l'on ne peut traiter toutes les puissances aussi favorablement les unes que les autres; la perte du temps qui résulterait de la prolongation de ces discussions, et l'inconvénient qui s'en suivrait de tenir toute l'Europe dans l'attente et l'inquiétude, et de laisser les Anglais et les Autrichiens préparer les moyens d'attaquer l'armée Russe, sur les succès de laquelle repose tout ce plan; telles sont les autres considérations principales qui s'accordent à faire rejeter l'idée d'un Congrès.

Considérations qui portent à préférer le dernier moyen. — Une entente séparée et secrète avec la cour de St. Pétersbourg offre plus de chances de succès: la France et la Russie se trouveraient par là prendre les devants sur les puissances opposantes. Une fois d'accord, il leur serait facile ensuite d'entraîner la Prusse et la Bavière par les avantages qu'elles leur offriraient. Maîtresses alors de l'Allemagne par ces deux puissances, elles feraient connaître leur plan à l'Autriche d'abord, puis à l'Angleterre. L'Autriche, se voyant pressée entre la Russie, la Prusse, l'Allemagne et la France, se trouverait heureuse de sortir d'une telle situation en recevant le lot qui lui serait réservé dans le partage; l'Angleterre alors, abandonnée de tout le continent, ne pourrait que bien difficilement entreprendre, seule et sans alliés, une guerre pour empêcher la réalisation d'un plan qui aurait été adopté par toutes les autres puis-

sances, et elle se verrait contrainte de suivre l'exemple de l'Autriche.

Indication du plan de réorganisation territoriale de l'Europe qui pourrait être proposé. — La Russie. — On ne saurait se refuser, dans l'état actuel des choses, à donner à la Russie la Valachie et la Moldavie: ces provinces sont en sa puissance et n'ont pas de moyens de défense contre elle. La Russie en convoite, de vieille date, la possession; elle s'y est fait reconnaître d'ailleurs des privilèges et un droit d'intervention qui, depuis longtemps, l'en avaient déjà rendue presque maîtresse absolue: comment en exiger d'elle l'abandon? Et, d'un autre côté, comment pourrait-on les lui conserver dans une organisation nouvelle, où l'on voudrait introduire quelques principes de repos et de stabilité? On reconnait que cette cession a l'inconvénient de fortifier et d'étendre en Europe une puissance qui n'y est déjà que trop formidable; mais on ne croit pas pouvoir la lui refuser, lorsque ses armées ont pénétré juisqu'à la capitale de l'Empire Ottoman. La part, au contraire, que l'on fera aux Russes dans les provinces asiatiques de la Turquie est tout à notre avantage: elle peut leur frayer un jour le chemin des Indes, et il ne saurait être indifférent pour nous d'introduire et de fortifier dans cette partie du monde une rivale de l'Angleterre. De plus, il est utile de rapprocher la Russie de la Méditerranée, où nous avons si grand besoin d'appui contre la prépondérance Britannique. On laissera donc les Russes s'attribuer le tiers de l'Asie-Mineure, contrée qui est peuplée de six millions d'habitants; et, s'ils ne trouvent pas ce lot proportionné à l'importance du rôle qu'ils jouent dans cette question, nous pourrions consentir à ce qu'ils s'étendissent d'avantage encore en Asie. Si l'on comparait d'une manière absolue et isolée, d'un côté, l'importance des acquisitions qu'on assigne ici à la France et à la Russie, et de l'autre, la part que ces deux puissances prennent aux événements qui ont lieu en ce moment, la Russie aurait sans doute à se plaindre;

mais on lui fera observer que les principaux arrangements qui sont proposés en faveur des autres puissances, la cession de la Hollande à la Prusse, l'établissement d'un état chrétien à Constantinople, la réunion même de la Belgique à la France, se trouvent influer d'une manière tout aussi avantageuse par[1]) sa puissance fédérative que sur la nôtre; ce n'est même que cette combinaison, fondée sur l'accord et la solidarité des intérêts des deux cours, qui nous permet de présenter, avec des chances suffisantes de succès, ce plan de réorganisation.

L'Autriche. — Les possessions que nous destinons à l'Autriche, la Servie et la Bosnie, sont presque enclavées dans ses états; elle y a toujours eu des intelligences et des relations. Sans lui procurer une plus grande étendue de côtes, ces acquisitions la renforcent cependant sur l'Adriatique, en donnant à ses provinces maritimes plus de profondeur: c'est un avantage pour nous de fortifier les intérêts maritimes de l'Autriche, et de développer ainsi chez elle celui des élements de sa puissance qui pourra lui faire sentir un jour à elle-même tout ce qu'il y a de pesant pour l'Europe dans la prépondérance navale de l'Angleterre. La Bosnie et la Servie, presqu'aussi étendues, plus peuplées, mieux défendues par la nature, par l'art et par l'esprit tout militaire des habitants, que ne le sont la Valachie et la Moldavie, serviraient de contre-poids à l'extension que la Russie recevrait sur le Danube.

La Prusse. — En autorisant la Prusse à échanger contre la Saxe Royale les provinces qu'elle possède entre le Rhin et la Meuse, nous remplissons un voeu de prédilection de son cabinet; nous renforçons en même temps le centre de cette puissance; par là nous fortifions l'Allemagne d'un côté que le Congrès de Vienne a laissé sans défense, et nous affermissons la ligne de séparation

---

[1]) Sic! in der mir vorliegenden Kopie, vielleicht verschrieben für sur.

qui existe entre la France et la Russie. Nous y joignons la Hollande jusqu'au Rhin et à la Meuse, parceque nous faisons ainsi de la Prusse une puissance maritime, et que nous préparons par là un nouvel auxiliaire pour combattre la domination que les Anglais exercent sur les mers. La Prusse est, d'ailleurs, le noeud de notre plan, et il est indispensable de la contenter. Elle a 300 000 soldats, qui peuvent entrer en campagne dans un mois: si elle se joignait à l'Autriche, la force relative des puissances changerait entièrement.

La Bavière. — L'acquisition d'une portion de territoire qui rétablisse la continuité interrompue entre ses provinces du Rhin et le corps de la monarchie est, dans le Roi de Bavière, une véritable passion à laquelle il est disposé à tout sacrifier: nous ne pouvons, de notre côté, que gagner à soutenir en Allemagne une puissance intermédiaire entre l'Autriche et la Prusse, et il est d'une bonne politique de l'augmenter aussi, quand ces deux états s'accroissent. On conçoit les prétentions de la Bavière sur le comté de Sponheim; c'est une question qu'il ne nous conviendrait pas de résoudre comme droit en sa faveur, parceque l'application du même principe pourrait remettre l'Autriche en possession du Brisgau, et compromettre, de l'autre côté des Alpes, les droits que le prince de Carignan tient des actes du Congrès de Vienne; mais comme fait, on pourrait aborder cette question dans un arrangement qui donnerait à la cour de Munich beaucoup plus qu'elle ne prétend. Les provinces Prussiennes, situées entre le Rhin et la Meuse, sont peuplées de 1 600 000 âmes, et si le montant exact de leur population n'atteignait pas ce nombre, on en pourrait prendre le complément sur les portions de ces provinces situées sur la rive opposée du Rhin. Or, le nouveau Roi qu'on y établirait ne pourrait prétendre qu'à 1 400 000 âmes; on aurait donc à disposer encore de 200 000 âmes: de ce nombre, 20 000 environ rentreraient avec Sarrebruck et Sarrelouis dans les anciennes

frontières de la France; le reste serait donné à la cour de Munich, moyennant qu'elle nous restituerait Landau et son territoire, que nous avons dû lui céder en 1815; il lui resterait encore un accroissement de population de plus de 100 000 âmes, ce qui lui donnerait la facilité de procurer aux deux parties de ses états, par des échanges avec Darmstadt et Bade, la contiguité de territoire qu'elle désire. Si le plan de partage amenait une guerre avec l'Autriche, la Bavière devant alors faire de grands sacrifices et s'exposer à de grands dangers, on pourrait l'en indemniser en lui rendant l'Innviertel, l'Haurück (sic) et le Salzbourg, sa barrière naturelle, que la cour de Vienne l'a contrainte à lui céder en 1816. Ces provinces peuvent avoir une étendue de 200 milles allemands et une population de 400 000 âmes. Ayant nous-mêmes peu de soldats disponibles en ce moment, nous devons attacher beaucoup de prix à attirer dans notre alliance des puissances toutes militaires, comme la Prusse et la Bavière. Cette dernière peut réunir en peu de temps sous les armes 60 000 hommes bien exercés et très bons soldats: son accession entraîne forcément celle de Wurtemberg et de Bade. Entr'elle au midi, et la Prusse au nord, il est impossible à l'Allemagne de former aucune opposition.

Le Roi de Saxe. — Plusieurs motifs engagent à ne pas disposer de la Saxe, sans donner à son souverain un autre royaume à gouverner. C'est d'abord un triste et funeste spectacle à donner aux peuples, que l'exil d'une dynastie dépossédée par la prépotence des grandes puissances et par l'abus de la force. Il est ensuite toujours entré dans la politique des Rois de France de conserver en Europe l'existence des états secondaires: ce sont d'utiles intermédiaires à placer entre les grandes puissances dont ils empêchent le contact et le froissement. Il nous importe aussi beaucoup de prévenir la réunion en un ou deux grands états. Si jamais cette circonstance se réalisait, cette contrée qui est aujourd'hui partagée

entre des princes qui ont besoin de notre protection, ne nous offrirait plus alors que des forces rivales, jalouses et bientôt ennemies; notre puissance relative en serait sensiblement affectée. Enfin, les provinces Prussiennes voisines de la Champagne touchent au point le plus vulnérable de nos frontières; nous avons donc intérêt à les enlever à une puissance aussi formidable que la Prusse, pour les mettre entre les mains d'un Prince qui ne pourra jamais nous donner aucune inquiétude. C'est par ces motifs que l'on propose d'établir à Aix-la-Chapelle la famille régnante à Dresde; on lui donnerait pour royaume les provinces Prussiennes situées entre le Rhin et la Meuse: ce qui, en retranchant au midi 200 000 âmes nécessaires pour les arrangements relatifs à la Bavière et au rétablissement de l'ancienne frontière de la France, lui laisserait une population égale à celle de la Saxe et un territoire un peu plus étendu. La maison de Saxe ne perdrait ainsi rien de sa puissance, et elle acquerrait l'avantage de régner sur des sujets de la religion qu'elle professe; ce qui établirait entre le trône et les sujets un lien qui manque aujourd'hui également au royaume gouverné par la dynastie saxonne, et aux provinces rhénanes soumises au Roi de Prusse.

La France. — La France entrerait enfin en possession des provinces Belges jusqu'au Rhin et à la Meuse, avec les forteresses qui en dépendent, et elle recouvrerait en Lorraine et en Alsace la frontière de 1789. Il n'est pas besoin de relever l'importance d'une pareille acquisition. On n'a pas cru pouvoir se dispenser également de faire ressortir les avantages que nous trouverions nous-même dans la part que le plan proposé adjuge à chacune des autres puissances; et l'on doit remarquer ici, en général, que cette organisation nouvelle de l'Europe serait dominée par l'idée de l'intérêt de la France, comme celle qui a été faite au Congrès de Vienne l'a été par le désir de nous abaisser et de fortifier les autres puissances contre nous. Que si l'on trouve ces acquisitions sont

comparativement trop considérables, nous répondrons que nous ne faisons que satisfaire, d'une manière plus équitable et plus complète, au principe d'équilibre politique que le Congrès de Vienne a proclamé, mais qu'il n'a réalisé qu'en ce qu'il avait d'avantageux aux autres Etats et de défavorable à la France: en effet, que l'on compare la situation de l'Europe en 1792 à ce qu'elle est actuellement, et on reconnaîtra que tandis que la France a perdu ses colonies et vu resserrer ses frontières, la Russie, l'Angleterre, l'Autriche, la Prusse, et jusqu'à la Hollande, au Piémont et à la Bavière, ont étendu leurs limites, accru et concentré leurs forces, et augmenté le nombre de leurs possessions et de leurs sujets.

L'Angleterre. — L'Angleterre ne se prêterait jamais volontairement au plan d'organisation proposé, précisément parceque celui qu'il remplace était celui de ses combinaisons, et n'a pu se réaliser qu'au moyen de la grande influence qu'elle exerçait en Europe. Cependant il est nécessaire de lui faire dans le partage projeté une part suffisante, afin de ne rien négliger de ce qui peut prévenir une guerre, et de convaincre toute l'Europe de l'exigence de ses prétentions, si elle vient à ce parti extrême. On lui destine les colonies Hollandaises en Asie, en Afrique et en Amérique. Les établissements des Hollandais dans les îles de la Sonde et les Moluques comptent jusqu'à six millions et demi de sujets: elles sont situées sur le chemin de la Chine, entre la Nouvelle Hollande et les Indes. L'Angleterre y trouvera aussi un avantage précieux dans le monopole d'une branche de commerce considérable, celui des épiceries que produisent ces contrées Asiatiques. L'acquisition des établissements Hollandais, sur la côte de Guinée, lui donnerait de nouvelles facilités pour réprimer la traite des noirs, à la suppression de laquelle elle attache tant d'importance. Les colonies Hollandaises en Amérique, quoique peu considérables par elles-mêmes, ne laissent pas, par leur situation, d'avoir une grande valeur. Sans

même parler de la Guyane, la petite île de Curaçao est d'autant plus propre à former un riche entrepôt de marchandises, qu'elle se trouve beaucoup plus rapprochée du continent que ne l'est aucune possession Européenne. St. Martin et St. Eustache ne sont aussi nullement sans importance pour le commerce de ces parages. En donnant à l'Angleterre les colonies Hollandaises, on y mettrait la condition d'accorder le libre commerce à toutes les nations, comme l'Espagne le fait pour l'île de Cuba. Dans le cas où la cour de Londres refuserait son adhésion au plan de partage, l'acquisition de Curaçao procurerait de grands avantages à notre commerce. On pourrait laisser à la Prusse la Guyane, St. Eustache et St. Martin, si on ne craignait pas de donner par là trop d'encouragement à des fabriques dont les produits entrent déjà en concurrence avec les nôtres. Peut-être la Russie élèverait-elle des prétentions sur ces possessions; nous aurions moins à redouter de sa rivalité commerciale.

Le Roi des Pays-Bas, ou (du) nouveau royaume de Grèce. — Le roi des Pays-Bas irait régner à Constantinople avec le titre de roi de Grèce: la question Grecque se trouverait absorbée par cette combinaison. Candie, la Morée, les îles de l'Archipel, feraient partie du nouvel état. Cet état porterait en lui de féconds éléments de force et de grandeur. Il aurait avec nous l'intérêt commun que toutes les puissances maritimes auront longtemps encore, à abaisser l'Angleterre. Il faudrait plus de temps et de réflexion que les circonstances ne nous en laissent, pour apprécier avec justesse les chances de son existence et la nature des autres intérêts qui dirigeront sa politique: on doit se contenter de dire, en thèse générale, que les autres nations ne peuvent que gagner à voir un état chrétien et civilisé remplacer un état livré à la misère, à la stérilité et au dénûment qui est devenu le partage des provinces Turques. La libre navigation du Bosphore, moyennant le paiement de droits très modérés qui seraient réglés de commun accord,

serait assurée à toutes les nations et garantie par elles toutes. L'état de choses qui s'établirait en Anatolie indiquerait s'il serait nécessaire d'autoriser le roi de Grèce à occuper aussi la rive Asiatique des Dardanelles et du Bosphore.

Débris restans de l'Empire Ottoman. Asie—Egypte—Barbaresques. — On doit s'attendre, à la suite de ces événements, à voir une grande partie de la population Musulmane refluer en Asie. Si elle peut y former un Etat régulier, on reprendra avec elle les relations que l'influence, la fréquentation, le voisinage des peuples civilisés adouciront et rendront graduellement plus avantageuses; si, au contraire, elle y reste livrée à l'anarchie et à la barbarie, elle provoquera sans doute, de la part des puissances chrétiennes, à une époque plus éloignée, de nouvelles mesures dont les circonstances détermineront le caractère et le but. Il est probable que le Pacha d'Egypte profitera de ces événements pour se déclarer indépendant. Peut-être aspirera-t-il à devenir le chef de la puissance Musulmane, et à faire, de nouveau, de l'Egypte le siège du Califat. Maître de deux villes sacrées, et d'une grande partie de l'Arabie, placé entre les Barbaresques et la Syrie, il trouverait de puissants encouragements dans cette situation, dans sa richesse, dans sa force militaire, dans toutes les ressources dont il dispose. Les progrès de sa puissance tourneraient au profit de la civilisation et du commerce. Ce qu'il a fait de l'Egypte, si pauvre quand il en a pris le gouvernement, et aujourd'hui devenue pour l'Europe un marché si riche et si abondant, montre ce que deviendraient, entre ses mains, les côtes d'Afrique et les débris de l'Empire Turc en Asie.

---

**Tableau indiquant la nature et l'importance des changements introduits par le plan de partage.**

1⁰ *Acquisitions.*

| | | Etendue en milles allemands | Habitants |
|---|---|---|---|
| La Russie acquiert | La Valachie . . . | 1 125 | 900 000 |
| | La Moldavie . . . | 800 | 400 000 |
| | En Asie, le tiers de l'Anatolie . . . | 4 000 | 2 000 000 |
| | | 5 925 | 3 300 000 |
| L'Autriche | La Bosnie propre, avec la Croatie, la Dalmatie Turque et l'Herzégovine . | 839 | 850 000 |
| | La Servie . . . . . . . | 920 | 1 000 000 |
| | | 1 759 | 1 850 000 |
| La Prusse | Le Royaume de Saxe . . | 308 | 1 400 000 |
| | La Hollande jusqu'au Rhin | 412 | 1 700 000 |
| | | 720 | 3 100 000 |
| | à déduire: les provinces situées entre le Rhin et la Meuse . . . . . . . . | 400 | 1 615 000 |
| | Accroissement total de la Prusse . . . . . . . . | 320 | 1 485 000 |
| La Bavière | Dans le Palatinat et sur le Main . . . . . . . . | — | 120 000 |
| | Et, en cas de guerre, avec l'Autriche l'Haurück (sic!), Innviertel, le Salzbourg . . . . . . . . | 200 | 400 000 |
| | | 200 | 520 000 |
| La France | La Belgique, la Zélande, le Nouv.Brabant, le Luxembourg, et Landau . . | 760 | 3 800 000 |
| L'Angleterre | Les colonies Hollandaises | 4 700 | 6 600 000 |

2° *Translations de souverains.*

| | | Etendue en milles allemands | Habitants |
|---|---|---|---|
| Le Roi de Saxe | Les provinces de Juliers, Cologne et Clèves, sur la rive gauche du Rhin . | 110 | 500 000 |
| | Le gouvernement du Bas-Rhin, avec déduction de 200 000 âmes . . . . . | 250 | 920 000 |
| | | 360 | 1 420 000 |
| Le Roi des Pays-Bas devenu Roi de Grèce | La Turquie européenne, moins la Moldavie, la Valachie, la Servie, la Bosnie . . . . . . | 504 | 6 200 000 |

3° *Débris restants de l'Empire Ottoman.*

| | | |
|---|---|---|
| En Asie . . . . . . . . . . . . . | 17 000 | 7 000 000 |
| L'Egypte et ses dépendances . . . . | 12 960 | 4 000 000 |
| Les Barbaresques . . . . . . . . . | — | 3 000 000 |
| | — | 14 000 000 |

## Berichtigungen und Zusätze.

S. 188 Zeile 8 von unten ist zu lesen: „Zu Seite 177“ statt „Zu Seite 77“.

S. 133 ist noch beizufügen: Lettres d'Espagne publiées par Louis Thomas, Revue Bleue 13., 20., 27. Juni 1914.

Druck der Union
Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Anzeige des
Cotta'schen Verlages

